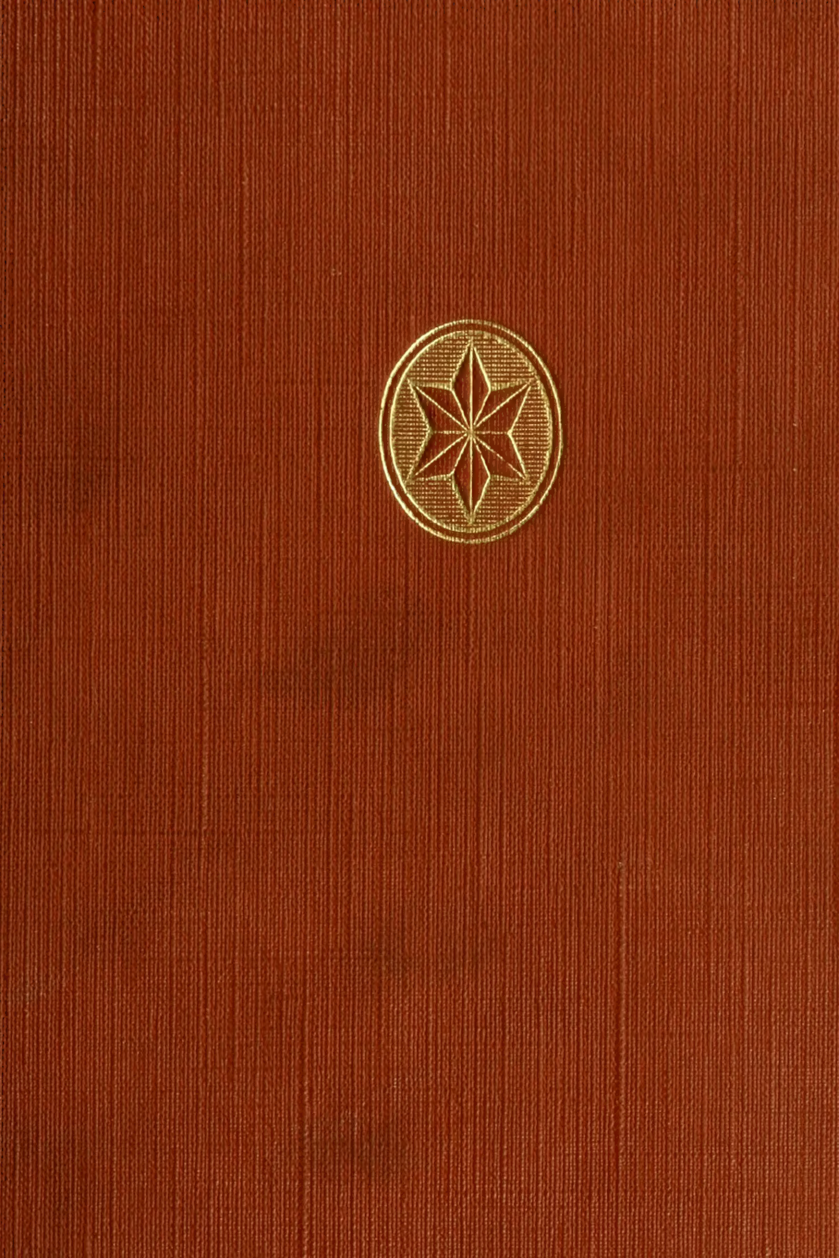
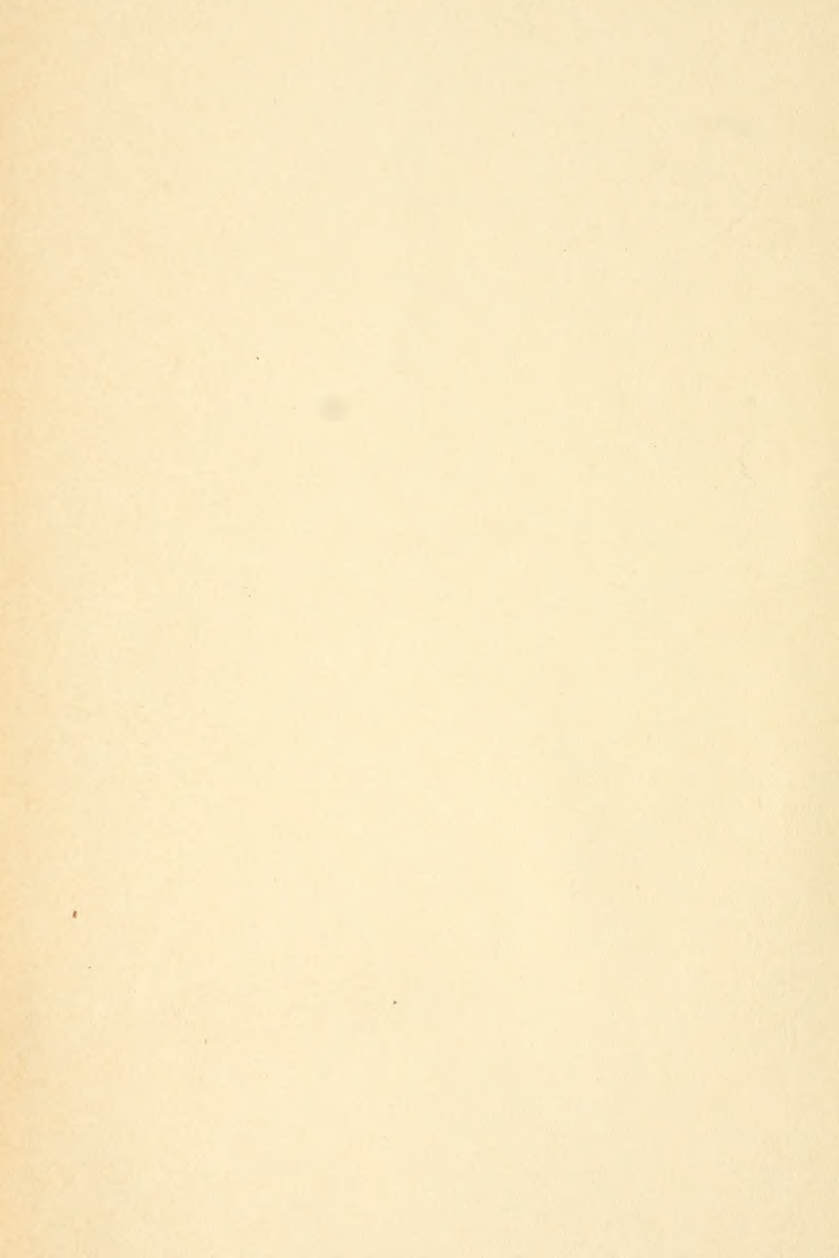
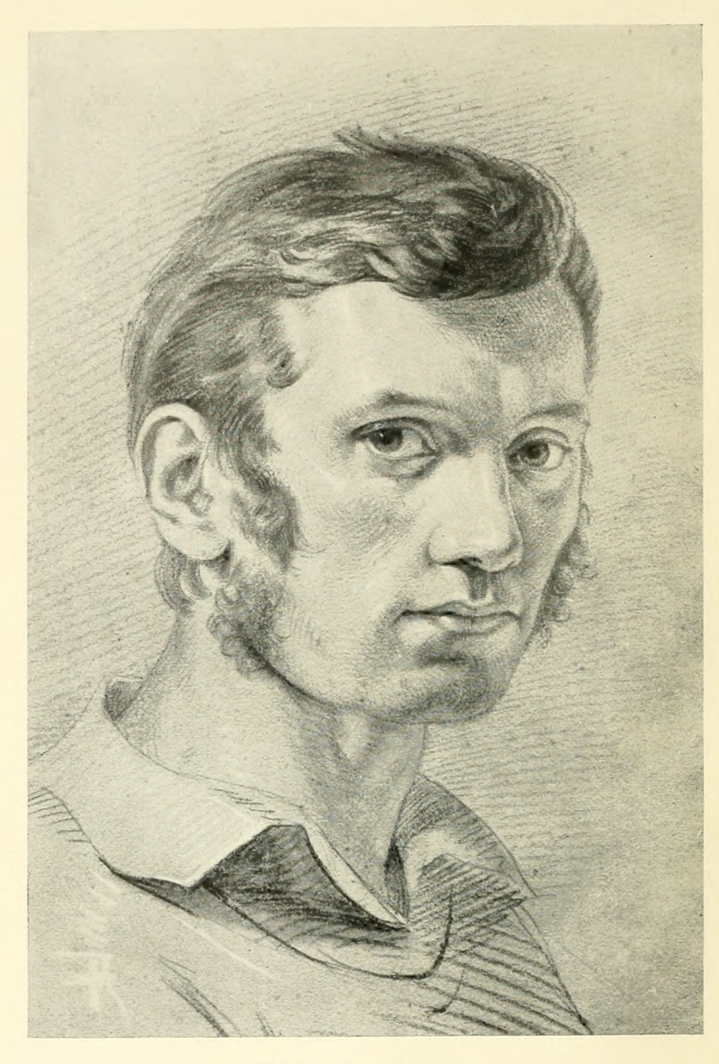












Philipp Otto Runge
(Selbstbildnis im Goethe-Nationalmuseum)

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Vierzehnter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1928

Das Jahr 1928 hat am 14. Juni die hundertste Wiederkehr jenes Tages gebracht, an dem Großherzog Karl August, Goethes Fürst und Freund, einundsiebzig Jahre alt, auf Schloß Graditz bei Torgau gestorben ist. Schon lange hat es sich die Goethe-Gesellschaft, des Dankes treulich eingedenk, den sie dem Schirmherrn ihres Dichters schuldet, auf mannigfache Weise angelegen sein lassen, ihm vor ihren Mitgliedern ein würdiges Denkmal aufzurichten: sie hat bereits im Jahre 1925, in Band 38 ihrer 'Schriften', seine äußere Erscheinung, wie sie von Malern und Plastikern festgehalten worden ist, in wechselnden Bildern an unsern Augen vorübergeführt, sie hat eben jetzt, in Band 40 der 'Schriften', dem militärisch-kriegerischen Zuge seiner Persönlichkeit, der ihm selbst so wichtig war, durch die Darstellung eines bewegten Zeitabschnittes seines Lebens gerecht zu werden gesucht, sie hat bei der diesjährigen Hauptversammlung, als sie dem trauernden Goethe nach Schloß Dornburg folgte, den Manen des Abgeschiedenen ein ehrfurchtvolles Opfer dargebracht. Durch diese vielfache Bemühung hat sie das 'Jahrbuch' der Verpflichtung entledigt, auch auf seinen Blättern an dem Sarge des Toten der Wirksamkeit des Lebenden zu gedenken; so sei denn wenigstens an dieser Stelle sein Name in Verehrung genannt. Wir wissen: sein ist das Verdienst, wenn sich Goethes Dichterkraft und Forschertrieb nach eigenster Wahl betätigen durfte, unbeschwert von Daseinsnot und Geistesnötigung, sein das Verdienst, wenn das Wort Weimar zum Symbol jeder höheren ethisch-intellektuellen Menschheitsbildung geworden ist. „Doch was priesest du Ihn, den Taten und Werke verkünden?" — die Spuren seiner Laufbahn sind weder aus dem politischen noch aus dem geistigen Werdegang des deutschen Volkes hinwegzudenken.

Wenn wir es uns versagt haben, in neuen Dokumenten ein neues Zeugnis für die unmittelbar-persönliche Wesenheit des Großherzogs Karl August vorzulegen, so wollten wir wenigstens seinen nächsten Lebenskreis betreten. Wir richten den Blick auf die stille Frau, die ihm duldende Gefährtin seines unruhigen Daseins gewesen ist, und suchen sie, die sich gerne vor dem Betrachter der weimarischen Welt in fernenden Nebel verhüllt, mit Briefen ihrer Frühzeit unserer Teilnahme näher zu bringen.

Die Aufmerksamkeit des 'Jahrbuchs' gilt dieses Mal vornehmlich Goethe dem Kunstfreund. Wir wenden uns einem Teilgebiete seiner künstlerischen Bestrebungen zu, das, schwankend und verschwommen, zwar oftmals oberflächlich durchflogen, niemals aber ernstlich durchforscht worden ist: dem Verhältnis Goethes zur romantischen Kunst. Und was die erste Untersuchung auseinanderzubreiten unternimmt, Goethes widerspruchvolle Teilnahme an Romantik und Romantikern, das begreifen wir als tief in seinem innersten Wesen begründet, wenn uns der letzte Beitrag unseres Bandes, Karl Voßlers energisch zusammenfassender Festvortrag, unter weitesten Gesichtspunkten Goethes Verwandtschaft mit dem Geiste romanischer Form enthüllt. Diese beiden Aufsätze, in ihrem Grundgedanken verwandt, spannen den Rahmen, in den kleinere Mitteilungen ein wechselndes Bild des wechselnden Goethischen Schaffens einzeichnen: neben dem Dichter stehen Naturforscher und Beamter, beide ganz anderen Zielen zugekehrt, und aus der Menge der Persönlichkeiten, die bestimmend in Goethes Leben eingegriffen haben, tritt jener bedeutende, aber grillige Mann hervor, den liebenswürdigere, aber ärmere Naturen so leicht um unser Wohlwollen bringen: Johann Gottfried Herder.

Die Reihe der neuen Mitteilungen über Goethes Tod und Bestattung soll im Hinblick auf seinen hundertsten Todestag, der am 22. März 1932 die ganze gebildete Welt bewegen wird, fortgesetzt werden.

August 1928. Max Hecker.

Goethe
und die bildende Kunst der Romantik

Von Kurt Karl Eberlein (Berlin)

> Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen; wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.
>
> Goethe.
>
> ('Versuch einer Witterungslehre. 1825.')

Goethes letzter an den befreundeten Staatsrat Schultz gerichteter Brief, der mit dessen Schreiben das letzte Heft von 'Kunst und Altertum' beschließt, enthält sein endgültiges Bekenntnis über das Objektive und Subjektive in der Kunst in dem Sinnbild des Brunnens.[1]) Wie an dem Marktbrunnen vor seinem Hause die verschiedenen Menschen und Alter das Wasser holten, wie die verschiedenen Geräte, Stellungen, Arten immer wieder seinen Fensterblick anzogen und wie doch jeder auf seine Weise dies alltägliche Erlebnis sehen und darstellen mochte, so wird auch unser Verhältnis zum Objekt immer wandelbar sein, wenn wir uns ihm auch immer wieder nähern, „um am unwandelbaren Verhältnis zu ihm die Freude des Lebens zu genießen". Dies Brunnengleichnis gilt gewiß auch für das wandelbare, doch dauernde Verhältnis zu dem unerschöpflichen Geist Goethe, dem sich jeder

[1]) Brief von Schultz: Wetzlar, 12. Sept. 1831. Goethes Antwort: 18. Sept. 1831. Briefwechsel zwischen G. u. Schultz. Aus d. Rhein. Mus. f. Philologie. Bonn 1836. K. u. Alt. VI, 1832, 521/32.

auf seine Weise mit seinem Geräte nähert, um schließlich zu erkennen, daß man es vielleicht wie jener von Goethe beobachtete Knabe am Brunnen machen müsse, der schnell hinaufstieg, „um sich über die Röhre gebückt unmittelbar aus derselben zu erquicken". Forschen wir aber als bauende Lehrlinge dem Brunnen und seinen Quellen nach, graben wir in stiller Stunde tiefer, um den köstlichen Quell in Ursprung und Lauf, in Windung und Richtung zu erkennen, so kommt gewiß auch dies den Trinkenden zugute; denn wie gern genießen wir das Vollkommene, wenn wir seinen Wert in dem mühsamen, abgelegenen Ursprung, in dem langwierigen, eigenartigen Werden als wunderbar einmalig und unersetzlich zu schätzen wissen! Vielleicht belohnen uns diese Forschermühen mit dem Fund unerwarteter, längst vergessener Einzelheiten oder Zusammenhänge, und dunkle Vermutungen finden eine lichte Bestätigung. Wie dem auch sein mag, so soll doch hier das Ergebnis solcher Forschung vorgelegt und Goethes eigenartiges, kaum erforschtes Verhältnis zur bildenden Kunst der Romantik geklärt und gedeutet werden.

Goethes Stellung zur Romantik, zu ihrer Idee und Theorie, Literatur und Dichtung ist bekannt.[1]) Wir wissen, wie der kleine Romantikerkreis, dessen Uneinigkeit und Wesensverschiedenheit bald zutage tritt, keineswegs sein Verhalten bestimmt, sondern wie er zu jedem Einzelnen anderen Abstand und andere Beziehung findet. Etwa 1804 zerreißt der Jenaer Freundeskreis, der in einem taktisch-lebendigen Goethekult einig war, für immer, und jeder steht mehr oder weniger für sich, zu oder gegen Goethe. Tieck, Caroline, Schelling, A. W. Schlegel lieben den „Papa Goethe", den sie „Gottvater" nennen, aber Dorothea, F. Schlegel, Schleiermacher hassen ihn bald, den auch Novalis nach erster Liebe bekämpft hat. Hatte man ihn im gemeinsamen Kunstkampf gegen die Aufklärer und gegen Schiller vergöttert, seine

[1]) G. u. d. Romantik, hrsg. Schüddekopf-Walzel, Schr. d. G.-Ges. XIII. XIV, 1899; H. Röhl, D. ältere Romantik u. d. Kunst d. jungen G., 1909; O. Harnack, Essays u. Studien z. Lit.-Gesch., 1899; St. Waetzoldt, G. u. d. Romantik, Ber. d. Fr. Dtsch. Hochstifts, N. F. IV, 1888; J. Körner, Romantiker u. Klassiker, 1924; J. Körner u. E. Wienecke, D. Briefwechsel v. A. W. u. F. Schlegel m. Schiller u. G., 1927.

Phantasie, Poesie und „objektive Antike“ als progressive Kunst gepriesen, den ‘Wilhelm Meister’ als Tendenz des Zeitalters feinsinnig ausgedeutet, die Begriffe „der junge Goethe“, „der alte Goethe“ geschaffen und somit die Goethephilologie begründet, so wendete sich, nachdem er geschützt und geholfen hatte, bald das Blatt. Die Uneinigkeit der Romantiker wurde auch darin offenbar, daß sich die Geister an Goethe scheiden, nicht nur kunsttheoretisch und religiös, sondern auch rein menschlich. Nicht die Romantik, nicht die Theorie und Kunst, sondern die Menschen, die Schlegel, sind der Stein des Anstoßes. Sie, die klugen Denker und Mittler, die feindlichen Brüder mit den feindlichen Frauen — auch hier der Nibelungenhaß zweier Frauen —, Friedrichs Nazarenerthese, Wilhelms „Schreiben aus Rom“ eröffnen den Kampf, Friedrichs Konvertieren erregt Goethes Wut, die „Schelme“ werden Feinde, und wenn auch der diplomatische Wilhelm später einlenkt und sich 1828 vom Nazarenischen lossagt, so ist doch bald wieder durch das Erscheinen des Goethe-Schillerschen Briefwechsels der Bruch vollkommen. Dagegen bleibt Tieck, „der König der Romantik“, Goethen bis zuletzt lieb und nahe. Es überrascht doch, wenn man hört, daß Goethe den ‘Sternbald’ zweimal gelesen und gelobt hat, daß er sich bis in die Nacht hingerissen von Tieck die ‘Genoveva’ vorlesen ließ und den ‘Zerbino’ bewunderte. Das Romantische hat ihn also nicht gestört, wenn das Menschliche galt. Auch mit Schelling blieb er innig befreundet, schirmte die Liebe zu Caroline und die neue Ehe mit Pauline Gotter. Schelling war ihm ein treuer, wichtiger Vorposten in München. Aber den Steffens mochte er nicht, seine „uneinige Einigkeit“ blieb ihm fremd, wenn auch Steffens ihm verehrend entgegenkam, ihm seine ‘Beiträge’ widmete und mit Runge vermittelte. Wie er den Heidelberger Germanismus der „Liedermäkler“ wohlwollend begrüßte, das ‘Wunderhorn’ empfahl, dann aber abgekühlt durch die „leidenschaftliche Beschränkung“ und den deutschen Patriotismus die Heidelberger treiben ließ und schließlich abschüttelte, dies alles beweist, daß es immer zunächst die Menschen, nicht die Romantik als Bewegung und Zeitstil waren, die er ablehnte. Wieviel hatte er doch selbst trotz Schillers Widerspruch der Romantik zu verdanken, wie willkom-

men waren ihm diese Metriker[1]), Kritiker, Pamphletisten, die von anderer Seite gegen seine Feinde losschlugen, wie wußte er diese neue Kunstform in Scherz und Ernst als Volkslied, Sonett, Terzine, Xenie, in Epik, Roman, Novelle, Zeitspiel und Maskenzug zu verwenden, Witziges und Grobes, Opernhaftes und Antiquarisches, vor allem in den Zusätzen zum 'Faust' zu verdichten! Hat man doch gerade in letzter Zeit den romantischen Goethe wieder hervorgehoben und ihn sogar ganz der Romantik zuweisen wollen, weil man romantisierenden Klassizismus und klassizierende Romantik nicht zu scheiden wußte. Er selbst verstand sehr wohl zu unterscheiden und sah auch bei den andern scharf und klar auf Gehalt und Form. Ins Neue und Gegenwärtige blickend erschienen ihm später die Mailänder Kämpfe zwischen Romantizismus und Kritizismus „als Spiegel unseres vergangenen und gegenwärtigen Treibens", und sein Aufsatz hat nicht umsonst den Titel: 'Klassiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend'.[2]) Hier macht er die bedeutsame Bemerkung, „daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches". Damit ist auf den Bedeutungswandel des fatalen Wortes hingewiesen, auf die Geschichte des Begriffes „Romantik", die heute wieder in Wandlung und Bewegung ist und mehr als Reibfläche statt als Licht den methodischen Geistern dient. Auch für Goethe ist der Begriff „Romantisch" ein wachsender, wandelnder, fortschreitender Begriff, dessen Sinnfolge in den zahlreichen Bekenntnissen bis in das letzte Lebensjahr offenbar wird. Es ist ja alles, was er gesagt und geschrieben hat, lebendig wie bezüglich dem schöpferischen Augenblick verpflichtet und also scheinbar zuweilen widersprechend, weshalb sich mit Goethezitaten alles belegen oder widerlegen läßt. Romantisch erscheint ihm als der Gegensatz von klassisch, plastisch, antik, und wird je nachdem als gesucht, übertrieben, fratzenhaft, ungebunden, jung, sinnlich, nordisch, krank,

[1]) A. Heusler, Deutscher u. antiker Vers, 1917. G. u. s. Versberater, 116f.

[2]) K. u. Alt. II 2, 1820, 133/43.

sentimental usw. bezeichnet. Er wird dem neudeutschen Wesen beigelegt, dem inkompletten, deutschrömischen Künstler, kurzum dem Negativen, trotzdem er, wie wir sahen, Romantisches in der Dichtung wohl zu schätzen wußte und, wie wir sehen werden, auch in der Kunst. Fragen wir uns nun, welche Kunst denn eigentlich die romantische genannt werden müsse, was die einzelnen Romantiker für diese Kunst geleistet haben, so werden wir überrascht sein, ein recht bescheidenes Ergebnis von Leistung oder Einfluß zu finden. Doch muß dieser Zusammenhang kurz geklärt werden, ehe wir zu weiterem Ausblick kommen.

Der junge, androgyne Wackenroder war zweifellos in Wissen, Denken und Erkennen der Gebende, nicht der nehmende Freund Tiecks, das Original all der späteren Kopien und der wahre Vater der neuen Kunstidee. Dieser lebenszarte, von Musik und Gefühl verzehrte Liebende war das reine Organ des neuen protestierenden Zeitgeistes, der einer abgelebten Bildungswelt ein neues religiöses Ethos entgegenstellte. Von Gilly, Koch, Moritz vorgebildet, findet er in der deutschen Vorzeit des sogenannten Mittelalters die Kunst- und Lebenswerte, den Lebenspunkt, die Harmonie menschlicher und göttlicher Kräfte, die Mensch und Welt, Leben und Kunst verbinden. Er findet die universale humanistische Toleranz, das Gesetz, wonach jede Kunst angetreten, wonach der Ägypter ägyptisch, der Deutsche deutsch sein muß. Kein Wunder, daß er den Gefühlsakt da sucht, wo er ihn findet, daß ihm Dürer und Raffael, Nürnberg und Rom gleichviel bedeuten, daß ihm Kunstgeschichte zur Gesinnungsgeschichte wird, daß er als Fiorillo-Schüler in Göttingen in den Quellenschriften Quandts und Vasaris eine neue schönere Welt entdeckt. Er, der in Gespräch, Brief und Manuskript dem quälerischen Freunde sein Bestes gab, wurde nach seinem Tode von Tieck ausgedichtet, kopiert, popularisiert, und wenn auch nicht erwiesen ist, daß Tieck seine 'Vittoria Accorombona' den Papieren des Toten verdanke, so war er doch gewiß der glückliche Erbe dieses Ideenschatzes. Auch sei betont, daß der vielverspottete 'Klosterbruder'-titel gar nicht von Wackenroder, sondern von Reichardt stammt, der ja auch Wackenroders Erstlingsschrift in Druck gegeben hatte.[1])

[1]) Ehrengedächtnis unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers

Diese 'Herzensergießungen' mit ihrer reinen, frommen Gefühlswelt wirkten auf die deutsche Künstlerjugend sehr stark, vor allem in Rom, wo man Goethe für den Verfasser hielt. Ich werde später erklären, warum sie gerade in Rom wirken mußten. Auch Tiecks 'Sternbalds Wanderungen' und 'Phantasien über die Kunst' übten ihren nationalen Zauber, aber nazarenisch oder katholisierend zunächst nicht. Goethe ließ beide Bücher im allgemeinen gelten, witterte aber wohl die Gefahr der romantischen Kunsttendenz.[1]) Tiecks Verhältnis zur Kunst war sehr fragwürdig. Er war weder kunsthistorisch noch musikalisch so gebildet wie der tote Freund. Aber er war ein Literat, und das sagt alles. Er hatte das Glück, in Dresden Runges Freund zu werden und in ihm den Novalis-Ersatz für geistreiche Gespräche und Träumereien zu finden. Er war aber sprachlos überrascht, als ihm Runge in Ziebingen seine 'Tageszeiten' vorlegte und erklärte. Er war nehmend wie gebend trotz allem ein Schlegelianer, und Runge merkte bald, daß er doch allein stand. Der große Nachempfinder, Vorleser, Regisseur, der als Germanist seine Verdienste hat, war der neuen Kunst gegenüber niemals schöpferisch, weder für Runge noch für Friedrich oder Carus. Er war der Künstler des romantischen Gesprächs, zwar nicht so wie Friedrich Schlegel, der im Sprechen wirklich Geniales fand, aber doch geistreich, vermittelnd, verknüpfend, romantisierend. Außer ein paar Vignetten, die ihm Runge für seine Minnelieder radieren mußte, außer dem 'Genoveva'-Zyklus, zu dem er in Rom die Brüder Riepenhausen begeisterte, hat er für die romantische Kunst wenig geleistet. Doch will er an Friedrich Schlegel Wackenroders Idee

---

von einem kunstliebenden Klosterbruder. Deutschland, hrsg. von Reichardt, 1796. 7, 59/63.

[1]) Schlegel brachte aus Jena Wackenroders Buch mit (Dez. 1796). Meyer erbat es am 20. Nov. 1799 von G., weil Bury entfernt von Rom sich wenigstens an diesem Buch zu erholen wünschte — „und da die Oppositionspartie täglich verdrießlicher wird, so gedenke ich vermittelst des besagten Klosterbruders unsern Tieck, obwohl er Schlegels Freund ist, doch noch als einen großen Mann lobgepriesen zu machen". Also Tieck wurde gegen die Romantiker ausgespielt, und der 'Klosterbruder' sollte dazu dienen, von dem Meyer zwei Tage später schreibt: „Der Klosterbruder ist zwar keine Speise für uns, allein es ist viel Nachfrage darnach."

über die Altdeutschen 1803 in einem Dresdener Galeriegespräch vermittelt haben und behauptete noch später, daß die Hälfte des Schlegelschen Aufsatzes in der 'Europa' ihm gehört habe.[1]) Jedenfalls war dieser Pariser Galerieaufsatz ihm gewidmet, und durch ihn kamen die alten Ideen über Schlegel in Paris zu den Boisserées, die mit Bertram und Chézy die Stadt und das Musée Napoléon durchwanderten und bei Schlegels im Palais Holbach in der Rue Clichy hausten. Deutete er ihnen die alten Bilder und die nazarenische Idee, so erklärten sie ihm die Architektur und die Schönheiten von Notre Dame.[2]) Die rheinfränkische Gruppe, deren Künstler Cornelius sein wird, ist also durch Tieck und Schlegel von dem Romantiker Wackenroder im wesentlichen belehrt. Über das Verhältnis der Schlegel zur Kunst ist vielerlei geschrieben worden.[3]) August Wilhelm war ein kritischer Kopf. Er hatte zwar Sinn für Garderobe und Wohnung, für Eleganz und Mode, aber die Welt des Auges lag ihm fern. Doch war er ein feiner Seismograph für den Zeitgeist und ein kluger Vermittler. Schon 1798 hatte er in dem berühmten Galeriegespräch aus der Dresdener Galerie, dann noch besser in dem gleichnamigen Gedicht das Bündnis der Kirche mit den Künsten verkündigt und war, bis zum Widerruf, auf der Seite der Nazarener. Friedrich dagegen, urwüchsiger und sinnlicher, hatte den besseren Blick und, wenn auch die Kenntnisse zunächst fehlten, ein sicheres Gefühl für Farbe und Linie. Auch lebte er durch seinen Stiefsohn Philipp Veit der neuen Kunst in Wien und Rom näher. Was er der lebenden Kunst geschenkt hat, war seine Kunsttheorie, die Nazarener-Idee der religiös-liturgischen Kunst.[4])

---

[1]) S. Boisserée, 1862, I 558. Tagebuch 4. X. 1830.

[2]) E. Firmenich-Richartz, Sulpiz u. Melchior Boisserée als Kunstsammler I, 1916.

[3]) Sulger-Gebing, D. Brüder W. u. F. Schlegel in ihrem Verhältnis z. bild. Kunst, 1897.

[4]) Der Wandel der Kunstthese Goethes zu der Schlegels ist durchaus folgerichtig. Nachdem die Kunstarten Malerei und Plastik scharf getrennt, nachdem die Kunst der Moderne als Malerei und pittoresk, die Kunst der Antike als Plastik und plastisch bestimmt war, blieb doch nur der Schlegelsche Schritt, daß der Stoff der Antike antike Mythologie griechisch-episch, daß der Stoff der Moderne christliche Mythologie mittelalterlich-romantisch

Wenn etwas beweist, daß er kein norddeutscher Romantiker ist, so ist es diese Theorie, die der Romantik das Grab grub und zu der sicheren Tradition zurückführte. Schon in der 'Europa' schrieb er deutlich gegen die romantische Kunst und ihre Privatmythologie. Er ahnte im zerstörten Europa das Ende der Renaissance, das Ende der humanistischen Kultur, er sah vom Norden her, von Asien Neues, Zukünftiges kommen: Revolution und Macht. Da rief er an das Steuer, auf das Schiff der Kirche, in die alten Formen und Symbole des Mittelalters zurück. Der gläubige Judas der Romantik war Friedrich Schlegel; er rettete sich, seinen Glauben, seinen Appetit. Was er über die altdeutschen Bilder von Paris, Köln, Wien, Karlstein schrieb, war im Historischen Boisserées Verdienst. Und doch schenkte er der neuen Kunst so viel: Malerei als Stil der Malerei, als Bestimmung die Religion, das Handwerk als Grundlage, die Gilde als Bund, den Kunstort, das Lokale, Nationale, das Italisieren als Unrecht. Wenn einer von den Romantikern der jungen deutschen Kunst etwas gab, so war er es. Er war der größte, der gefährlichste Gegner Goethes als Kunstlehrer. Der Haß war auf beiden Seiten begreiflich. „Das sächsisch-weimarische Heidentum" war ihm der Feind, und Goethe rächte sich damit, daß er Schlegels Namen verschwieg, als er 'Über Kunst und Altertum am Rhein und Main' schrieb. Das hat ihm Dorothea nie verziehen, die von Goethe zu sagen liebte: „Wenn man alt ist, ist man noch nicht antik." Schleiermacher, Schelling, Steffens, Arnim, was hatten sie alle der Kunst zu geben? Ich betonte, daß gerade Schelling mit Goethe innig befreundet blieb. Sie harmonierten auch in ihrer Kunstanschauung. Schellings Kunstphilosophie (1802/3), seine oft gedruckte Münchner Kunstrede (1807) war Goethen lieb und geistesverwandt. Der neuen Kunst hatte er wenig zu geben — Runge gab ihm — und war, als es galt, ehrlich nazarenerfeindlich. Trotz seiner Naturphilosophie und 'Weltseele' war er ein klassizistischer Kunstfreund. Von ihm war kein Ärgernis zu erwarten. Steffens liebte Runge, den er gern hofmeisterte. Er ließ gegen Goethe

sein müsse. Diese Begriffe, die sich von 1798—1803 von den 'Propyläen' zur 'Europa' bildeten, waren so überzeugend, weil sie erlebt und gestaltet wurden.

durchblicken, daß der Maler eigentlich seine Farbenlehre von ihm habe. Den Künstlern hatte er trotz seiner Freundschaft mit Runge weniger zu sagen als Schubert, der seine feinen Kunstbemerkungen dem Freunde Friedrich schuldig ist, dessen Bilder er als Beispiele neuer Naturbetrachtung und Natursymbolik beschrieb. Dasselbe gilt für Adam Müller, der seine Landschaftstheorie dem gleichen Friedrich abgeborgt hat, wie ja überhaupt Friedrich für Kleist, Müller, Schubert, Tieck, Brentano u. a. der Gebende war. Arnims Kunstgefühl war durch die gebildet, zu denen er sich gesellt hatte, durch die rheinfränkische Gruppe des romantischen Germanismus. Brentano war sein Kunstgewissen, Görres sein Berater. Durch sie wurde er ein Verehrer Runges[1]), den er 1808 vergeblich um Zeichnungen für die Einsiedler-Zeitung bat, durch sie ein Verehrer Friedrichs, Grimms u. a. Hier muß einmal darauf hingewiesen werden, wie gut die Kunstgeschichte als Gegenprobe[2]) zu den Thesen der Literaturgeschichte dienen kann und wie nur ein wechselseitiges Befragen — ohne die unselige Übertragung Wölfflinischer „Grundbegriffe" — von Segen sein kann. Wenn die süddeutsche Gruppe, die immer wieder der Romantik eingeschmuggelt wird, die ihr aber wesensfremd und teilweise feindlich gegenübersteht, nicht zu der norddeutschen Romantik, sondern zu der bayrischen Renaissance gehört (alle landen in München, auch die Boisserées!)[3]), so beweist das schon ihre Kunstpflege. Brentano, der Sammler, Kenner, Germanist, Kunsthistoriker, ist der Mittelpunkt des Heidelberger Kreises und der anspruchsvolle Leiter für den Buchschmuck des 'Wunderhorns'.[4]) Er ließ den reitenden Knaben von Kunze radieren, ließ mit Hilfe der Göttinger Bibliothek nach der Zeichnung Wilhelm Grimms das bekannte Titelblatt mit dem Oldenburger Trinkhorn von dem Heidelberger Weise stechen, der auch nach einem Stich von Meckenem das Titelblatt des dritten Ban-

[1]) Arnim ließ Runges Umschlag zum Vaterl. Museum (Not d. Vaterlandes) von Schinkel leicht verändert für den ersten Band der 'Kronenwächter' 1817 von Gubitz schneiden.

[2]) Eberlein, Kunstgeschichte u. Romantik. Faust I, 4, 18/22.

[3]) J. Nadler, Görres u. Heidelberg. Preuß. Jahrb. 1924, 279 f.

[4]) Eberlein, D. Märchenillustration d. Romantik. Faust II, 8/9. 21/9.

des wie auch für den Anhang nach E. L. Grimms Zeichnung Brentanos Titelblatt und den Rungeschen Brezelbuben stach. Er zog 1808 den jungen Grimm[1] in die Einsiedelei am Schloßberg, den bekannten Illustrator der 'Volks- und Kindermärchen', der 1811 Arnims 'Halle und Jerusalem' mit einer Vignette schmückte. Doch wird auch Runge angegangen, der schon 1804/5 im Flaxmanstil zwei Federumrisse mit Arabeskenrahmen nach den Heymonskindern für Görres gezeichnet hatte, weil dieser das alte Volksbuch nach einer Vaticana-Abschrift Glöckles in seiner 'Bibliotheca Vaticana' veröffentlichen wollte. Durch seine plattdeutschen „Döhnchen", zu denen noch das 'Märchen vom starken Hans' kommen sollte, hatte Runge die Heidelberger entzückt, so daß er mit Arnim und Brentano, der bei Steffens Runges Theateralmanach bewundert hatte, in Briefwechsel kam. Brentano wollte Runges Märchen in seine Märchensammlung aufnehmen, und Arnim war von dem 'Fischer und sine Fru' so begeistert, daß er danach seine 'Päpstin Johanna' dichtete.[2] Brentano bat Runge in dem schönen Brief vom 21. Januar 1810, die 'Romanzen vom Rosenkranz' mit Federzeichnungen in der Art von Dürers Gebetbucharabesken zu schmücken und wünschte von ihm noch im Juni große bunte Bilder und Holzschnitte für ein Kindermärchenbuch. Der Romantiker Runge verabscheute „die neugierigen Blicke in die Vergangenheit" und hätte diese Wünsche gewiß schließlich doch abgelehnt, wenn ihn der Tod nicht ereilt hätte. Niemals hat ein romantischer Künstler altdeutsche Kunst kopiert. Brentano, selbst ein gewandter Zeichner, liebte Runges 'Tageszeiten' so sehr, daß wir in seinen Blättern immer wieder Anklänge finden, und noch die letzte Steinzeichnung für

---

[1]) G. lernt E. L. Grimm, dessen Talent er seit 1809 durch Bettinens Sendungen kannte und der 1811, 1823, 1824 seine Arbeiten an G. senden ließ u. in K u. Alt. (IV 3. V 2) gewürdigt wird, am 5. Sept. 1815 in Frankfurt kennen R. Steig, G. u. d. Brüder Grimm, 1892; Ders., Lit. Echo 1912, 14. 749; L. E. Grimm, Erinn. a. m. Leben, hrsg. A. Stoll, 1913, 208/11, Register; S. Boisserée I 274.

[2]) R. Steig, Liter. Umbildung d. Märchens v. Fischer u. s. Frau. Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit. CX, 1903; ders. ebenda CVII, 277; ders., D. Familie Reichardt u. d. Brüder Grimm, Euphorion 15, Ergänzungsheft 1923.

seine Märchen ist nach seiner Angabe eine Variation von Runges 'Nacht'. Ich kann hier nicht erörtern, was er für die altdeutsche Kunst geleistet, wie er die alten Holzschnitte schätzte, Wickrams 'Goldfaden' und in Arnims Einsiedlerzeitung Holzschnitte von Baldung u. a. erscheinen ließ. Es ist bezeichnend, daß Brentanos Märchen von Münchnern und in München illustriert wurden und daß der Nazarener Steinle sein Künstler wurde. Die von Herder angeregte, von Görres geförderte Volkskunstbewegung, die nun in der Graphik weiterwirkte und mit den Rheinfranken nach Bayern zog, kurzum, diese Kunst des neuerwachten deutschen Volkes — d. h. des vierten Standes, denn alles andere war „gebildet" — war eine Nachblüte nordisch-romantischer Idee (Herder, Claudius), darf aber nicht mit der Romantik verwechselt werden. Dieser Seitenweg war uns erwünscht, um zu erweisen, wie wenig die Romantiker der zeitgenössischen Kunst gegeben hatten, wie sie vielmehr von dieser Kunst überrascht und bereichert wurden und wie die romantische Kunst sogar von der süddeutschen Germanistik Bewunderung und Anregung erfuhr.

Nun aber erhebt sich die Frage, wo eigentlich diese romantische Kunst gelebt habe, wer ihre Künstler, welcher Art ihre Kunstwerke sind, wie und wo sie sich ausgewirkt habe, und vor allem: wie denn Goethe in die Lage kommen konnte, sich mit dieser Kunst vertraut zu machen und sogar auf sie einzuwirken? Zeichnen wir also in kurzen Zügen die Kunstgeographie dieser neuen und romantischen Kunst. Eine Gruppe von niedersächsischen Malern, zumeist Pommern, ist der Stoßtrupp der romantischen Kunst. Sie besetzen, von der Kopenhagener Akademie kommend, Dresden, ein Bollwerk des Klassizismus, das sich zunächst dem Westen zugewandt, bald nach Berlin orientiert. In Dresden erstarkt, von preußischen Romantikern vermehrt (Kleist, Müller, Tieck), der kleine Künstlerkreis (Runge, Friedrich, Klinkowström, Kersting u. a.), der auch in Dresden Helfer findet (Hartmann, Kügelgen, Carus) und in Berlin Erfolg und Gefolgschaft gewinnt (der Kronprinz, der König, Schinkel, Blechen u. a.). Nach Runges frühem Ende ist Friedrich der Führer, dessen Schüler die Beziehungen zu Weimar, Berlin, Wien knüpfen. Von ihm kommen neue Kräfte zu der Nazarenergruppe in Wien, die in

Sezessionen nach Rom wandert und dort die Erbin des romantischen Klassizismus wird. Noch 1807 konnte Goethe zu Fernow sagen, „daß Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Kultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften". Leipzig und Jena schieden aus, die Berliner Romantik siegte, und der Schlachtruf: „Hie klassisch — hie romantisch!" trennte die Lager. Und doch wurde, wie wir sehen werden, Goethe der Schützer der romantischen Kunst, welche Weimar eroberte, die Höfe gewann und frühvollendet ihr Dresdener Hauptlager der Pseudoromantik überließ. Der Führer des rheinfränkischen Germanismus, Cornelius, durch die Sammlung Boisserée bekehrt und der stärkste Vorkämpfer des Deutschen, wird der Hauptmann der „römischen Schar", erobert Düsseldorf, dann München, wo er die deutsche Idee in einem klassizistischen Bildungsstil begräbt, indessen ein spätromantischer preußischer Trupp unter Wilhelm Schadows Führung Düsseldorf besetzt und die Schule dem neuen Realismus ausliefert. Durch den Siegeszug belgischer Geschichtsmalerei unterstützt, gewinnen die Düsseldorfer trotz nazarenischer Widerstände Dresden, Frankfurt, Karlsruhe und vermitteln in Schirmers Kunstschule die letzten Kräfte der norddeutschen Bewegung in der neuen Landschaftsmalerei den jungen Alemannen (Thoma, Böcklin). Overbecks Nazarenerschule, die sogar in Frankreich und England Nachfolger findet, lebt in Rom, Düsseldorf, Mainz, Prag, Wien in letzten Vertretern und geht in die liturgischen Klosterschulen über. Die Stammesgeschichte und Geistesgeschichte der neudeutschen Kunst spottet, wie man sieht, jeder Periodizität. Vor allem muß immer wieder betont werden, daß Romantikerschule und Nazarenerschule scharf zu trennen sind, daß die eine den Nordstämmen, dem Ich, der Symbolik, der Landschaft, der Farbe zugeschworen, daß die andere den Altstämmen, dem Du, dem Christentum, der Historie und der Liturgie, der Vergangenheit wie der Linie verpflichtet ist. Während die erste den Wenigen, den Kunstfreunden, der Phantasie gehört, lebt die zweite den Vielen, dem Volke und der Heilslehre. Die zeitliche Folge ist die, daß die Romantik mit den Freiheitskriegen gekrönt und abgeschlossen erscheint, daß aber das Nazarenertum das ganze Jahr-

hundert durchlebt und erst mit dem siebziger Krieg und dem Renaissancismus beendet ist. Die preußisch-romantische Idee fördert den Nationalismus, die Naturphilosophie, die Germanistik; die rheinfränkische Idee fördert den Historismus, die Kunstwissenschaft und den Katholizismus. Statt Dresden wird Berlin, statt Nürnberg wird Köln, statt Frankfurt wird München Zentrum und Lager. Die Romantik war der letzte Versuch, die neuen und alten Kräfte aufzurufen, das mythische religiöse Weltbild zu schaffen oder zu erhalten, der letzte verzweifelte Versuch, Mittelalter und Zukunft, Nord und Süd noch einmal zu verbinden und das Ende des Humanismus abzuwenden. Der Künstler übernimmt das Heldentum von Mönch und Ritter und flüchtet, als alles verloren erscheint, in die alte Tradition des Mittelalters, in Handwerk und Gilde, Frömmigkeit und Armut zurück. Der Renaissancismus, dem Nietzsche wie Marx, Imperialismus wie Sozialismus angehören, ist zu Ende, wir stehen am Rande des Mittelalters vor der Mechanisierung der Welt. Die Lösung liegt jenseits, nicht im Zeitlichen. Wir ahnen sie in Symbolen und sehen auch in der Kunst nur Symbol und Mittel, nicht Erfüllung und Zweck. Im Zwielicht rufen wir Zeugen und Helfer und sehen aus Fausts Lynkeuszelle einen tröstlichen Schimmer. Wir glauben heute Goethes verzweifelte und entsagende Einsamkeit — „verzehrte mein Frühstück ganz allein" — besser zu verstehen und wenden uns seinem tragischen Heldentum mit neuem Bescheiden zu.

Heute ist die Romantikforschung die Retorte neuer methodischer und wissenschaftlicher Versuche geworden.[1]) Die Geister scheiden sich, und die historische Periodisierung ist auch hier in Blüte. Wann fing die Romantik an, wo endet sie, wo fing sie an, warum fing sie an, bei welchen Menschen, Typen, Charakteren? Kurzum, es ist ein erfreuliches Leben im Bau, und die schöne Ruhe auf Hayms Lorbeeren ist gestört. Sieht man näher zu, so bemerkt man immer wieder, daß historische und ästhetische Begriffe verwechselt werden, daß die Begriffe und Hilfsbegriffe nicht scharf genug sind und daß auf Symptome hingearbeitet

[1]) J. Petersen, D. Wesensbestimmung d. dtsch. Romantik, 1926.

wird, statt den ganzen Geistkörper zu befragen. So hat man schon bald nach 1800 immer den armen Wackenroder für das neue Kunstwesen verantwortlich gemacht, und Goethe zitiert immer wieder „das klosterbrudrisierende sternbaldisierende Unwesen", das er seit 1805 mit heimlichem Groll verfolgt. Man machte ein paar Menschen, ein paar Bücher verantwortlich und glaubte damit das ganze Rätsel zu erklären. Als man nach dem scharfen Angriff der 'Weimarer Kunstfreunde' 1817 schließlich die Geduld verlor und als Docen gegen die Weimarer vorging, da erklärte er zu allgemeinem Erstaunen die neudeutsche patriotische Kunst aus jener Geniebewegung der Hamann, Herder, Goethe und machte Goethe selbst dafür verantwortlich, der die Romantiker für das haftbar mache, was er doch selbst belebt habe.[1]) Als man aber in Rom im Ludwig Richter-Kreis sich im Gespräch klarwerden wollte, woher eigentlich diese neudeutsche Bewegung stamme, fand man nur die Erklärung, daß sie eigentlich allenthalben gleichzeitig erschienen sei und daß es eben der Geist der Zeit gewesen sein müsse.[2]) Zusammenfassend hat dann der Kunsthistoriker Rumohr klug abwägend den Einfluß der Literatur auf die neueren Kunstbestrebungen der Deutschen nachgeprüft, die Ahnen der Romantik in Italien und Rom gesucht und die literarische Bewegung in Deutschland als den Verderb der neuen geistigen Bewegung erklärt, die eben ein neues schöpferisches Lebensgefühl gewesen sei, das sich neue Wissenschaft, Kunst und Religion schaffen mußte.[3]) Ohne nun hier allzusehr ins einzelne zu gehen, muß denn doch jene wichtige Vorgeschichte gegeben werden, deren Darstellung und Begriff uns noch fehlt und die ich als protoromantisch oder pränazarenisch bezeichnen möchte. Nur wenn wir diesen Prolog kennen, werden wir den weiteren Verlauf des Dramas verstehen, das sich in

---

[1]) B. J. Docen, Neudeutsche religiös-patriotische Kunst. Gegen d. Weimarer Kunstfreunde. Jahrb. d. Lit. VIII, 1819, 277/99.

[2]) Eberlein, D. Kunst d. Nazarener. Z. f. bild. K. 1926, 7, 150; ders., Nazarenische K., Pempelfort 1926.

[3]) Rumohr, Über d. Einfluß d. Lit. auf d. neueren Kunstbestrebungen d. Deutschen, 1841; vgl. Grf. Raczynski, Gesch. d. n. dtsch. K. III.

Italien und Deutschland abspielte und das für Goethe entscheidende Bedeutung erhalten sollte.

Ein kluges Buch von Lionello Venturi[1]) verfolgt die künstlerische Schätzung der Primitiven bis in unsere Tage und zeigt uns, wie gerade in Italien die Beachtung der frühen primitiven Kunst im 17. und 18. Jahrhundert aus lokalpatriotischen und historiographischen Forschungen im Wachsen war. Venedig, Bologna, Florenz, Pisa, Siena wurden ebenso wie Rom durchforscht, Mittelalter und Gotik fanden neue Beachtung trotz der Kunsttheorie, für welche die Gotik die barbarische maniera tedesca war. Aber trotz Muratori, Maffei, Félibien hielt diese Renaissancetendenz den Begriff „gotisch" in seiner alten Minderwertigkeit. Insofern war Goethes Münster-Rhapsodie damals wirklich eine Tat. Wie dann durch die Rheinfranken die Stilfolge byzantinisch-gotisch aufgestellt wurde, wie Rumohr 1831 auch diese These zerstörte, bis in Frankreich selbst der Begriff „Style ogival" und die Herkunft der Gotik aus Frankreich erforscht wurden, dies kann hier nicht verfolgt werden. Jedenfalls haben die deutschen Künstler für die neue Bewertung der Gotik mehr geleistet, als man bisher ahnt. In Italien war diese alte Kunst überall zu finden, und es bedurfte also nur neuer Künstleraugen, um das Gute und Ehrwürdige auch da zu sehen. „Wer des Feuers bedarf, sucht's unter der Asche" — und man suchte das neue Gefühl, die neue Würde, die neue Andacht der Kunst bei den Wanderungen, Ausflügen und Reisen in den verblichenen Fresken, in den dämmerigen Kirchen, in den Bronzetüren, Friedhöfen, Museen. Diese neue deutsche Malerjugend des 18. Jahrhunderts, die mit Skizzenbuch und Ölpapier die italienische Kunstwelt durchsuchte, kopierte aus solchen Gefühlen, aus Zuchtwahl und geschichtlichem Sinn, wie schon Mengs sich aus Raffael, Tizian, Correggio das Beste herauskopiert hatte.[2]) Die Geschichte

[1]) L. Venturi, Il gusto dei Primitivi, Bologna 1926. Vgl. Eberlein, D. dtsch. Litterärgesch. d. K. i. 18. Jahrh., Berlin, Diss. 1916, 52 (Literatur); J. Schlosser, Präludien, 1927, 270 f.; H. Schmitz, D. Gotik i. dtsch. K. u. Geistesleben, 1921; J. Körner, Germanische Renaissance, 1912.

[2]) Rumohr behauptet, daß Lanzis Gesch. d. ital. Kunst damals stark gewirkt habe, und betont, daß d. Romantiker so wenig den Geist d. Zeit

der Kopie ist auch eine Kunstgeschichte! Damals kam jenes Durchzeichnen der Konturen auf Ölpapier, das Calquieren in Mode, das für die neudeutsche Kunst der Typenträger werden sollte, und ich vermute, daß diese Technik mit der Erforschung der griechischen Vasenmalerei zusammenhing wie auch die Tischbein- und Flaxman-Manier. Solche Durchzeichnungen machten Goethes römische Genossen Tischbein, Lips, Bury, und auch der Kunst-Meyer wußte das zu schätzen. Diese Durchzeichnungen waren der Typenschatz der Deutschrömer, wenn er auch zunächst noch wissenschaftlichen Zwecken diente. So bewunderte Tischbein in Rom die Werke Peruginos, Bellinis, Mantegnas und pries ihre Verdienste, so stach Lips Fiesoles Fresken, die Hirt erläuterte, so kopierte Bury in Florenz nach Mantegna, Feodor nach Ghiberti, Meyer nach Bellini. Im Juli 1790 schickte Heinrich Meyer der Herzogin Anna Amalia die Kopie eines Engels nach Giovanni Bellini, um sich „der unschuldigen und bescheidenen Grazie des großen Johann Bellini zu erinnern". Die Bellini-Mode, die Raffael-Schwärmerei, der Fiesole-Kult führen ins 14. Jahrhundert zurück und dann langsam ins 16. Jahrhundert vor. Aus dieser Kunstwelt erwächst der Kunsthistoriker Meyer — der, wie Goethe, erst Künstler, dann Kunsthistoriker ist —, der sich seine Begriffe und Kunstworte schafft, der 1797 die Geschichte der neueren Kunst von Cimabue bis Raffael plant und 1800 für die 'Horen' über Masaccio schreibt.[1]) In diesen Künstlerkreis tritt der Schleswiger Carstens, scheinbar der große Erneuerer der Antike, in Wahrheit der Führer der klassizistischen Protoromantik, der, von Schiller und Goethe verhöhnt, Raum und Zeit malt, aber auch Umrisse zu Dante, 'Faust' und Shakespeare

---

verstanden, weil Tieck für Watteau, A. W. Schlegel für Cignani schwärmte.

[1]) O. Harnack, Dtsch. Kunstleben i. Rom i. Zeitalter d. Klassik, 1896, 109. 140/1; M. Hecker, G.s Briefwechsel m. H. Meyer I, Schr. d. G.-Ges. 33; W. Waetzoldt, D. dtsch. Kunsthistoriker I, 1921. Man vergleiche d. Umrißpublikationen d. Riepenhausen, Ternite, Langer, Wendelstadt. Berühmt waren bei d. Nazarenern d. Umrisse d. Mosler, Schinz, Ramboux. Sogar Runge empfahl d. Werk d. Riepenhausen 1810 an Prof. Schildener in Greifswalde.

zeichnet. Schon 1792 bewundert er in Nürnberg Dürers Werke, den er mit Raffael und Michelangelo für das größte Kunstgenie der Neueren erklärt; er liebt die frühen Italiener des Quattrocento, zeichnet auch nach Ghiberti, und sein Apostel Fernow spricht 1795 den Wunsch aus, „daß es Carstens gelingen möge, den einfachen, edlen und männlich-heitern Stil des 15. und 16. Jahrhunderts seiner Vergangenheit zu entziehen und in neue Aufnahme zu bringen".[1]) Nur der Maler Müller grollte über dies Lob.[2]) Als aber Fernow den Künstlern seine Kant-Vorlesungen hielt, kam es zu peinlichen Spaltungen; denn es fühlten „einige seiner Zuhörer den innigsten Hang in sich, die katholischen sentimentalen Gefühle der obengenannten alten Werke — Fiesole, Perugino, Mantegna, Francia, Bellini — wieder zu erwecken".[3]) So stark war dann diese religiöse Bewegung in des Carstens Schule, daß auch Hartmann, Schick u. a. eine Zeitlang religiöse Stoffe bevorzugten und so der Lukasgilde den Boden bereiteten. Im deutschen Rom ist die primitive Kunst, lange bevor eine Zeile von Wackenroder und Hirt erscheint, Gespräch, Studium und Liebe, ist die Religion „à l'ordre du jour", noch ehe um Dorotheas gelbes Sofa in Jena die Romantiker davon sprechen und schwärmen. Hier werden Dürer und Fiesole verehrt, der junge Raffael wie der junge Goethe geliebt. Nun versteht man auch Bürys Dank an Goethe, den er für den Dichter der 'Herzensergießungen' hält, die in Rom begeisterte Aufnahme finden. Nun versteht man, daß gerade Goethe, der Theoretiker der deutschen Gotik, mit Wackenroder verwechselt wurde und daß gerade in Rom Wackenroder, Tieck und Schlegel ihren Kreis finden müssen. Man begreift aber auch Goethes Ärger und Fernows Wut, der Carstens in Weimar zum anerkannten Meister macht, der, mit Reinhart dem Antiromantiker verbündet, gegen „das neue Evangelium und das pietistische Zeug", gegen „das Konturwesen à la Flaxman und à la Tischbein", gegen Schle-

[1]) Wielands N. T. Merkur, 1795, 6.

[2]) Horen 1797, III, 3. 4.

[3]) Fiorillo, Gesch. d. zeichn. Kste. IV, 1820, 82. F. betont, daß 1798 so viele deutsche Künstler wegen d. französ. Unruhen in Florenz statt in Rom lebten, wo ihnen die alte Kunst noch stärker entgegengetreten sei.

gel, Tieck und Kompagnie und die Gebrüder Riepenhausen wettert. Durch Fernow wird Carstens der neue Winckelmann, der Retter der Antike, durch Fernow werden Goethe und Meyer für immer gegen die Nazarener gewonnen. Sein Erbe ist der Haß gegen Wackenroder. Hatte Meyer noch im März 1800 als ein Geheimnis das bewunderte Gedicht eines Ungenannten (A. W. Schlegels 'Bündnis der Kirche mit den Künsten') der Familie Herder zum Vorlesen gebracht[1]), hatte noch Goethe selbst dies Gedicht bei Frommanns vorgetragen und für eines von Schlegels besten Gedichten erklärt, so war wenig Jahre danach, dank Fernows und Reinharts Hetzerei, dies alles höchst verächtlich.[2]) Die Gebrüder Riepenhausen aus Göttingen, die 1803 in Weimar zwölf Zeichnungen mit der Rekonstruktion von Polygnots Gemälden in der Lesche zu Delphi, von Goethe belobt und gefördert, ausgestellt hatten, waren in Dresden unter Tiecks Einfluß zur Romantik und zum Katholizismus übergetreten und hatten sich, durch Hartmanns präraffaelitische Durchzeichnungen bestimmt, ganz dem neuen Kunstwesen zugewendet. W. Tischbein war ihr Lehrer gewesen, und die Durchzeichnungen nach Giotto, Memmi, Masaccio, Ghirlandajo, Perugino, die sie verführten, wurden durch Lotte Kestners Sohn kopiert und 1805 in Lübeck dem jungen Overbeck zum Erlebnis. Dies alles muß man wissen, um den genetischen Zusammenhang von römischer Protoromantik und deutschem Nazarenertum zu verstehen. — Diese verlorenen Schützlinge Riepenhausen[3]) zogen 1805 mit Rumohr und Tieck nach Rom, wo sie Fiesoles Kapelle entdeckten, Legenden, Fresken und Heiligenbilder malten, Kunstgeschichte trieben[4]) und eine eigene pränazarenische Gruppe gründeten, die später der Lukasgilde feindlich gesinnt war. Fernow hetzte gegen sie,

[1]) Zur dtsch. Lit. u. Gesch. Ungedr. Briefe a. Knebels Nachlaß, hrsg. H. Düntzer, 1858, I 170.

[2]) Erst 1807 sind Schlegels Sonette u. s. Bündnisgedicht bei G. wieder an d. Tagesordnung. Das hat tiefere Gründe.

[3]) O. Fiebiger, Zwei röm. Briefe d. Malers Franz R. a. d. Jahre 1805. Dtsche. Rundschau 1908, 176. 211 f.; Fernow an Reinhart: 22. Mai 1805; vgl. O. Baisch, J. Chr. Reinhart u. s. Kreis, 1882, 183; F. Noack, Dtsch. Leben i. Rom 1700 bis 1900, 1907, Register.

[4]) Riepenhausen, Gesch. d. Malerei i. Italien, 1810, 1. 2.

noch ehe sie in Rom eintrafen, bei Reinhart, und so wandte sich auch Goethes Haß gegen die Verlorenen. Durch Meyer ließ er bei Besprechung ihrer Polygnot-Publikation gegen den Verführer Tieck sagen: „Wem ist in diesen Phrasen die neukatholische Sentimentalität nicht bemerklich? Das klosterbrudrisierende, sternbaldisierende Unwesen, von welchem der bildenden Kunst mehr Gefahr bevorsteht als von allen wirklichkeitfordernden Calibanen“.[1]) Schon bei Entwurf dieses Aufsatzes schrieb er am 22. Juli 1805 aus Lauchstädt dem Kunstfreunde: „Es ist Zeit, daß man sich erklärt, wie man über diese Narrenspossen denkt; denn bei einem Frieden mit solchen Leuten kommt doch nichts heraus: sie greifen nur desto unverschämter um sich. Sobald ich nur einigermaßen Zeit und Humor finde, so will ich das neukatholische Künstlerwesen ein- für allemal darstellen; man kann es immer indessen noch reif werden lassen und abwarten, ob sich nicht Altheidnischgesinnte hie und da hören lassen.“ Von nun ab ist Goethe der Feind der „neudeutschen religios-patriotischen Kunst“, von nun ab bildet sich ihm der Begriff Nazarener, den Meyer gern vermeidet, von nun ab wird er trotz Tieck, A. W. Schlegel und Werner der erklärte Feind des Katholischen und Romantischen. Die Kunst bis 1500, die Kunst nach 1500 trennt die Geister. Ging es bergab oder bergauf? War die Vorstufe höher oder tiefer? Die Kunstgeschichte wird zur Waffe, die Kunst zur Gesinnungsprobe. Rom und Berlin sind die beiden gehaßten Lager. Wir werden später sehen, wie sich Goethe mit der nazarenischen Kunst auseinandersetzt und werden manche Überraschung erleben. Nun aber wenden wir uns der romantischen Kunst zu, die nicht aus Italien, sondern aus Norddeutschland eingebrochen war.

Wir wissen, wie Goethe, mit Schiller und Meyer verbündet, eine neue Epoche und einen neuen Kunstglauben findet, wie er seine amtliche Kunstschultätigkeit erweitert[2]) und als Kunstlehrer

---

[1]) H. Meyer, Über Polygnots Gemälde auf d. rechten Seite d. Lesche zu Delphi m. Beziehung auf d. v. Fr. u. Joh. R. entworfenen Umrisse u. Erläuterungen derselben. Extrabeil. z. 3. Quartal d. Jen. Allg. Lit. Ztg. 1805.

[2]) G. Th. Stichling, G. u. d. freie Zeichenschule z. Weimar. W. Beiträge 1865, f. 33; C. Vogel, G. i. amtlichen Verhältnissen, 1834.

durch die 'Propyläen', durch Preisaufgaben und Ausstellungen in das deutsche Kunstleben einwirkt.[1]) Da der Erfolg dieser Konkurrenzen ihm selbst fragwürdig war und da 1805 diese Wettbewerbe eingestellt werden mußten, so ist man auch heute immer noch geneigt, den Wert dieser Tätigkeit zu unterschätzen und sich der billigen Ansicht anzuschließen, daß damit eigentlich nichts Neues, sondern nur der abgelebte Klassizismus mühsam und erfolglos gefördert worden sei. Man glaubt zumeist mit den 'Weimarer Kunstfreunden' die letzten hartnäckigen Vertreter der akademischen Kunstlehre durch ein paar Redensarten abtun zu können. Ich denke hier durchaus anders. Mag auch Stoff und Gehalt der griechischen Bildungswelt und dem Weltbild der Antike entnommen worden sein, so war doch Sinn und Zweck dieser deutschen Wettbewerbe, die Überlieferung der Kunst in Handwerk, Gesinnung und Gestaltung zu sichern, die große Typenbildung zu pflegen und den Kunstgeist eines denkenden, von innen her formenden und bildenden Gestaltens zu einem Bild- und Formganzen zu erziehen. Kurzum, aus der Stoff- und Bildidee das Kunstwahre, nicht das Naturwirkliche zu schaffen und somit ein Ganzes, Geformtes, Gegliedertes als die wahre charakteristische und „künstlerische Moralität" zu fordern. Höhe und Wert dieses Willens ist wahrlich wichtiger als der Erfolg. Man ahnt heute kaum, was es damals hieß, die ausgeleierte Schönschrift der Malerei wieder zu einer bedeutenden und typischen Kunstschrift zu erheben, und schon Aufruf und Gelegenheit, Rat und Kritik waren nicht zu unterschätzen. Zugleich aber war hier Gelegenheit gegeben, mit den jungen strebenden Kräften bekannt zu werden, die Tüchtigen zu fördern und bekannt zu machen, die Werdenden anzurufen und fortzuziehen. Wandten sich dann schließlich die Besten ihrer eigenen Natur zu und von solchem Kunstwillen ab, so war doch auch dies ein Erfolg dieser Kunstlehre, die zum letzten

---

[1]) H. Hettner, G.s Stellung z. bild. K. s. Zeit. Kl. Schr. 1884, 475 f.; O. Harnack, G. u. H. Meyer. Essays u. Studien z. Lit.-Gesch. 1899; M. Hecker, G.s Briefwechsel m. H. Meyer. Schr. d. G.-Ges. 33. 34. 35; G. u. d. Weim. K.freunde i. i. Verh. z. Winckelmann. Ges. Aufs. v. Th. W. Danzel 1855; Frhr. Gocler v. Ravensburg, Über d. Stellung Gs. z. Zeichenkunst, 1886. G.-Jahrb. VII, 1886, 314.

Male die große „Filiation" knüpfen, das Lehr- und Lernbare darbieten und einen neuen Bedeutungsgehalt des Stoffes wie der physiognomischen Form vermitteln wollte. Mit dem Ablehnen und Aburteilen ist also gewiß nichts getan, zumal Goethe als Künstler, Sammler, Kenner und Kunsthistoriker doch zu bedeutend war, als daß er als Kunstlehrer hätte ganz versagen sollen. Noch immer ist sein großes Erbe nicht angetreten, sein Vermächtnis nicht ausgewertet. Die Idee seiner genetischen Kunstgeschichte, oder besser gesagt: Kunstmorphologie, ist von der Kunstwissenschaft noch keineswegs verkörpert, und wir haben also allen Grund, mit unserer Lichtbildästhetik, unseren Grundbegriffen, unserer Kunstgeschichte mit und ohne Namen nach einem vollen Jahrhundert sehr bescheiden zu sein. Daß Goethe die ganze Idealität seines bildenden Kunstwillens nicht in seiner Zeichenkunst, sondern in der Theaterkunst erreicht habe, sei gern zugegeben, wie sehr er aber gerade als Regisseur, Szenenbildner und Spielleiter alle Zeitgenossen übertroffen habe, sei hier mit aller Entschiedenheit betont.[1]) Daß er den feinsten, geschultesten und empfindlichsten Kunstblick besessen haben muß, ist nicht nur anzunehmen, sondern es wird sich auch aus dem Folgenden zur Genüge erweisen. Er war, wie er es vom Naturforscher forderte, ein so scharfes und sicheres Instrument für alles Schau- und Fühlbare in Natur und Kunst, daß ich auch nicht an die Mangelhaftigkeit seines musikalischen Sinnes glauben kann, wenn er sich auch für die Tonwelt nicht so erprobt und erzogen hatte wie für die Formen- und Farbenwelt. Jedenfalls war ein Dichter, der wie er so voll Musik die reinste deutsche Wortmusik geschrieben hat, deshalb noch nicht unmusikalisch, weil ihm Beethovens reife Polyphonie kein Erlebnis sein konnte. Er hat seiner Natur getreu Mozarts silbernen Garten tiefer empfunden als Beethovens dunklen Dom, dessen Privatmessen er nach seinem Gesetz nur ablehnen konnte. Viele werden ihm darin heute und erst recht morgen zur Seite stehen. Sein Verhältnis zur Kunst, oft umschrieben und oft mißverstanden, sei hier nur soweit berührt, als

[1]) V. Tornius, G.s Theaterleitung u. d. bild. K. Jahrb. d. fr. dtsch. Hochstifts 1912, 191 f.

es sich aus dem Folgenden erklärt, wenn wir nun sein Verhältnis zu einzelnen Künstlern und Kunstschulen der Romantik vor uns deutlich werden lassen. Dresdens Galerie, die schon den jungen Goethe aus Leipzig herübergezogen hatte, wurde auch späterhin dem Dichter immer wieder zum Erlebnis. Wir wissen, wie er seine Bekannten in Dresden immer wieder besuchte und daß er gerade zu den Dresdener Künstlern enge Beziehungen unterhielt.[1]) Auch war er über das Dresdener Kunstleben durch seine Vermittler immer gut unterrichtet, und was nicht durch Menschen zugetragen wurde, das übermittelten die Journale. Die gesellige, höfische, bildungsfrohe Stadt, durch Fremde und Durchreisende international, durch gute Postverbindung und politische Lage wie eine Kulturinsel gesichert, war den Künstlern lieb, die aus Süden und Norden, von Schwaben und Pommern, von Kopenhagen, Wien und Rom her nicht nur eine Kunstschule, sondern ein Kunstleben in Ausstellung, Salon und Bürgerhaus fanden. Diese Stadt hatten die Romantiker, die sich in der Galerie zu Unterhaltung und Wanderung fanden, besetzt und verlassen, doch hielt ein preußischer Nachtrupp durch Vorlesungen, Unterhaltung, Aufsätze die Gemüter gefangen, und es kam bald zu heimlichen und offenen Gefechten zwischen Alter und Jugend, Klassizismus und Romantik. Wie Kleist und Müller hier ihren 'Phoebus' gründeten und vergebens Goethe zu gewinnen suchten, wie sie sich mit Hartmann und Kügelgen auf die Seite der protoromantischen Kunst und im Ramdohr-Streit zu Friedrich stellten und wie sie dies Patriotenlager bald nach Berlin verlegten, dies alles ist bekannt.[2]) Daß Goethe Kleists pathologische Natur nicht ertragen, aber auch nicht retten konnte, daß er aber Müllers Geist zu schätzen wußte, daß er Hartmann und Kügelgen nähertrat und vor allem Friedrich förderte, beweist wieder, daß er nicht der Romantik, sondern nur einzelnen Vertretern nicht gewogen war. Betrachten wir nun das wechselseitige Verhältnis zwischen Goethe und den romantischen Künstlern in Dresden, so ist vorerst eines Badeners, Karl Ludwig Kaaz, zu gedenken, der

[1]) W. v. Biedermann, G. u. Dresden 1875.

[2]) Eberlein, Dtsche. Maler d. Romantik 1920; A. Lütteken, D. Dresdener Romantik u. H. v. Kleist, Münster, Diss. 1917.

dem Dichter wie auch mit Schiller befreundet, als Vertreter des schwäbischen Klassizismus mit romantischem Einschlag doch Beachtung verdient.[1]) Kaaz (eigentlich Katz), der arme Pforzheimer Buchbindergeselle, der, auf der Stuttgarter Akademie gebildet, 1796 nach Dresden kam und als Schützling der Frau von der Recke sich durch Galeriekopien nach Claude und Ruisdael empfahl, wurde Schillers Freund und dadurch Goethe bekannt, der in Leipzig Bilder von ihm gesehen hatte. Dieser gab ihm in einem Briefe vom 30. Mai 1800 die Bildaufgabe einer Waldlandschaft mit dem blasenden, vom Dichter belauschten Pan, versprach seine Zeichnungen auszustellen und erhoffte ein fortdauerndes Verhältnis. Kaaz weilte 1801/4 in Italien, lebte mit dem Schillerfreunde Graß 1803 in Neapel, Salerno, Capri und heiratete zurückgekehrt 1805 Caroline Susanne Graff, die Tochter des alten Graff, dem wir das beste Kaaz-Bildnis verdanken. Nun trat der Maler auch Goethe wieder nahe, der ihm den Schauplatz der 'Pandora' übersandte und immer wieder zu Fleiß und Idee anregte. 1807 gewann Kaaz den von Cotta ausgesetzten Preis von 70 Dukaten „für eine romantische Landschaft, wie sie einen Dichter zu hohen Schöpfungen begeistern könne," mit einem Bilde, auf das Goethe noch 1815 für die Orkusszene seines Melodrama 'Proserpina' verweist.[2]) Im November 1807 ließ Goethe die geliebte Prinzeß Caroline eine Kaazische Zeichnung für ihre Mutter kopieren. Sie war, wie er schrieb, „wert von so lieber Hand verdoppelt zu werden". 1808 lebten die beiden, Goethe und Kaaz, zeichnend und malend zusammen in Karlsbad.[3]) Kaaz zeigte seinem berühmten Schüler, indem er die

---

[1]) H. T. Kroeber, D. Maler Kaaz u. G. Lpz. Illustr. Ztg. Nr. 3609, 29. Aug. 1912; Eberlein, K. L. K. Ein vergessener bad. Maler. Karlsruher Tagblatt 11. Juli 1920; Thieme-Becker, Allg. Kstl. Lex. XIX, 1926, 401/3. G. Hdbch. II, 1917, 291/2.

[2]) G. schreibt i. Morgenblatt 8. Juni 1815 (Proserpina, Melodram v. G., Musik v. Eberwein. Weimar, Mai 1815), der Maler Franz Kobell habe die Orkusszene oft versucht, u. i. Berlin sollten sich Schinkel u. Lütke dazu verbinden; Kaazens Gemälde, das noch i. Stuttgart sein müsse, habe die Szene richtig mit unbelebter Architektur dargestellt.

[3]) F. Puchtinger, G. i. Karlsbad, 1922, 64. Auch Bury war täglich bei ihm.

Zeichnungen des Dichters bildhaft vollendete, eine gar hübsche und heitere Wasser- und Deckfarbenmanier, eine Art Mittelgouache, die dem Freunde Meyer genau beschrieben wird. Kaazens heitere, freie Künstlernatur, sein italienisches Farniente erinnerte Goethe an glückliche römische Zeiten. Im nächsten Mai kam Kaaz für längere Zeit nach Weimar und wohnte bei Goethe, der seine Arbeiten im Fürstenhaus ausstellen ließ und auch den Zeichenunterricht für die Prinzessin Caroline vermittelte. Am 6. Juni 1809 wurde der Maler bei der Prinzessin eingeführt, um ihr die leichte Art, en gouache zu malen, zu zeigen. Er gab ihr täglich eine Stunde und wurde dafür vom Herzog reichlich bezahlt. Die kunstsinnige Prinzessin, der Zögling der Henriette v. Knebel, erfreute sich ihres anmutigen Lehrers bis in den August und hat, wie wir wissen, diesen Unterricht mit Erfolg genossen.[1]) Durch ihn kam eine neue Zeichenlust über Goethe, der gern zeichnend im Hausgärtchen saß und eifrig erklärte: „Wir sprechen viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen.“ Kaaz, der Goethes Zeichnungen radieren und für die 'Italienische Reise' herrichten wollte, stellte von ihnen ein Stammbuch zusammen und malte im Juli auch den Freund. Im Januar war Kügelgens vielgerühmtes Goethe-Bildnis in Weimar fertig geworden, das Frau v. Herder pries, das aber Goethe und Kaaz gar nicht gut fanden. Kaaz zeichnete erst den Kopf, malte dann, während Riemer vorlas, das Bild, und nach dem Bilde für Frau v. Goethes „Schmuckschatzkästelein“ eine Miniatur. Gewiß hat der Künstler den Freund keineswegs idealisiert, aber das Bild war ehrlich und ähnlich. Der breite, dickliche Tituskopf mit den großen Augen und dem geschwungenen Mund war viel wahrheitsgetreuer als Kügelgens verlogener Idealkopf mit dem „zerschmetternden Blick“, dem Kindermund, dem Lockenhaar. Kaaz war in seinen deutschen und italienischen Landschaften ein romantischer Dichter, im Bildnis aber ein ehrlicher Biograph. Goethe wußte den feinen, höfischen Kügelgen als Menschen wohl zu schätzen, aber der heitere, faule, urwüchsige Kaaz war ihm

[1]) Aus K. L. v. Knebels Briefw. m. s. Schwester Henriette, hrsg. H. Düntzer, 1858; Hecker a. a. O. II.

doch lieber. Damals entstand auch Kaazens Tellbild: 'Ich bin befreit', das durch Müllers Stich bekannt wurde. Im August wohnte dann der Künstler bei Goethe in Jena und hat, wie dieser bemerkt, „hier so wenig gezeichnet wie drüben", während Goethe fleißig weiterzeichnete, freilich mit der resignierten Selbstkritik: „Da ich es jedoch behandle wie andere das Tabakrauchen, so mag es hingehen." Am 30. September sandte dann Kaaz mehrere Zeichnungen an Meyer und am 4. Januar die Goetheminiatur nach Weimar. Schon im Frühling 1810 wußte man, daß der Künstler nicht zu retten sei, und Goethe schrieb an Meyer: „Daß dieser ausgebildete Mann sich und uns verloren gehen soll, ist fatal, welches ebensoviel heißen soll als: schicksalig und verdrießlich." Schon am 14. Juli entsank dem Maler an der Staffelei vor einer Neapeler Mondlandschaft der Pinsel für immer. Tiefbetrübt wählten Goethe und Knebel aus der Kaazischen Verlassenschaft eine Auswahl von Zeichnungen für 102 Taler, die Goethe außer der Prinzeß Caroline niemandem abgeben wollte. In Weimar war der arme Frühvollendete nicht so schnell vergessen wie in Dresden, wo eben die neue romantische Kunst den Klassizismus erfolgreich verdrängte.

Noch ein zweiter aus Stuttgart zugewanderter Dresdener Künstler sollte Goethen nahekommen, der ebenfalls vergessene Ferdinand Hartmann, der in Kügelgens 'Lebenserinnerungen' als Hausfreund und Vormund trefflich geschildert ist.[1]) Der junge begabte Stuttgarter, der sich 1799 mit Erfolg an der Weimarer Konkurrenz beteiligt und für seine Fassung von 'Hektors Abschied' 15 Dukaten erhalten hatte, wurde schon im folgenden Jahre von Goethe um eine Zeichnung für die 'Propyläen' gebeten und traf mit einem Bilde und vielen Zeichnungen am 7. März 1801 bei Goethe in Weimar ein. Der kluge, feinsinnige Maler, der vier Jahre im Kreise des Carstens in Rom gelebt hatte und der besondere Schützling der Herzogin Luise von Anhalt-Dessau geworden war, hat Goethen so sehr gefallen, daß er bis 15. März täglich mit ihm aß und sprach und das schöne Talent in seiner Denkweise bilden wollte. In den Briefen an Schiller erleben wir diese Tage lebhaft mit, und Goethe bekennt: „Hart-

[1]) Eberlein, Hartmann u. Runge. Festschr. f. P. Clemen 1926, 485/91.

manns Aufenthalt ist vielleicht für uns nützlicher als für denselben." Alte 'Wilhelm Meister'-Gedanken tauchen auf, wenn er weiterfährt: „Übrigens fällt es mir manchmal ein, daß man auf die Kunst eigentlich eine geheime Gesellschaft fundieren sollte, wobei das Lustige wäre, daß sehr viele Künstler in die höheren Grade gar nicht kommen könnten, auch müßte man sie selbst dem Fähigsten nicht geben, sondern wenn er endlich dahin gelangte, ihm nur erklären, daß er sie erreicht habe." Enttäuscht darüber, daß Hartmann, dem er die Aufgabe, 'Admet' zu komponieren, gestellt hatte, das Poetisch-Symbolische nicht begreife, schreibt er an Schiller am 18. März die bedeutsamen Worte: „Übrigens sagte ich neulich zu Meyern: wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christentum, nur daß wir ein bißchen klärer sind als wie er. Es ist recht sonderbar, wie gewisse Denkweisen allgemein werden und sich lange Zeit erhalten können und so lange wirklich als ein Bestehendes der menschlichen Natur angesehen werden können." Sehr bald erregte Hartmann, der seit 1802 in Dresden lebte, 1810 Professor und 1825 Direktor der Akademie wurde, Goethes Mißtrauen[1]) und Abneigung durch seine Denkart und seine Kunst. Auch er gab dem Zeitgeiste nach und malte religiöse Bilder in jenem pränazarenischen Sinne, den er in Rom kennengelernt hatte. Sein Bild 'Die drei Marieen am Grabe' war 1807 in Dresden eine Sensation, und zu seinem Bilde 'Der Engel am Grabe des Herrn' dichtete Kleist, der Hartmann für den 'Phoebus' gewonnen hatte, das bekannte Gedicht. Das genügte dem Weimarer Julian zur Entfremdung. 1808 ließ sich Goethe in Karlsbad von Demoiselle Stock eingehend über Dresden, Müller, Rühle, Kleist, Hartmann, v. Hasa und Körners berichten. Doch besuchte er den Maler 1810 und erbat 1816 sein Gutachten über das Dresdener Restaurationsverfahren, das er dann dem Oberkammerherrn v. Friesen mit einem Aufsatz warm empfahl; freilich ohne Erfolg, denn die Verurteilung Riedels verstimmte in Dresden sehr, und der von Hartmann empfohlene Palmaroli wurde erst 1826 berufen. Wie

[1]) H. hatte den anonymen Angriff in d. Ztg. f. d. eleg. Welt verfaßt, der d. Weimarer Wettbewerbe lächerlich machte. Vgl. noch Ztg. f. d. e. W. 1803, 18. 36. Hünich im Jahrb. d. Samml. Kippenberg 5, 277/89.

Hartmann unter dem Einfluß Runges ein einzigartiges Musterbeispiel des romantischen Klassizismus in seinem 'Eros und Anteros' schuf, kann hier nicht weiter behandelt werden.

Dresden war der neutrale Boden, wo Klassizismus und Romantik, Süd- und Nordkultur sich versöhnten, und Hartmann war der Verbindungsmann zwischen der klassizistischen und romantischen Vorhut. Waren Kaaz, Hartmann und Kügelgen gleichsam die protoromantischen Vorläufer, niemals aber Romantiker, so trat nun mit Runge der Führer und Vorkämpfer der romantischen Kunst in Dresden hervor. Ich darf diesen großen Künstler als bekannt voraussetzen und will hier nur sein Verhältnis zu Goethe und die gegenseitige Einwirkung darstellen; denn trotz einer anschwellenden Literatur ist gerade diese bedeutende Beziehung noch nicht genügend erforscht.[1] Philipp Otto Runge, der Pommer, der durch die brüderliche Liebe den Handel verlassen und die Kopenhagener Akademie (1799—1801) besuchen darf, lernt Goethes Kunstbestrebungen aus den 'Propyläen' kennen und versucht in Entwürfen nur für sich die Lösung der weimarischen Preisaufgabe. Noch in Dresden spricht er den Wunsch aus, ein Goethischer Propyläenkünstler zu werden. Wie wenig ihm aber diese Art der Kunstarbeit liegt, erfährt er 1801, als er sich an die neue Preisaufgabe 'Achill im Kampf mit den Flußgöttern' macht. Er holt sich deshalb Rat bei dem befreundeten Hartmann und hat seine Arbeit im August fertig. Die Kritik der 'Weimarer Kunstfreunde' ist ablehnend und für ihn verletzend, aber inzwischen, im Februar 1802, ist er sich schon völlig darüber klar, daß diese Art der Kunst und Komposition für ihn wertlos sei. In Gesprächen mit dem neuen Freunde Tieck, der ihm Boehme und die romantische Dichtung vermittelt, redet er sich in eine Feindschaft gegen die Weimarer hinein, obschon auch Tieck meint, „es sei nicht eben Goethe, der das Falsche dort wolle“. Auch in den Briefen an den Bruder entlädt sich seine Abneigung gegen den „Schnickschnack“ in Weimar: „Wir sind keine Griechen mehr . . .

[1] Ich verweise auf d. Rungebücher von Aubert, Roch, Krebs, Pauli (Literatur) u. auf R.s hinterlassene Schriften, 1841, I. II. Das Verhältnis G.s zu R. haben Daniel Runge (Schr. II) u. H. Jantzen, Bell. lit. Beil. d. Hamburger Nachrichten, 24. März 1907, flüchtig erörtert.

Die Leute jagen nach Sujets, als wenn die Kunst darin stecke . . . Muß denn so etwas von außen kommen? Haben nicht alle Künstler, die noch ein schönes Kunstwerk hervorbrachten, erst ein Gefühl gehabt? Haben sie sich zum Gefühl nicht passende Sujets gewählt?" Der Schöpfungsakt des Romantikers, der seine Bekenntniskunst nur aus sich selbst empfängt und schafft, wird offenbar. Im Sommer 1802 malt Runge den Rahmen für sein Nachtigallenbild, für das Gleichnis seiner Liebe, und hat damit die neue Idee, die potenzierte Idee der Arabesken oder Zimmerverzierung durch die Sprache der Blumengenien gestaltet. Hartmann ist davon, wie wir wissen, so entzückt, daß er einen solchen Rahmen auf seine Weise um das allegorische Bild 'Eros und Anteros' entwirft und damit allerdings nur bei Böttiger Beifall findet. Der Triumphzug der romantischen Kunst beginnt. Selbst der alte Graff ist begeistert von dieser Zimmerverzierung, die, harmlos und handwerklich verbreitet, die neue romantische Blumen- und Farbensymbolik ins Publikum schmuggeln soll. Die Zimmerverzierung, der schon der Dresdener Kammerherr und Kunstfreund Baron Racknitz ein kostbares Werk gewidmet hatte, war nicht nur der Träger der klassizistischen, sondern auch der romantischen Allegorie und verwandelte sich dann bald in den Träger der neuen symbolischen Landschaftsmalerei. Friedrichs Jahreszeitenbilder wachsen aus solcher Zimmermalerei logisch hervor, und schon Runge denkt bei seinen 'Tageszeiten' an große gemalte Wandbilder (18 × 24 Fuß) in einer eigenen romantischen Kapellenarchitektur[1]), als eine Komposition für alle drei Künste zusammen. Es ist kein Zufall, daß auch die deutsch-römische Nazarenerkunst bald darauf durch ein ausgemaltes Zimmer in der Casa Bartholdy ihre ersten Erfolge feiert und wieder vom Gesamtkunstwerk träumt. Die Wand ist — und das eben spricht doch für Kunstwert und Kunstort — der romantischen Malerei wieder der Ideen- und Farbenträger der

[1]) R. hatte 1803 i. Dresden e. polnischen Grafen Biernacky kennengelernt, der sich auf s. Gute von R. eine Kirche bauen lassen wollte. Den Zusammenhang der Freiberger Tulpenkanzel mit Runges Wurzelkindern u. arch. Kunst hat W. Fraenger i. e. Heidelberger Abhandlg. nachgewiesen.

neuen Kunst. Tiecks Einfluß auf Runge wird allzu leicht überschätzt.[1]) Im Sommer 1798 hatte der 'Sternbald' den jungen Maler im Innersten ergriffen, der später selbst an den alten einsamen Romanmaler gemahnen mochte und der ein guter Kenner der Schriften Tiecks blieb. Im Dezember 1801 lernte er auf einer Teegesellschaft bei Faber den Dichter kennen, der ihn einlud und besuchte. Nun entwickelte sich eine engere Freundschaft — an der 1801/2 auch Steffens teilnahm —, die vor allem im Gespräch Kunst und Religion, Leben und Liebe umfing. Tiecks Forderung, daß die neue Kunst auf dem Glauben bauen müsse, Hardenbergs Dichtung und Boehmes Mystik werden dem liebekranken Maler zum Erlebnis. Nun hat er den festen Boden, die symbolische Naturmythologie, die Trinität als Evidenz in der Anschauung, die Blume, das Kind, die geoffenbarte Religion als „Leitfaden zu schönen Träumen", als Zeichensprache der neuen Landschaft. Tiecks Blumenliebe, die schon Novalis rühmte, die damals den symbolischen Sang von Rose und Lilie werden ließ, hat Runges wesensverwandten Natursinn erweckt und ihm die Blumenseelen, die Blumenkinder vermittelt. Im März 1802 war Friedrich Schlegel in Dresden gewesen, um vor seiner Pariser Reise mit Tieck seine Kunstideen durchzusprechen. Er hatte auch Runge besucht und seinen 'Triumphzug Amors' gelobt. Als Runges 'Tageszeiten' entstanden, war Schlegel längst in Paris. Kaum aber erscheint das erste Heft der 'Europa', so kommt es schon zwischen Tieck und Runge zu Meinungsverschiedenheiten. Schon am 3. September 1802 schrieb er der Schwester: „Das ist nun die sogenannte neue Partei oder Schule, in welcher aber eben auch Böses und Gutes gesondert ist. Sie erkennen die Welt und die Natur, und die Guten unter ihnen erkennen die Offenbarung; so müssen sie sich trennen." Und am 3. März 1803 dem Bruder: „Du hast wohl Recht, die Schlegel sprechen die Zeit ganz aus, Schlechtes und Gutes, nämlich die Kraft innerlich und äußerlich durcheinander, gute und böse", und da der Bruder Daniel befürchtet, Runge wäre mit

[1]) J. Budde, Ph. O. Runge u. d. Romantiker. D. Grenzboten 1910, Nr. 50.

Tieck und Schlegel vereinigt, gesteht er ihm am 11. Mai: „Es ist mir wunderlich, daß Du so schreibst, als wäre unter mir und Tieck samt den Schlegeln ordentlich ein Tractat da; Du hast es aber nicht so gemeint, und ich verstehe Dich doch ganz gut. Lieber, ich stehe weit mehr allein, als Du glaubst, und muß mich gegen meine Freunde auch meiner Haut wehren.“ Tieck, der zuerst die 'Tageszeiten' mit einer erklärenden Dichtung oder einem Gesprächsvorwort herausgeben wollte, wird kühl und neidisch. Runges „exekutive Gewalt“ und der nur ihm geglückte Zusammenhang der Mathematik, Musik und Farben war dem verstimmten Tieck ein stiller Vorwurf. Er hält zu Schlegel und schreibt an Runge nicht mehr, rät aber dann sogar gegen die Herausgabe der 'Tageszeiten' und zieht sich ohne jeden Grund zurück. Der Romantiker Tieck wird zum Nazarener und lehnt den größten Künstler der Romantik ab. Seit dem April 1804 sehen sich die beiden Freunde nie mehr, und trotzdem Rumohr vermitteln will, bleibt es so. Die katholischen Schlegels waren Runge von Herzen unsympathisch. Als August Wilhelm ihn im Sommer 1803 um Vignetten für seine Sonette bat, lehnte er ab und legte Wert darauf, ihm nicht in Weimar zu begegnen. Die protestantisch-mystische Landschaftskunst der Romantik hat keine Gemeinschaft mit der katholischen Nazarenerkunst. Man hat auch bei Runge katholische Neigungen finden wollen, und er hat selbst dagegen protestiert.[1]) Auch Friedrich, der doch das schöne Märchen vom Kelch[2]) geschrieben hat, lehnte wie Kleist alles Katholische ab und haßte die Nazarener. Ich sagte schon, daß Schlegel in der 'Europa' von Runge deutlich abrückte, und im Jahre 1823 deutete er diese Stelle im sechsten Bande seiner 'Schriften' ganz offen so aus, daß Runges Weg ein Irrweg gewesen sei. Schlegeln fehlte eben doch der tiefere Sinn für das Farbig-Malerische, und er lehnte deshalb auch Correggio und Rembrandt ab, die Runge immer höher zu schätzen wußte. Wie aber dachten nun die andern Romantiker über Runges „Irrweg“?

---

[1]) Auch Perthes betonte gegen J. Grimm (10. März 1840), daß R. ganz unkatholisch gewesen sei, was R. selbst brieflich schon an s. Braut erklärte.

[2]) Eberlein, C. D. Friedrich. Bekenntnisse 1924. 67: Eine Sage.

Am 13. September 1803 war Runge in Berlin in gar angesehener romantischer Gesellschaft. Er brachte seine 'Tageszeiten' „zu Bernhardi, wo Schlegel, Fichte und v. Schütz und viele andere waren, auch Bury und Hummel, die vor dem Jahr in Dresden gewesen. Fichte wurde sehr ergriffen und wollte immer nur recht viel und oft hinsehen, weil es so mit einem Male getan sei". Nur Schlegel scheint sich zurückgehalten zu haben. Die Romantiker, Tieck, Kleist, Arnim, Fichte, Schelling, Steffens, alle waren sie von Runges Kunst ergriffen und begeistert, aber die Schlegels nicht. Erkläre man das, wenn man nicht verstehen will, daß Romantiker und Nazarener nicht dasselbe sind!

Aber nun zu Goethe, der in Runges Leben eine so große Rolle spielen sollte. Der gläubige Runge, der durch Boehme den festen Glauben an die geoffenbarte Religion und damit Sicherheit gefunden hatte, war zunächst auf Goethe schlecht zu sprechen. Am 13. Februar 1803 schrieb er dem Bruder Daniel: „Kein Mensch ist ganz rein; aber wer es nicht bekennen will, daß er sich geirrt hat — das ist bös. Goethe hat auf Newton geschimpft, daß der auf den Irrtum gebaut habe, um sich am Ende zu blamieren; und jetzt: o wenn Goethe doch gestorben wäre, um nicht von sich zu erleben, was er erlebt!" Noch im Juli gesteht er dem Bruder: „Wenn Goethe hierkommen sollte — das ist mir recht gleichgültig". Aber im November ist er schon in Weimar, das er zu Fuß von Buttelstedt aus am 15. November erreicht hat. Von da, aus dem 'Elefanten', meldet er der geliebten Pauline Bassenge: „den 16. Wie ich hier gestern abend abbrach und nebenan zu Voigts ging, traf ich Goethen auch dort, der zufällig hingekommen war. Er gefällt mir sehr, muß ich sagen; er kam mir gleich entgegen und fragte, was ich mache und arbeite. Wir haben so die Praeludia miteinander gemacht; ich schien ihm doch zu gefallen. Er wollte es einigemal versuchen, mich durch derbe Anrede und sein starkes Ansehen aus dem Zusammenhang zu bringen; ich blieb aber darin, und werde es, will's Gott! auch bleiben: ich habe ihn eben wieder grade angesehen und das, was ich meine, ihm so unverhohlen gesagt, daß er wohl sah, wie sehr es mein Ernst und **mein** ist; nicht von mir selbst mein, sondern von Gott, dem alle Dinge sind. Er hatte keine Zeit, sein Wagen stand vor der Tür, und doch

sagte er: 'Ich kann nicht davon kommen'. Es ist ein starker und hartnäckiger Mann, gegen den ich wie ein Kind stehe, das ohne Waffen ist, und doch fürchte ich mich nicht, auf welcher Seite er stehe, ob neben mir oder gegen mich . . . Heute mittag bin ich bei Goethe zu Tisch." Goethe notiert im Tagebuch unter dem 17. und 18. November: „Mittags die Herren Tieck[1]) und Runge." Am 21. schreibt Runge der Braut von Quedlinburg aus: „Bei Goethe waren wir den letzten Mittag noch recht vergnügt; er unterhielt sich nach Tische recht lange mit mir, fragte mich in mancher Beziehung über meine Ansichten, wie ich von seinen dortigen Anstalten dächte, und sagte mir, wie sie gemeint seien, gab mir denn auch in allem, wie ich meine Sachen einrichte, großen Beifall. Den 19. morgens fuhr ich von Weimar." Die beiden Antipoden hatten sich gefunden. Von nun an hat Runge in Weimar, trotz späterer Wenn und Aber einen großen Gönner und Verehrer in Goethe. Am 11. Juni 1805 erbittet Runge von Schildener zwei Zeichnungen zurück, um sie zur Ausstellung nach Weimar zu senden, und verteidigt dabei die 'W. K. F.': „es mögen viele gegen die drei Kunstfreunde in Weimar, ihr Institut, ihre Aufgaben und Urteile sehr viel einzuwenden haben, und ich meinesteiles habe es sehr; doch ist der Vorteil, den sie stiften, auch nicht zu leugnen, und sie zwingen am Ende den Künstler und Kenner, ihnen doch einen höheren Standpunkt öffentlich entgegenzustellen, wenigstens einen ebenso wahren, und so muß zuletzt das Bestreben in der Kunst öffentlich kräftig und gründlich werden, wie es für die Deutschen sich ziemt und nicht anders ausfallen kann." Man sieht, Runge denkt nun anders über Goethe, und wenn er auch in dessen 'Winckelmann' — der ja als Streitschrift gedacht war — vor allem die Bewertung Correggios und das Element der Farbe vermißt, so sollte er, der Farbentheoretiker, später auch in bezug auf das Farbenwesen durch Goethe gewonnen werden. Im folgenden Jahr kommt zwischen Runge und Goethe ein Briefwechsel in Fluß, der für beide bedeutend werden sollte. Am 9. Mai sendet Runge seine Tageszeitenumrisse[2]), die Goethe gleich am nächsten Tag Meyer vorlegt und

[1]) Selbstverständlich nicht der Dichter, sondern d. Bildhauer.

[2]) Schuchardt, G.s Kunstsammlungen, 1848, I 156.

immer wieder vornimmt. Er ist überrascht und entzückt, erklärt sie der Henriette v. Knebel und wünscht nur, sie auch in Farben zu sehen. Durch ihn werden die Mittwochsgäste dafür gewonnen, besonders auch Prinzessin Caroline und Knebel. Die 'Weimarer Kunstfreunde' sind davon so eingenommen, daß sie Meyer im Neujahrsprogramm für 1807 besprechen muß. Am 2. Juni 1806 dankt Goethe dem Künstler, bewundert „die geheimnisvolle, anmutige Welt", „die bedeutende, genaue und zarte Ausführung", fragt nach dem Stecher und möchte die Blätter illuminiert und angefärbt sehen, wenn er auch nicht wünschen könne, daß die Kunst im ganzen den hier eingeschlagenen Weg verfolge. Zugleich bittet er Runge um seine Aufzeichnungen über die Farbe, um Ausschnitte von Blumen und Kränzen und um seine Silhouette. Kurzum, der Homeride will in seinem Hause ein Rungezimmer ausschmücken. Runge spottet darüber an den Bruder: „Es ist doch ein rechtes großes Kind darin, welches das Spielen ordentlich wie ein Geschäft treibt; was will man dagegen machen?" Noch in Karlsbad spricht Goethe am 9. Juli mit Müller über Runge, liest am 22. dessen Brief und Farbenaufsatz und fühlt sich, wie er in der 'Farbenlehre' bekennt, durch die theoretische Übereinstimmung so gefördert, daß er den Künstler als Mitarbeiter durch den Abdruck seines Briefes ehrt. „Nicht wenig Freude", so schreibt er dem Künstler, „war mir's zu sehen, daß Ihre Ansichten der Farben völlig mit den meinen übereintreffen. Mehrere Stellen Ihres Aufsatzes werden Sie beinahe wörtlich in meiner Abhandlung finden, zu anderen den Kommentar, und von mehreren wünschte ich, mit Ihrer Erlaubnis Gebrauch zu machen, weil ich dasjenige, wovon ich mit Ihnen überzeugt bin, nicht besser auszudrücken wüßte. Ich werde mit mehr Lust und Mut die Redaktion meiner Arbeit fortsetzen, weil ich in Ihnen nunmehr einen Künstler kenne, der auf seinem eigenen Wege in die Tiefe dieser herrlichen Erscheinungen eingedrungen ist." Offenbar riet Daniel Runge dem Bruder immer wieder, das Eisen zu schmieden, weil es warm sei. Philipp Otto, der eben die Biographie des Carstens gelesen hatte, antwortete dem Bruder am 20. September: „Ich sehe am Ende auch wohl, daß auf dem höchsten Punkte einer Ansicht man sich doch begegnet, wie ich

denn hoffe, daß ich mich so mit Goethe auch mehr und mehr begegnen werde." Im September treffen in Weimar sein Selbstbildnis[1]) und seine ausgeschnittenen Blumen bei Goethe ein, Meisterwerke der Scherenkunst, die allerdings dem Dichter der Pflanzenmetamorphose höchst willkommen sein mußten. Wahrscheinlich hatten die Blumen auf dem Blatte der 'Nacht' den Wunsch der Zimmerverzierung nahegelegt, und Runge hatte also einen ganzen Gartenflor für einen Ofenschirm mit dem Schema der Anordnung übersandt. Eben sollte das Rungezimmer im Goethehaus mit den Blumen, den 'Tageszeiten' und dem Bildnis ausgeziert werden, als der unglückliche 14. Oktober mit Schlachtflucht und Feuerlärm in Weimar einbrach, und „die Lust, seine Umgebung erfreulicher zu machen", kehrte, wie Goethe am 10. November schreibt, erst langsam zurück. Doch blieb, wie wir wissen, die Rungewand mit den 'Tageszeiten' ein besonderer Anziehungs- und Gesprächspunkt. Für Goethe werden diese Blumenausschnitte Anlaß zu genetischen Gleichnissen, so daß er am 11. Dezember gegen Riemer die Nationen mit Pflanzen, die unteren Stände mit Kotyledonen und Stengelblättern, die höheren Stände und Kulturen mit den ferneren Blättern, Blüten, Früchten vergleicht und heiter ausruft: „Hier öffnet sich ein weites und artiges Feld für die Rungische allegorisch-symbolisch-mystische Pflanzenmetamorphose." Von nun ab ist ihm Runge ein bedeutendes Phänomen, mit dem er sich immer wieder auseinandersetzt. Wenn auch durch Voß das Gerücht zugetragen wird, Görres urteile über Goethe sehr scharf und halte Tieck, Runge und Jean Paul für die einzigen Dichter, so kann dies doch sein Wohlwollen für den Künstler nicht schwächen. Am 3. Mai 1808 sandte Runge eine größere Auswahl von Zeichnungen, die am 4. und 8. immer wieder durchgesehen und besprochen wurden und in den 'Tag- und Jahresheften' eine besondere Beachtung fanden: „Runge, dessen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sendet mir die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumen-

[1]) Siehe das Titelbild dieses Bandes. Vorher schon H. Wahl, Ein verschollenes Selbstbildnis Ph. O. R.s i. G.s Nachlaß. Kunst u. Künstler 1928, 4, 148.

reichen 'Tageszeiten', welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewiesen. Auch andere, meist halbvollendete Umrißzeichnungen von nicht geringerem Werte waren beigelegt. Alles wurde dankbar zurückgesandt, ob man gleich manches, wäre es ohne Indiskretion zu tun gewesen, gern bei unseren Sammlungen, zum Andenken eines vorzüglichen Talents, behalten hätte." Am 23. Juli 1808 wird Runge von Karlsbad aus eingeladen, im nächsten Oktober einige Monate bei Goethe zuzubringen und die Grundmaximen der Farbenlehre im Gespräch einander deutlich zu machen. Runge kommt nicht und erhält im November seine Zeichnungen zurück. Mit seiner Farbenlehre beschäftigt, die er auch Goethe mitteilen möchte, fragt er Steffens um Rat, ob er sie Goethe zusenden solle: „. . . von ihm habe ich nichts nehmen können, da ich ihm zwar manches, er mir aber noch nichts mitgeteilt hat, möchte aber doch nicht, daß er im geringsten von mir dächte, als wollte ich fürwitzigerweise ihm vorgreifen oder etwas hinter seinem Rücken tun." Am 23. September 1809 schreibt er entsprechend an Goethe, und Steffens sendet als Vermittler am 3. Oktober aus Halle Runges Abhandlung und den dramatischen Taschenkalender an Goethe, der die Decke zu dem Büchlein allerliebst und Runge einen genialen geistreichen Maler nennt. Hier findet er ihn auf der wahren Höhe der bildenden Kunst und fügt bedeutsam hinzu: „Hier hat er sich ganz aus dem Abstrusen herausgewickelt, das mir jene schönen und trefflichen Werke gewissermaßen unerfreulich machte." Man sieht, auch Goethes Bewunderung hat etwas Progressives. Die 'Tageszeiten', die seine Wand schmücken, sind plötzlich unerfreulich, ihr christlich-symbolisches Element ist abstrus. Der patriotische Taschenkalender ist wahre Kunst. Da spielt nicht nur der Adressat Steffens mit, das hat tiefere Gründe. Runges Formensprache war in ihrer Flächenfüllung linear-architektonisch, symmetrisch-eurhythmisch und auch in den dryadischen Blumengenien klassizistisch. Am stärksten aber in dem Almanachdeckel, der doch reines Empire ist. Nur die Seele, der Bedeutungsgehalt dieser Kunstkörper ist romantisch-christlich und von bedenklicher Synästhesie. Man denkt an Napoleon, der auf seinen

Feldzügen wie auf St. Helena immer wieder den Ossian liest, den auch Runge vergeblich illustrierte, und versteht, daß man Goethe als den Versöhner von Klassizismus und Romantik empfand[1]), wie er ja selbst Helena und Faust vermählt und ihr frühvollendetes Kind Euphorion gestaltet hat. Erst als Maler, kurz vor dem Ende, schafft Runge volle blühende Romantik, „Licht, Luft und bewegendes Leben", farbige Musik, wie keiner. Goethe kannte diese Leistungen nicht. Ihm ist die Farbenlehre wichtiger als alles andere. Am 17. Oktober wird Runges Manuskript mit anerkennendem Schreiben nach Hamburg gesandt. Sein Werkchen regt Goethen wieder entscheidend zur Arbeit an, seine Farbenlehre zu vollenden. Die 'Tag- und Jahreshefte' bekennen, daß „Runges Farbenkugel unsre chromatischen Betrachtungen aufs neue in Bewegung setzte", und im historischen Teil der 'Farbenlehre' wird abschwächend gesagt: „Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von dessen schönen Einsichten in die Farbenlehre, von der malerischen Seite her, wir schon früher ein Zeugnis abgelegt, die Abstufungen der Farben und ihre Schattierungen gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargestellt und, wie wir glauben, diese Art von Bemühungen völlig abgeschlossen." Runge war wieder der Gebende, und es ist kaum beachtet worden, wie sehr. Finden wir doch Goethe selbst in seiner 'Farbenlehre' plötzlich in jenem Abstrusen, vor dem er Runge so gern gewarnt. Nachdem Gelb und Blau, ihr Auseinandergehen, ihre Steigerung und Vereinigung im Dritten behandelt worden, liest man plötzlich, „daß man diesen beiden getrennten, einander entgegengesetzten Wesen eine geistige Bedeutung unterlegen könne, und man wird sich kaum enthalten, wenn man sie unterwärts das Grün und oberwärts das Rot hervorbringen sieht, dort an die irdischen, hier an die himmlischen Ausgeburten der Elohim zu gedenken". Dieser Rungische Ton wird plötzlich Goethisch beendet: „Doch wir tun besser, uns nicht noch zum Schlusse dem Verdacht der Schwärmerei auszusetzen, um so mehr, als es, wenn unsre Farbenlehre Gunst gewinnt, an allegorischen, symbolischen und

[1]) Ed. v. Schenks allegorisches Vorspiel 'Alte u. neue Kunst' zu G.s Gedächtnisfeier (21. Juni 1832) im Münchener Hoftheater zeigt den Kampf von Melpomene u. Romantia, den G.s 'Faust' versöhnt.

mystischen Anwendungen und Deutungen, dem Geiste der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird" (§ 919. 920). Goethe, der Hypsistarier, der überall vom Besten zu nehmen wußte, hat aus Runges Farbenlehre und Farbenkugel ebenso gelernt wie aus Okens Programm. Am 1. Februar 1810 schickte ihm Runge das erste Exemplar seiner Farbenlehre, für das Goethe am 23. März mit dem bedenklichen Nachsatz dankt: „Übrigens wünsche ich, daß der geheimnisvolle Opal Ihnen nicht als ein Irrlicht vorleuchten und Sie von Ihrem heitern und glücklichen Naturwege in die abstrusen und wunderlichen Labyrinthe einer Denkart hinabziehen möge, von der, wenigstens für Sie, kein Heil zu erwarten ist." Schon 1808 am 3. Mai hatte Goethe zu Knebel geäußert, „daß dies vorzügliche Talent leider auch nicht zur Ausbildung kommen und in diesem doppelt- und dreifachen Zeitenwust zugrunde gehen wird". Woher plötzlich diese Skepsis? Bei Goethe hat doch alles seinen lebendigen Grund. 1808 war in den 'Heidelberger Jahrbüchern' der Aufsatz von Görres erschienen, und dieser abstrus schwärmende Görres berief sich ebenso auf Goethe wie später der theologische Milarch. Also auch hier wurden die Geister, die man gerufen, vom Gegner für sich beansprucht und dadurch gefährlich. Der freundlich aufgenommene Romantiker galt im Gegenlager zu viel; wieviel, das sollte sich bald zeigen. Runge war hoffnungslos erkrankt, er konnte nicht mehr arbeiten und die geliebte Schere nicht mehr halten. Seinen sehnsüchtigen Wunsch, Goethe noch einmal zu sprechen, gestand er dem Freunde Perthes: „Unendlich würde es mich ergötzen, bei gesundem Leib und Seele mit ihm zu sprechen, und so unendlich viel er mir aufklären könnte, würde doch manches auch vorkommen, was ich ihm zu sagen hätte, was in den Verhältnissen der Anwendung ihm interessant sein würde." Der Freund Perthes kündigte Goethe den nahen Tod Runges an, worauf Goethe am 16. November 1810 an Perthes seine ganze Liebe für den Künstler in einem Briefe gesteht: „Daß wir Herrn Runge verlieren sollen, schmerzt mich sehr; doch er ist jung, Hoffnung ist bei den Lebenden, und meine Wünsche können ihn nicht loslassen. Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzüglich Talent, sein wahres treues Wesen als Künstler und Mensch

erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir, und wenn seine Richtung ihn von dem Wege ablenkte, den ich für den rechten halte, so erregte es in mir kein Mißfallen, sondern ich begleitete ihn gern, wohin seine eigentümliche Art ihn trug. Möchte er sich doch nicht so geschwind in die ätherischen Räume verlieren!" Runge, der sich noch im Juli an Goethes 'Farbenlehre' „überstudiert" hatte, aber begeistert an Schildener schrieb: „Übrigens ist das ein Buch!", er, dem jetzt auch das technische Wesen der Farbe sicher war und der gerade seinen großen Traum, die 'Tageszeiten' zu malen, begonnen hatte, mußte — wie seine Freundin Luise Reichardt an Wilhelm Grimm schrieb — „unter unaussprechlichen Leiden" allzu früh in die ätherischen Räume und erlosch am 2. Dezember 1810. Sein Bruder Daniel erbat von Goethe, dem er Ottos letzte Grüße und Bemerkungen über die 'Farbenlehre' mitteilte, alle Briefe des Verstorbenen zurück, die ihm auch durch Herrn v. Beseler übermittelt wurden. Am 17. Dezember 1811 faßt Goethe in seinem Schreiben an Daniel sein Urteil über Runges romantische Kunst in abwägender Kritik zusammen: „Ich glaube das Talent Ihres Herrn Bruders mit Liebe penetriert und seinen Kunstwert redlich geschätzt zu haben. Der Gang, den er nahm, war nicht der seine, sondern des Jahrhunderts, von dessen Strom die Zeitgenossen willig oder unwillig mit fortgerissen werden." Noch ehe sie erloschen ist, sieht Goethe die Romantik zeitbedingt und ein Phänomen wie Runge als dem Zeitstrom zugehörig. Schon 1812 sollte die Lebensbeschreibung Runges erscheinen; aber sie kam und kam nicht. Sein Tod wurde von den Romantikern wie von den Neudeutschen tief beklagt. Man wußte, was man verloren hatte, und vor allem in Berlin. Kleist gab in seinen 'Abendblättern' eine Runge-Nummer heraus (19. Dezember 1810), und Brentanos Klagelied ist bekannt. Wie viel verdankten ihm alle! Vor allem auch Friedrich, Klinkowström[1]), Rumohr und die Hamburger Nach-

[1]) Runges Freund u. Jünger Kl. lernte G. nie kennen. Am 4. Dez. 1806 machte Runge G. auf Kl.s Correggio-Kopie aufmerksam, die er für verloren hielt, u. fragte am 23. Okt. 1807 G., ob er für das Bild keinen Liebhaber wisse. G. fragte nach d. Preis. Später kam das Bild nach Greifswald auf d. Altar. Kl., der als Leiter eines adligen Knabenstiftes in Wien

folge. Erwin und Otto Speckter, die nach Runge lithographiert hatten, Oldach und Janssen, alle die Frühvollendeten, die seinen Geist liebten, gingen nach München — zu Cornelius. Das große Vermächtnis hatte keine Erben. Auch seine praktisch-kunstgewerbliche Art wirkte sich erst viel später aus. Erst Lichtwark dachte wieder an die Stickereivorlagen, Spielkarten, Theatervorhänge, Gallionsfiguren, Zimmerfriese, Almanachdeckel Runges und wollte wenigstens die Blumenstilisierung neu beleben. Und wie bewahrte Goethe das Andenken an den Entschwundenen? Noch immer schmückten die 'Tageszeiten' die Rungewand, immer wieder zeigte er die „schönen weißen Blumen". Als Boisserée, der Apostel der Altdeutschen, am 4. Mai 1811 bei Goethe, kühl aufgenommen, nach dem Essen, während Baron Oliva Beethoven spielte, überrascht vor Runges Blättern stand, die er nicht kannte, trat Goethe zu ihm und sprach mit ihm von dem neuen phantastischen Wesen, über die alles zersprengende, ins Unendliche sich verlierende Sehnsucht und Unruhe in Musik, Malerei, Philosophie, von Novalis und Schelling, deutscher Bildung und Zeitwesen und wie es zum Tollwerden sei, so die Welt um sich herum vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen zu müssen ohne Aussicht, wann etwas daraus entstehe. „Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist, zum Rasendwerden, schön und toll zugleich! ... das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen; da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmut und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin. Es ist nicht anders möglich: was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade." Und der kluge Boisserée fand mit tröstlicher Resignation das richtige Wort von den jungen Leichenträgern, die eben die Schätze der alten Bildung zu retten hätten, was Goethen wohl gefiel; denn zur Resignation gehöre Charakter. Runges Kunst

---

zum Schlegelkreis gehörte, lernte i. Rom auch die Nazarener kennen. Er findet als Künstler heute wieder verdiente Beachtung. Vgl. Nazaren. Zchgen., X. Ausstellg. i. ober. Belvedere, Wien 1927; F. A. v. Kl. u. s. Nachkommen, 1877.

blieb dem Alten immer bedeutend und ehrwürdig. Als die 'W. K. F.' endlich den Kampf gegen die neudeutschen Nazarener eröffneten und in 'Kunst und Altertum' 1817 mit historischer Gelassenheit die erste Geschichte der neuen Lehre darlegten, da wurde doch Runges schönes herzliches Talent, Ernst, Fleiß, Ausdauer und reine Liebe lobend anerkannt. Sein Farbensinn wurde mit der seltsamen Hypothese geehrt, daß Runge, im 16. Jahrhundert unter Correggios Leitung gebildet, ohne Frage einer der würdigsten Schüler des großen Meisters hätte werden können. Im selben Heft wird den Rungischen Blättern „des ästhetischen als historischen Wertes wegen" nachgefragt, wo und um welchen Preis Abzüge zu erhalten seien, und zugleich wird der Herausgeber der Lebensbeschreibung gemahnt, weil die Herausgabe gerade in diesem Zeitpunkt höchst wünschenswert wäre. Also Goethe muß Daniel Runge mahnen, und trotzdem erschien die Lebensbeschreibung mit Runges Nachlaß erst 1840 — Tieck und Steffens gewidmet! Goethe hat den romantischen Maler gefördert, geehrt, geliebt und beklagt, nicht nur den Menschen und Denker, auch den Künstler. Er dankte ihm nicht nur Förderung und Ermunterung für die Farbenlehre, er benutzte sogar als Dichter den Dichter, dessen herrliches Märchen vom Machandelboom 1808 durch die 'Einsiedlerzeitung', 1811 durch Büschings 'Heldensagen' und Grimms 'Hausmärchen' bekannt geworden war. Gretchens Lied „Meine Mutter die Hur'" geht sehr wahrscheinlich auf das Märchenlied „Meine Mutter, die mich schlacht'" zurück[1]) und beschwört so dem Wissenden noch einmal Runges unvergeßlichen Schatten.

Als Runge starb, war einer seiner Landsleute in Dresden, Kaspar David Friedrich, eben auf der Höhe des Erfolges, der anerkannte Meister der neuen romantischen Landschaftsmalerei. Ich muß seinen Werdegang, der aus Greifswald über Kopenhagen nach Dresden führte, sein tragisches Leben und seine große Kunst als bekannt voraussetzen[2]) und beleuchte hier

[1]) R. Köhler, Über d. Europ. Volksmärchen, 1864. Weim. Beitr. 1865, 184/5.

[2]) W. Wolfradt, C. D. Friedrich u. d. Lftsmal. d. Romantik, 1923; Eberlein, C. D. F. Bekenntnisse, 1924; ders., C. D. F. i. s. Meisterwerken,

nur die noch kaum erforschten Beziehungen zu Goethe und zu Weimar. Im Jahre 1802 war der Weimarer Wettbewerb zum erstenmal der Landschaftskunst eröffnet, und den Preis gewann der damals unbekannte, heute berühmte Maler Martin Rohden, der von Goethe eigentlich entdeckt wurde. Goethe behielt sein schönes preisgekröntes Bild drei Jahre lang bei sich und vertauschte es dann auf wenig vornehme Weise an den Kunstfreund Nikolaus Meyer gegen Naturalien.[1]) Im Februar 1812 war Rohden Goethes Gast in Weimar, und die Beziehungen blieben weiterhin erhalten. Für die siebente Weimarer Kunstausstellung im Jahre 1805 — deren Preisaufgabe die Reinigung des Augiasstalles durch Herkules war — sendete Friedrich aus Dresden zwei sauber getuschte Sepia-Landschaften ein, eine Wallfahrt bei Sonnenuntergang und einen Herbstabend am See, die, von den 'W. K. F.' im Neujahrprogramm von 1806 eingehend besprochen und gelobt, den halben Preis von 60 Dukaten erhielten, während der Kölner Klassizist Hoffmann die andere Hälfte des Preises davon trug. Der Romantiker Friedrich hatte in Weimar Aufsehen und Beifall gefunden. Im August 1807 sah Goethe beim Grafen Corneillan in Karlsbad Zeichnungen des Künstlers und erhielt selbst am 2. November 1808 von Friedrich vier große und zwei kleine Landschaftszeichnungen zum Verkauf zugesandt. Auch diese Blätter werden bewundert, der Herzogin, Madame Schopenhauer und andern vorgewiesen, und in den 'Tag- und Jahresheften' wird vermerkt: „Sein schönes Talent war bei uns gekannt und geschätzt, die Gedanken seiner Arbeiten zart, ja fromm, aber in einem strengeren Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch sei, manche schöne Zeugnisse seines Verdienstes sind bei uns einheimisch geworden." Auch diese Zeichnungen wurden in der 'Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung' gewürdigt, und der Hof scheint einiges erworben zu haben. Als Freund Kaaz Goethes Hausgenosse war, wurde auch über Friedrich und andere Landschaftsmaler gesprochen. Im August 1810, als Goethe in

1925; ders., C. D. F.s Zeichenkunst, D. Cicerone XVI, 1122 f.; A. Aubert, C. D. F. Gott, Freiheit, Vaterland, 1915.

[1]) H. Kasten, G.s Bremer Freund Dr. Nik. Meyer, 1926.

Teplitz weilte, hatte Friedrich offenbar Bilder nach Weimar zur Ausstellung geschickt; denn Meyer wurde am 30. August „im Namen unseres Landschafters" gebeten, das Eiweiß von den Bildern zu wischen und dafür einen Mastix-Firnis aufzutragen und sie so in Stand zu setzen, was auch geschah. Wie sehr aber Meyer immer wieder und so auch hier Goethes Urteil zu beeinflussen wußte und gegen die neue Kunst als kritischer Gegner wirkte, ersehen wir aus seinem Briefe an Goethe vom 6. September 1810. Fleiß und Ausführung der Bilder werden gelobt; aber was man malen solle und könne, die technischen Mittel, Anordnung, Licht und Schatten kenne Friedrich nicht, weshalb seine Bilder nicht erfreuten und nach einiger Zeit sogar lästig würden. So tüchtig Meyer mit Gedächtnis und Wissen als Kunsthistoriker auch war, so gefährlich war er als Kunstkritiker, wenn der alte Maler in ihm erwachte, und um so höher ist Goethes Kunstgefühl für alles Neue und Bedeutende einzuschätzen. Als nun Goethe im September 1810 in Dresden weilte, wurde auch Friedrich in seiner armseligen Werkstatt aufgesucht. Das Tagebuch vermerkt den großen Eindruck, den seine Bilder auf Goethe machten: „Dessen wunderbare Landschaften. Ein Nebelkirchhof. Ein offnes Meer." Das Geniale dieser neuen symbolischen Landschaftskunst und das eigentümliche melancholische Wesen des Künstlers war empfunden worden, und heimgekehrt sprach Goethe mit Riemer über diese Bilder des damals berühmt gewordenen Malers und über ihren Erfolg: „Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend." Ein andermal, als beim Essen von dem Eigensinn und Eigenwillen der jungen Künstler die Rede war — Goethe meinte die drei unglücklichen genialen Pathologen Weißer, Friedrich, Kleist —, kam doch die Abneigung Goethes gegen die Dresdener Romantiker wie gegen den armen Weimarer Selbstmörder zum Durchbruch: „Sie meinen, außer dem Rechten gäbe es noch ein Rechtes, ein anderes Rechtes, das hätten sie. Wie wenn es außer dem Schwarzen in der Scheibe noch eins gäbe, und da schießen sie dann ins Blaue." Aber was beweisen Stimmungen? bei Goethe entscheidet das Erlebnis. Im Sommer 1811 am 9. Juli erschienen, auf der Wanderung be-

griffen, in Jena bei Goethe der Maler Friedrich und sein Freund, der Bildhauer Kühn, aus Dresden und waren am folgenden Tage mit Professor Roethe zu Tisch geladen. Der biedere, naive, urwüchsige Pommer scheint Goethen nicht durchaus behagt zu haben. Friedrich soll später geäußert haben: „Goethe sagt, ich habe keine Lebensart. Nun, so habe ich doch wenigstens eine Art zu leben!“ Um so entzückter war aber der gute Knebel, der am 16. an die Schwester Henriette nach Weimar schreibt[1]): „Sonst haben wir auch noch eine andre Erscheinung vor einigen Tagen hier gehabt, nämlich den Maler Friedrich aus Dresden. Seine eigne Gestalt hat mich frappiert. Er sieht ganz einem alten Germanen gleich, mit rötlichgelbem Haar und Bart, blauen Augen und kräftigem, ausdrucksvollem Gesicht. Er blieb nur zwei Tage hier, und wir wurden sehr gute Freunde. Er hat sogar etwas Schüchternes, das ihn noch mehr zu einem alten Deutschen macht. Goethe preist sein Talent, aber beklagt, daß er damit auf irrem Wege ginge. Der Mann ist brav. Er will nun bald nach Island reisen.“ Im Winter kamen wieder Landschaftszeichnungen von Friedrich nach Weimar, die Goethe bei Meyer am 4. Dezember besah, und am 7. scheint auch der Hof die Kunstwerke betrachtet zu haben. Friedrich hatte einen guten Helfer, einen lieblichen Vermittler, die junge, hübsche Jenaer Stallmeisterstochter Luise Seidler, den Schützling Goethes, die in Dresden die Malerei übte und mit Kügelgen, Friedrich, Kersting u. a. befreundet war. Sie half dem armen Friedrich immer wieder durch Fürsprache und Bitte. Auf Wunsch des Herrn v. St. Aignan war durch ihren Vater im April 1812 eine große Sendung Zeichnungen angekommen, deren Ankunft am 23. dem Kunstmeyer wie der Seidler gemeldet wurde und die am 26. durch den Kutscher nach Weimar abgingen. Goethe freute sich, endlich dem Hofe diejenigen Blätter verschaffen zu können, die Friedrich bisher nicht ablassen wollte, und beriet sich mit dem Freunde, wie das alles diplomatisch zu machen sei. Auch bedauerte er lebhaft, die Blätter nicht mit Meyer zusammen betrachten zu können, „denn wie selten ist das Vollendete! So, daß man es auch in der wunder-

[1]) Aus K. L. v. Knebels Briefwechsel mit s. Schwester, 1858 553/4.

lichsten Art hochschätzen und sich daran erfreuen muß". Die Blätter wurden also den Herrschaften vorgewiesen, aber offenbar ohne Erfolg, wie Meyer an Goethe berichtet, doch scheint nicht alles an den „darbenden" Friedrich zurückgegangen zu sein. Dem Maler wurde nicht nur durch Ausstellungen und Ankäufe geholfen, es wurde ihm nicht nur der Weimarer Lieber als Schüler gesendet, sondern Goethe versuchte auch, ihn mit Hilfe der Seidler zu beraten und zu belehren und auf die von ihm so hochgeschätzte Wolkenlehre hinzuweisen, die er seit Howards Aufsatz wieder neu aufgenommen hatte. In den Briefen der Seidler an Goethe (1816) lassen sich diese Wolkenaufträge, die wie Geheimnisse behandelt werden, trefflich verfolgen. Entrüstet berichtet die Malerin, wie „der Unartige" den „großen Wunsch" Goethes mit der Begründung zurückgewiesen habe, daß dies einen Umsturz der Landschaftsmalerei bedeuten würde. Er hätte mit Recht sagen können, *seiner* Landschaftsmalerei. Aber dies mußte in Weimar doch verstimmen, und so kam zu so mancher anderen Disharmonie auf politischem Gebiete auch noch diese kunsttheoretische. Indessen hatte Friedrich den Weimarer Hof für sich gewonnen, wie er ja seit seinen Berliner Erfolgen bei den Höfen und Adligen geradezu Mode war. Vor allem die einst von Goethe so sehr geliebte Kaaz-Schülerin, Prinzessin Caroline, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, liebte Friedrichs Kunst so sehr, daß sie in seinem Geschmack zeichnete. Henriette v. Knebel, die dies dem Bruder berichtet, schreibt ihm am 2. Februar 1813, daß der Erbprinz seiner Gemahlin eine Landschaft mit einem Kruzifix von Friedrich geschenkt habe, die nun Henriette genau beschreibt. Offenbar handelt es sich um eine Replik des umstrittenen, einst so berühmten Tetschener Altars, der heute der Dresdener Galerie gehört. Also nicht nur den Berliner und den Weimarer Hof hatte Friedrich gewonnen, sondern auch den Mecklenburger. Dies alles vermehrte Goethes Sympathie nicht, vor allem nachdem sich Friedrich mit seinem Schüler Lieber überworfen hatte. Am 20. Februar 1813 sprach er sich mit Meyer abends über Friedrichs und Kügelgens Kunst vertraulich aus. Wir wissen ja, wie er die patriotische Kunst haßte und was ihm der Berliner Schadow schon 1801 dazu erwidert

hatte.[1]) Und gerade diese Kunst feierte in der Dresdener Siegesausstellung ihre Triumphe. Immer wieder mischt er Lob und Tadel. Als er mit dem Kanzler v. Müller am 18. April die Zeichnungen der schönen begabten Malerin Gräfin Julie Egloffstein durchsah — sie war die begabteste seiner weiblichen Schützlinge: Seidler, Bardua, Hosse, Facius, Egloffstein —, rief er bewundernd aus: „Macht es denn wohl Friedrich je besser?" Als er aber bald darauf mit dem Freunde Sulpiz Boisserée über die Wennerschen Zeichnungen von Cornelius und Overbeck, über ihre Fehler und Mängel sprach, da fiel ihm gleich Friedrichs Hauptfehler ein, die halbierte Bildmitte, das Unabgewogene von Oben und Unten. Die Bilder von Friedrich, sagte er, könnten ebensogut auf dem Kopf gesehen werden — was der kurzsichtige Böttiger wirklich getan hatte — „seine Wut gegen dergleichen, wie er sie ehemals ausgelassen mit Zerschlagen der Bilder an der Tischecke". Man denkt an den wütenden Goethe, der auch Bücher verbrannte oder an den Baum nagelte. Diesen Vorwurf über die Divergenz der Bildhälften wiederholte er auch später immer wieder. Auch war ihm die Manier der Schüler zuwider, die ihre Meister kopierten. Dies nahm ihn gegen die Kunstakademien und diese republikanische Form ein: „So unterscheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Grassi, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, so wie diejenigen, welche sich an Zingg, Klengel oder Friedrich halten." Als nun aber das Maß seiner Geduld voll und das Nösel seiner Höflichkeit leer war, als sich die 'W. K. F.' gegen das neudeutsche katholisierende Kunstwesen waffneten und den Sturm vorbereiteten, als jener berühmte Aufsatz für 'Kunst und Altertum' entworfen wurde, den Goethe skizzierte und Meyer schrieb, da wurden in dem der Caroline Ulrich diktierten Schema die verhaßte, von dem „frommen wahren Kunstaperçu" ausgehende, klosterbruderische und sternbaldi-

[1]) Schadow, Über einige i. d. Propyläen abgedruckte Sätze G.s, die Ausübung d. Kunst i. Berlin betr., Eunomia 1801, I; Nachtrag zu G. Sch.s Aufs. u. Briefe . . ., hrsg. J. Friedlaender 1864; E. Dobbert, G. u. d. Berliner K., Nat. Ztg. 1891, Nr. 69. 71; H. Grimm, Viertelj. f. Lit.-Gesch. I 293; O. Harnack, Ess. u. Stud. 1899, 205 f. Vgl. Falk, Neue märkische Ästhetik, Ztg. f. d. e. W. 1803, 21. Juli, Sp. 687/90.

sche Maxime festgelegt und die Sünder zitiert: „Runge, Friedrich, Riepenhausen, Cornelius, Overbeck, Hartmann, Pforr, Händel Ramdohrs mit Friedrich." Mit Staunen sieht man hier Romantiker, Pränazarener, Nazarener beieinander, und mit Staunen liest man dann Friedrichs Beurteilung in dem endgültigen Aufsatz. Wie fein und klug ist doch Ernst, Verdienst und Können bemerkt, der Abstand von den Neudeutschen empfunden, und doch wird der gemeinsame christliche Geist abgelehnt, dem sich die Maler Hartmann und Kügelgen allerdings nur gelegentlich günstig erwiesen hätten. Hören wir also das Urteil: „Kurz nach Runge glückte es einem andern, gleichfalls aus Pommern gebürtigen und in Dresden wohnenden Künstler, genannt Friedrich, ehrenvoll bekannt zu werden: vermittelst bewundernswürdig sauber getuschten Landschaften, in denen er, teils durch die Landschaft selbst, teils durch die Staffage, mystisch-religiose Begriffe anzudeuten suchte. Auf diesem Wege wird, wie auch gedachtem Runge in seiner Art begegnet ist, eben um der Bedeutung willen, manches Ungewöhnliche, ja das Unschöne selbst gefordert. Darum hat auch Friedrich von Personen, welche die bezielten Allegorien entweder nicht faßten oder nicht billigten, viel Widerspruch erfahren; alle aber mußten zugeben, daß er den Charakter mancher Gegenstände, zum Beispiel verschiedene Baumarten, altverfallene Gebäude und dergleichen, mit redlichstem Fleiß und Treue darzustellen wisse ... Wie wenig ist nicht der wackere Friedrich ermuntert worden; aber er wendete sich dennoch nicht von seinen mystisch-allegorischen Landschaften, weil ihm der eingeschlagene Weg als der rechte, zum wahren Ziel der Kunst leitende vorkömmt, und eben dieses ist auch mit Overbeck sowohl als mit Cornelius der Fall, welche zuverlässig alle beide hinreichende Geschicklichkeit besäßen, Werke heiterern Sinnes, angenehm in die Augen fallend, vermutlich auch vom bezahlenden Publikum noch besser aufgenommen, zu verfertigen ... Obgenannter Friedrich zu Dresden ist bisher noch immer der einzige geblieben, welcher in landschaftliche Gemälde und Zeichnungen mystisch-religiöse Bedeutung zu legen versuchte. Er unterscheidet sich übrigens von denen, so ähnliches mit Figuren beabsichtigen, darin, daß er nicht alte Meister, sondern unmittelbar die Natur

nachzuahmen beflissen ist. Seine Erfindungen haben durchgängig das ehrenwerte Verdienst, daß sie gedacht sind; weil aber düstere Religionsallegorien anmutiger und schöner Darstellung meistens nicht zusagen, er überdem die Kunst der Beleuchtung entweder nicht kennt oder verschmäht, wie er denn auch bei Anwendung der Farben deren Milderung und Übereinstimmung nicht beachtet, so befriedigen seine saubern Bisterzeichnungen das Auge besser als die Gemälde, und Friedrich befindet sich wegen Vernachlässigung der Kunstregeln mit allen seinen Geschmacksgenossen, welchem Fach sie auch zugehören, in gleichem Nachteil. Das Kunstwerk soll zwar den Geist des Beschauers unterhalten, dessen Gemüt ansprechen, aber eben darum, weil es geschauet werden muß, verlangt das Auge zugleich wohltuende Befriedigung, und was hindert den Künstler, wahres Kolorit, gefällige Beleuchtung und Formen der schönen Natur bedeutend zu gebrauchen? Eben in geschickter Vereinigung des Geistigbedeutenden und des Sinnlichrührenden feiert die echte Kunst ihren Triumph."

Auch hier also ergibt sich die überraschende Tatsache: Goethe ist der Entdecker, Helfer, Förderer der neuen romantischen Kunst. Trotz aller Wenn und Aber erkennt er das Neue, Echte, Gekonnte dieser symbolischen Landschaftskunst. Auch im Kampf gegen das Christliche und Neudeutsche läßt er diesem Künstler historische Gerechtigkeit widerfahren. Er weiß seinen Wert zu schätzen, wenn er auch als Freimaurer sein Christentum ablehnt und seine Kunstmittel nicht gelten läßt. Die neue Naturanschauung und Naturnähe ist ihm lieb und wert, die gepflegte Technik findet seinen Beifall, das Dichterische ist ihm bedeutend. In der Weimarer Landschaft mit dem Regenbogen und dem Schäfer glaubte man enge Beziehung zu Goethes Gedicht 'Schäfers Klagelied' zu sehen, das 1804 im 'Taschenbuch' erschienen war.[1]) Daß Friedrich Goethes Gedichte liebte und 'Amor als Landschaftsmaler' in seinem Nachlaß bewahrte, wissen wir wohl. Niemals aber hat

[1]) D. Übereinstimmung zwischen Bild u. Gedicht ist allerdings so weitgehend, daß man d. Möglichkeit offen lassen muß, das Bild doch v. d. Gedicht abhängig zu denken. Wir hätten hier einen neuen Beitrag zur romant. „Gemälde-Dichtung".

er die Dichtung eines andern gemalt. Sein Schöpfungsprozeß war selbst dichterisch, er war, wie sein Nachlaß lehrt, selbst ein Dichter. Seine Dichtung war die Natur, die lebende Landkarte seiner Pommernheimat, die Landschaft seiner Stimmung und Seele. Umgekehrt aber hat er die Dichter begeistert und angeregt, und ich habe die Bekenntnisse der Tieck, Schubert, Förster, Kleist, Brentano, Arnim, Körner und die Aufzeichnungen der Künstler Kügelgen, Hartmann, Rühle, Seidler, Bardua und Carus bekannt gemacht. Immer war er der Gebende, der Bewunderte, Geliebte.[1]) Und nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, Rußland, England war er bekannt. Er ist und bleibt der größte Landschaftsmaler der Romantik. Seltsamerweise fanden sich in Goethes Sammlungen nur zwei Sepialandschaften Friedrichs[2]) und zwei Holzschnitte vom Bruder Christian Friedrich, dem Greifswalder Tischler[3]), während doch der Herzog mit Goethes Hilfe so manches erworben hatte, was heute teilweise noch unbekannt ist. Von Friedrichs Schülern Klinkowström, Lieber, Rühle, Heinrich, Bommer, Crola, Götzloff, Oehme, Kirchner, Blechen u. a. hat keiner Goethen nahegestanden als der Weimarer Karl Lieber, von dem hier kurz die Rede sei, weil er recht unbekannt geblieben ist, trotzdem Goethe seinen Werdegang in einer Eingabe an den Herzog vom 6. März 1813 selbst dargestellt hat.

Karl Lieber, ein Sohn des Kammerdieners der Herzogin, seit 1808 täglich auf dem Zeichensaal, dann Zeichner im Geographischen Institut und im französischen topographischen Büro zu Erfurt, erhielt von den 'W. K. F.' 1808 und 1809 die Preismedaille für ungemein reinliche und fleißige Sepiazeichnungen und konnte mit Hilfe der Fräulein v. Gore in Dresden, wo er

[1]) Wie stark i. Berlin Schinkel v. Fr. beeinflußt war, ist aus s. Architekturbildern u. Theaterdekorationen zu erkennen. Doch wurde übersehen, daß er in d. 'Abendlandschaft' d. Nationalgalerie Fr.s Tetschener Altar als Motiv verwendet hat. Auch s. Radierung 'Abend' (1811) ist ohne F. nicht denkbar. Vgl. v. Sydow, K. F. Sch. als Lftsmaler. Mon. f. Kw. 1921, 239 f.; Mahlberg, Sch.s Theaterdekorationen, Diss. 1916; A. Grisebach, C. F. Sch. 1924.

[2]) Chr. Schuchardt, G.s Kunstsamml. I, 1848, 123.

[3]) Aus d. Leben C. D. F.s Geschwisterbriefe, 1924.

Friedrichs Schüler wurde und nach Ruisdael, Everdingen, Friedrich zeichnete, sein bescheidenes Talent fortbilden, damit er, wie Goethe sagt: „wegen äußerer Verhältnisse bei seinem schönen Talent und schwachen Körperbau zur Beruhigung käme". Im Dezember 1812 hatte er sich mit Friedrich überworfen — es soll um eine Nebelkrähe und beschneite Tannenbäume, also um ein patriotisches Bild Friedrichs gegangen sein —, sein Vater war am 2. Januar 1813 „mit seinen alten Lamenten und seinem immerfertigen Schreiben an Serenissimum in der Tasche" bei Goethe, der nun Meyer zu Hilfe rief. Am 4. März wurde von den Freunden bei einem Truthahnessen über des armen Lieber Schicksal beraten und am 6. März die erwähnte Eingabe an den Herzog gemacht, mit dem Vorschlag, dem Schützling den Charakter eines Unterlehrers bei der Zeichenschule zu geben, ihn aber noch in Dresden zu lassen. Lieber kehrte schon am 29. März nach Weimar zurück und war nicht nur in der dritten Klasse mit Temmler Zeichenlehrer für die Anfänger, sondern auch Goethes Faktotum für alles mögliche. Hatte er schon früher die Schwefelpasten geordnet, so war er nun für Frankfurter Ansichten, für das 'Divan'-Titelblatt, für die goldblumigen Rahmenverzierungen, für die 'Heilsberger Inschrift', für Steindruckvorlagen, Kyanometer, Kataloge, lebende Bilder, Firnissen, Botengänge und tausenderlei verwendbar. Er radierte mit Holdermann die von Schwerdgeburth herausgegebenen Goethezeichnungen (1821), zu denen der nicht befriedigte Goethe Gedichte beigab. Er legte treulich seine Zeichnungen, Entwürfe, Bilder dem Meister zur Begutachtung vor und war in allem ein treuer Diener seines Herrn. Der geschätzte Zeichenmeister wurde nach langem Beraten 1827 nach Dresden zu dem berühmten Palmaroli geschickt, um das neue Restaurationsverfahren, die Tupftechnik und das Rentoilieren zu erlernen. Es hatte Quandts Hilfe[1]) und diplomatischer Verhandlungen bei dem eigensinnigen Italiener bedurft, der aber dann Lieber sehr lieb gewann. Zurückgekehrt konnte der Belehrte sein Restaurationsatelier begründen und verschiedene Bilder und Zeichnungen restaurieren, die der Kirche und dem Museum gehörten. Seine Blätter in Goethes Samm-

[1]) Eberlein, J. G. v. Quandt. Dresdner Kunstbuch 1928. 17.

lungen zeigen, wie unselbständig sein Talent war und wie recht Goethe hatte, wenn er betonte, daß bei Lieber „nicht sowohl vom Genialen als vom Technischen die Rede sein könne". Schließlich sei noch bemerkt, daß nach einer Aquarellkopie Liebers, die auf ein niederländisches Bild der Dresdner Galerie zurückgeht, wie Düntzer meint, Goethes Gedicht 'Landschaft' entstanden sein soll, was bei Goethes Neigung zur Gemäldedichtung nicht unwahrscheinlich ist. Lieber war also nur als Schüler und Kopist Friedrichs mit der Romantik in engerer Beziehung, die von Dresden aus so stark nach Berlin hinüber wirkte, wo sie so deutliche Nachfolge fand.

Einen anderen Romantiker aus dem Dresdner Kreise, Friedrichs Freund und Schüler George Kersting, schätzte und förderte Goethe in entscheidender Weise. Der arme kleine Güstrower war lange Zeit ebenso vergessen wie Friedrich, und erst die Weimarer Bilder haben seine Kunst und seinen Wert wieder bekannt gemacht. Da ich sein Leben erforscht und dargestellt habe[1]), sei hier nur das Wesentliche gesagt. Auch Georg Friedrich Kersting nahm seinen Weg über die Kopenhagener Akademie (1805/8), lebte kurz in der Heimat und dann in Dresden, wo er als Hausfreund der Kügelgen bald Friedrichs Freund und Wandergenosse wurde. Seinen ersten großen Erfolg hatte er auf der Dresdner Kunstausstellung 1811 mit seinen beiden Malerstuben Friedrichs und Kügelgens. Er war der Meister des Zimmerporträts, das damals im niederländischen Geschmack eine neue Bedeutung fand. Aber die Armut drückte, und die Freunde mußten helfen. Als Körner in Dresden zu den Waffen rief, folgte Kersting als Freiwilliger und hat als Lützower Jäger tapfer und erfolgreich mitgekämpft. Körner war sein Freund, den er liebte und beklagte; er hat ihm nach seinem Heldentode im Bilde ein Denkmal gesetzt. 1816 wurde er Zeichenlehrer bei der Fürstin Sapieha in Polen, kehrte aber bald nach Dresden zurück, wo seine geliebte Braut Agnes lebte. Als Malervorsteher der Meißner Manufaktur konnte er sie 1818 in die Meißner Schloßwohnung

[1]) Eberlein, G. F. K. Thieme-Becker a. a. O. XX, 1927, 194/6; ders., Dtsche. Maler d. Romantik, 1920; ders., K. u. Kstler. XVIII 323/35; vgl. W. Stengel, K. u. Kstler. III. V. IX.

heimführen, wo er auch sein bescheidenes Leben beschloß. Wie aber kam nun Goethe dazu, dem jungen Künstler hilfreich zu sein? Auch hier vermittelte wieder die gute Luise Seidler, Kerstings Freundin, die Goethen von dem armen Maler erzählt und den Verkauf eines Bildes an den Herzog ermöglicht hat.[1]) Das liebliche Bild der 'Stickerin am Fenster' im Weimarer Schloßmuseum stellt sie selbst dar und hatte mit seiner gepflegten Farbigkeit und seiner anmutigen Naturnähe gewiß Goethes Beifall gefunden. Für Goethe, der selbst als junger Nachahmer der Holländer sich wie andere im Zimmerchen gezeichnet hatte und als Junckers Schüler diese Klein- und Feinmalerei zu schätzen wußte, war diese Welt im Stengelglas, dies Menschenleben in seinem Gehäus bedeutend genug, zumal, wenn mit so feinem Gefühl Licht und Schatten, Farbe und Reflex, Luft und Stimmung dargestellt war. Als er im 15. Kapitel von 'Dichtung und Wahrheit' das Zimmerchen der schönen Seele Klettenberg beschrieb, das er bei ihr in der Abendsonne „mit ungeduldgem Streben" „in eine Zeichnung hingewühlt" hatte, vergaß er nicht zu sagen, daß dies Bild „unter den Händen eines kunstfertigen Malers, wie Kersting, höchst anmutig geworden wäre". Am 17. Februar 1813 kam Demoiselle Seidler zu Goethe, um mit ihm über die Verlosung eines Bildes von Kersting zu beraten. Goethe hatte schon einmal auf ihre Veranlassung hin Handarbeiten einer armen Kaufmannsfrau, dann auch Zeichnungen Friedrichs verkauft, warum sollte er nun nicht auch dem armen Kersting helfen! Am 22. Februar wurde die Tabelle zum Ausspielen des 'Eleganten Lesers' gemacht und mit Legationsrat Johannes Daniel Falk die Lotterielisten durchgesprochen. Am 1. März wurde Kerstings Bild an Hof spediert und gezeigt, am 3. die Berichtigung der Lose und der Lostabellen vorgenommen und die Lose an Herrn v. Spiegel gesendet. Spiegel war für das Diplomatenstückchen gewonnen und mußte helfen, der Fortuna die Hände zu binden. Indessen hatte aber das hübsche Kind in seiner gutmütigen Dienstfertigkeit die Sache als gelungen an Kersting gemeldet und das Ganze wieder gefährdet. Goethe

---

[1]) J. Gensel, Kstg. u. G., Stunden m. G. IV, 1907, 49/54.

mußte also alles wieder auf die Füße stellen, eine neue Liste machen und durch Spiegel nachhelfen. Das Los kostete 3 Kopfstück, und 114 Lose waren bestimmt. Am 11. März wurde die Lotterie bei Frau Schopenhauer mit Hilfe von Spiegel, dem Fräulein v. Pogwisch und Adele, die das Ziehen und Einfädeln besorgten, in Gegenwart Goethes ausgespielt. Es war den Eingeweihten keine Überraschung, daß Vater Seidler das Bild gewann. Schon am 24. Februar hatte Goethe an Luise geschrieben: „Das wäre nun alles recht gut, wenn ich nicht ahndete, daß in diese Lose, die ich Ihnen überschicke, der Gewinst schon hineingezaubert sei. Dies will ich aber nicht laut sagen, sonst diskreditiere ich die übrigen, und wir finden keine Abnehmer.“ Da anzunehmen war, daß der liederliche Stallmeister das Bild nicht behalten wolle, so bat Goethe, es ihm zu sagen, falls man es abzulassen gedenke. Der Liebhaber des Bildes — wieder der Herzog — bot 6 Friedrichsdor, was freilich nur die Hälfte des Wertes war für den „hübschen Lampenschein“, aber dem Stallmeister erschienen gewiß die drei Doppel-Louisdor, die Goethe schickte, „fast so schön als die argantische Lampe des Bildes“. Immerhin hatte der kluge, gütige Lotterieleiter dem Künstler, dem Herzog, dem Stallmeister wie seinem Schützling bestens geholfen. Als nun Goethe auf der Reise nach Teplitz im April in Dresden verweilte, fand er das ihm widerwärtige Getümmel des Krieges, der Truppen, der Freiwilligen, und der Verehrer des Napoleonischen Genius, der sich nichts Gutes von dieser Erhebung versprach und vertraulich sogar Böses prophezeite, mußte dazu gute Miene machen. Der Sohn des ihm befreundeten Körner, der die Sachsen aufrief, hatte auch Kersting begeistert, und mit Hilfe Kügelgens und Friedrichs konnte der Maler auf eigene Kosten zum Korps der Schwarzen Jäger gehn. Goethe, zu dem ihn Körner gebracht hatte, mußte ihm den Waffensegen geben, wie er ja auch anderen Lützowern höchst widerwillig und gezwungen in Meißen den Schwertsegen gab.[1]) Seiner genetisch denkenden Natur war alles Gewaltsame, das die Entwicklung gleichsam

[1]) Eberlein, K.s patriotische Kunst, D. Cicerone XVI, 1914, 846/54; A. Brabant, In und um Dresden 1913.

vergewaltigte, wie Krieg, Revolution, Katastrophe, so innig zuwider, daß er, wie wir sehen werden, auch den Kunstkampf, die Kunstrevolution, die Kunstwiederkehr als den Feind des langsam wachsenden Gesetzes von Herzen haßte. So hatte also der heitere, patriotische Kersting den Dichter persönlich kennengelernt, den er schon für sein ganzes Leben als Dichter liebte und verehrte. Goethe aber vermerkte in seinen 'Annalen': „Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit, die Arbeiten Kerstings kennen zu lernen, und Ursache, sie wert zu schätzen." Kerstings Wunsch, Goethen in Weimar zu besuchen, erfüllte sich erst 1824. Auf einer Thüringer Reise weilte er in Jena, Weimar, Erfurt, Gotha und berichtete dem „lieben guten Weibchen" Agnes genau: „Zuerst besuchte ich die Familie Frommann in Jena, die auch Friedrich als rechtliche gute Menschen kennt; diese Familie war 1811 in Dresden, wo ich damals Mutter und zweien Kindern Unterricht im Zeichnen gab, ich fand recht freundliche Aufnahme. Sie zeichnen jetzt Teufelszeug durcheinander, vergnügen sich aber dabei so, daß ich mich auch freue, ihnen Unterricht erteilt zu haben. Hier hat Goethe immer, wenn er in Jena ist, sein Standquartier; diese gute Menschen nun von Goethen erzählen zu hören, wie er's treibt und lebt, ist höchst ergötzlich." Am folgenden Tag, am 18. August 1824, besuchte Kersting nach Voranmeldung durch Meyer um 12 Uhr den herrlichen Greis, der ihn, „zwar sehr gealtert, auch etwas zittrig an den Armen", freundlich empfing, ihn ins Sofa bat, ihn mit den gewaltigen Augen fortwährend ansah und eine halbe Stunde über Frau und Kinder und über die Beschäftigung der Meißner Fabrik befragte. Kersting hat auch diesen Besuch der Gattin und später noch eingehender dem jungen Rachel[1]) geschildert; staunend hatte er zuerst den kleinen Napoleon unter dem Thermometer, das Rauschen der Schiebetüren und das zerfetzte Papier an der Türe beachtet und Freudentränen vergossen, weil ihm Goethe sagte, er hätte es ihm übelgenommen, wenn er ihn nicht besucht hätte. In Kerstings Meißner Zimmer stand ein Abguß der kleinen Goethestatuette

[1]) P. M. Rachel, Altdresdner Familienleben i. d. Biedermeierzeit, 1915, 83.

Rauchs, die ihm die Arbeiter der Fabrik gegossen und geschenkt hatten, und der 'Faust' lag neben Shakespeare immer auf dem Tisch. Kerstings Bild 'Faust in seinem Studierzimmer' war seinerzeit bekannt und beliebt, und es ist für den historischen Genre-Geschmack jener Zeit bezeichnend, daß der Künstler aus dem Sujet seiner haarflechtenden Frau späterhin ein Gretchen vor dem Spiegel machte. Aus dem Zimmerporträt wurde das historische Genrebild. Gewiß besuchte die schöne Julie Egloffstein, auf Goethes Rat und von Meyer empfohlen, im Mai 1820 auch Kersting in Meißen, in dessen Werkstatt sie die höchst reizenden Bildchen im niederländischen Stil bewunderte. Der Eindruck des heiteren Mannes war auf sie so stark, daß sie mit köstlicher Ehrlichkeit der Mutter schrieb: „Seine Persönlichkeit ist von der allerinteressantesten Art. Eine lebhafte, offene Physiognomie mit hellen, glänzenden Augen, eine sehr noble Tournüre und Haltung, wie ich selten von irgend einem unseresgleichen gefunden. Gut, daß er von keinem höheren Stand und schon fürs Leben gebunden — der Mann könnte mir sonst gefährlich werden!"[1]) Man sieht, selbst die stolze Julie war von Kerstings treuherziger Männlichkeit entzückt, die wir aus seinen Selbstbildnissen wie aus den Zeugnissen der Zeitgenossen kennen. Auch hier hatte Goethe wieder einem feinen und bedeutenden Künstler geholfen, den wir dem romantischen Kreis zuzählen müssen und der heute wieder mit den ersten Künstlern seiner Zeit genannt wird.

Alfred Peltzer, der arme frühvollendete Heidelberger Privatdozent, war eigentlich der einzige, der erforscht und erkannt hat, daß Goethe der wahre Entdecker, Kenner, Helfer der deutschen Romantikerkunst und zumal der romantischen Landschaftsmalerei war. Er hatte in seinem bescheidenen und wertvollen Büchlein[2]) zuerst versucht, auch das Warum zu erklären und die innige Wesensgemeinschaft des Dichters mit der neuen Landschaftsmalerei aus seiner Naturforschung und Naturliebe abzuleiten. Vor allem hatte er die Bedeutung des einen Mannes für Goethe

---

[1]) H. v. Egloffstein, Alt-Weimars Abend. Br. u. Aufz. a. d. Nachlaß d. Grfn. E., 1923, 156.

[2]) A. Peltzer, G. u. d. Urspr. d. neueren dtsch. Lftsmalerei, 1907.

wie für die Kunst betont, des Arztes, Naturforschers, Philosophen, Goethekenners und Malers Carus, der hier nur insoweit beachtet werden kann, als er auch als Maler für Goethe bedeutend war. Karl Gustav Carus, der Dresdener Hofrat, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit bekannt oder befreundet war, hat sein persönliches Verhältnis zu Goethe selbst in großen Zügen dargestellt, und ich habe es noch eingehender behandelt.[1]) Carus, der als ein „seine erworbene Kunstfertigkeit zum Vergnügen übender Liebhaber" zeichnete und malte, gehört dem romantischen Kreis der Dresdener Malerschule an und ist auch als Künstler bedeutend und liebenswert. In Leipzig hatten Dietz, Tischbein, Schnorr das Zeichentalent des Werdenden gefördert, im Sommer 1813 hatte er als Autodidakt mit der Ölmalerei begonnen, fand bei Klengel in Dresden Rat und Hilfe und war schließlich, von dem Freunde Friedrich gefördert und beraten, ein sehr achtenswerter Landschaftsmaler geworden. Seine Bilder sind Tagebuchblätter, Träume, Reiseerinnerungen, Erlebnisse und Bekenntnisse, „Votivbilder seiner künstlerischen Bestrebungen" und trotz seinem romantischen Gefühle gute Zeugen seines naturwissenschaftlichen und psychologischen Sinnes. Im Sommer 1816 stellte er zum erstenmal auf der Dresdener Akademie-Ausstellung aus und fand rasch Käufer und Gönner. Im Laufe der Jahre häuften sich aber die Bilder bei ihm so an, daß er nur noch gelegentlich malte und die neue Kohlentechnik bevorzugte. Seine Bilder, die zuweilen unter Friedrichs Namen gehen[2]), sind heute gesucht und geschätzt und verdienen eingehendere Beachtung. Carus war ein bedeutender Künstler der romantischen Landschafterschule in Sachsen. Mit Goethe war er 1818 durch Übersendung seines Lehrbuches der vergleichenden Anatomie in Briefwechsel gekommen und sandte ihm 1820 als Geschenk zwei Ölbildchen, eine Brockenlandschaft und einen Tannenwald, die dankbar aufgenommen und von Meyer in 'Kunst

---

[1]) C. G. Carus, G. zu dessen näherem Verständnis, hrsg. Eberlein 1927. Anhang: Carus u. G. 253/84.

[2]) Eberlein, „Friedrichs Hochgebirgslandschaft" i. d. Nationalgalerie. Jahrb. d. staatl. Kslgen. 1927.

und Altertum' besprochen wurden.[1]) Später kam noch ein Bildchen, die 'Ruine Eldena', in Goethes Sammlungen. Am 21. Juli 1821 trat Carus dem geliebten Meister im Goethehaus gegenüber, und das wechselseitige Gespräch über Anatomie, Kunst, Naturwissenschaft, Farbenlehre war so anregend, daß Goethe bekannte, dieser Besuch habe ihm eine Sehnsucht zurückgelassen und oft unterhalte er sich im stillen mit den Ideen und Schriften des Gleichstrebenden. Auf Goethes Bitte hatte Carus im Februar 1822 wieder vier Bilder übersandt, die „den sämtlichen Kunst- und Naturfreunden" große Freude gemacht. Meyer, Kolbe, Julie Egloffstein mußten die Bilder bewundern, und Meyer besprach sie in 'Kunst und Altertum'[2]). Ein Bild, 'Fausts Abendspaziergang', verriet den verehrenden Goethekenner. „Es ist ein eigner Mann," schrieb Goethe am 20. September 1822 an Nees von Esenbeck, „der sich des abstrakten Organismus so emsig annimmt und zugleich als Landschaftsmaler eine hohe Stufe erreichen konnte. Zarten Seelen ist gar viel gegönnt."

Dem Dresdener Künstler wurden die Maler Preller und Kolbe mit Empfehlungen nach Dresden gesandt, und der dänische Kunsthistoriker Hoyer wurde dagegen in Weimar freundlich aufgenommen. Ein anregender Austausch von Aufsätzen, Mitteilungen, Gefälligkeiten erfreute die beiden Forschernaturen, die sich gegenseitig ehrten und liebten. Im Jahre 1822 hatte Carus an Goethe sein Manuskript der 'Briefe über Landschaftsmalerei' zur Einsicht gesandt und wurde ermuntert, die so wohl gedachten wie schön geschriebenen 'Briefe' doch ja zu veröffentlichen. Carus bekennt auch selbst, daß Goethe es war, der diese 'Briefe' weiterreifen ließ, und wir werden noch hören, wie sehr sie dem Dichter verpflichtet sind. Im Oktober 1823 erbat sich nun Goethe wieder Gemälde von Carus, um sie im Museum aufzustellen und von Zeit zu Zeit mit anderen auszutauschen, um, wie er schreibt, „die bewundernswürdige Vielseitigkeit Ihrer ausgebildeten Naturgaben anzustaunen und näher kennen zu lernen. Es ist überhaupt mit Worten nicht auszusprechen, auf welcher-

---

[1]) D. Landschaften von C., K. u. Alt. II 3.

[2]) C.s Gemälde, K. u. Alt. IV 1.

lei Betrachtung Ihre unerschöpfliche Tätigkeit hinweist." Am 1. Januar 1824 dankte Goethe für die Bilder, die wirklich ausgestellt und erst im Oktober zurückgesandt wurden.[1]) Noch einmal, 1827, scheint Carus ein Bild geschickt zu haben; denn am 30. September schrieb Goethe an Meyer: „Ein merkwürdiges Bild von Carus drückt die ganze Romantik dem bewundernden Blick aus." Kurzum, Goethe, der dem Naturforscher Carus so viel zu danken hatte und zusammenfassend in dem herrlichen Neujahrsbrief für 1826 an d'Alton und Carus seinen Dank mit dem beglückenden Sonnengleichnis aussprach, schätzte auch den Landschaftsmaler Carus sehr hoch, ja höher als Friedrich, und wir werden sehen, wie sehr die beiden verwandten Forschernaturen in ihrer künstlerischen Naturanschauung übereinstimmten. Als nun der lang gefürchtete Schlag gefallen und Goethe gestorben war, trauerte Carus dem Entschwundenen nach, las in seinem Pillnitzer Häuschen im Familienkreise die 'Wanderjahre' vor und malte ein größeres Bild, das er 'Goethes Denkmal' nannte und das heute die Hamburger Kunsthalle bewahrt. Tieck bedauerte vor diesem Bilde, daß er niemals jene Dichtung geschrieben habe, die er Goethen längst zugedacht hätte. Er wollte die deutsche Poesie als schlafende Königstochter von Hans Sachs wachküssen lassen, und Goethes Dichtungen sollten aus ihrem Munde hervordringen zum Erstaunen der Welt. Wir freilich bedauern nicht, daß diese Literaturstunde unterblieb und daß statt dessen das Goethebild von Carus erhalten ist, das lange sein Haus schmückte, wo den beiden Heroen Goethe und Mozart Gedenkstätten errichtet waren. Carus war in Dresden als Kritiker, Schriftsteller, Prinzenerzieher und Hofmann der bedeutendste Goethekenner, der in Schrift und Rede, Art und Wesen so viel von dem geliebten Vorbild angenommen hatte, daß man leicht über ihn spottete, wenn man seine Verdienste nicht zu schätzen wußte. Als am 28. August 1849 Goethes hundertster Geburtstag in Dresden gefeiert wurde, hielt Carus in der 'Harmonie' die Festrede und feierte den Tag mit einer kleinen Denkschrift.[2]) Er

[1]) K. u. Alt. V 2.

[2]) G. u. s. Bedeutung f. diese u. d. kommende Zeit. Eine Festrede, gehalten zu Dresden am 28. Aug. 1849, mittags 12 Uhr, 1849; Über d.

war durch seine Goetheschriften, die wir hier kurz erwähnen müssen, der berufene Dolmetscher des großen Geistes. Seine erste, durch Goethe geförderte und gereifte Schrift waren die 'Briefe über Landschaftsmalerei', die 1831 und etwas vermehrt 1835 erschienen und heute in gutem Neudruck wieder vorliegen.[1]) Durch das Erscheinen des zweiten 'Faust'-Teiles angeregt, schrieb er die 'Drei Briefe über Goethes Faust', die als erstes Heft gedacht, 1835 erschienen und die bedeutende „Partitur" verständlicher machen sollten. Innere Verpflichtung, zunehmende Verkennung des Dichters und der Rat des Freundes Regis ließen das seltene, geistreiche Büchlein 'Goethe, zu dessen näherem Verständnis' 1843 erscheinen, das in Deutschland und England Aufsehen erregte und heute wieder den Psychologen Carus als einen der besten Goethedeuter erweist.[2]) Eine neue Brieffolge über den 'Faust' kam nicht zur Ausführung, doch wurde in der 'Kranioskopie' (1841/45) auch Goethes gedacht und in das Sammelbuch 'Mnemosyne' 1848 ein kleiner Aufsatz über Goethes Dämonen aufgenommen. 1849 erschien die schon erwähnte Festrede 'Goethe und seine Bedeutung für diese und die kommende Zeit' mit der kleinen Denkschrift. Zwanzig Jahre nach Erscheinen des ersten Goethebuches, 1863, erschien die wesentlich schwächere Schrift 'Goethes Bedeutung für unsere und die kommende Zeit' mit 15 unbekannten Parabeln Goethes aus dem Nachlaß der Sophie La Roche.[3]) In seinen 'Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten' (1865/66) hat er dann sein Goetheerlebnis noch einmal eingehend dargestellt. Wir verdanken also dem geistreichen Carus eine wertvolle Goetheliteratur und dürfen ihn zu den wenigen Auserwählten zählen, die Goethe mit Goethischen Augen gesehen haben. Wenn nun auch Carus für Goethe als Naturforscher mehr sein konnte als man heute ahnt, so verdankt er doch umgekehrt als Maler und Kunsttheoretiker dem Dichter

---

verschiedene geistige Befähigung d. einzelnen Menschheitsstämme f. höhere geistige Entwicklg., 1849.

[1]) Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben i. d. Jahren 1815 bis 1824. Zuvor e. Brief v. G. als Einltg., hrsg. K. Gerstenberg, 1927.

[2]) Neudruck, hrsg. K. K. Eberlein, 1927.

[3]) Salomons güldne Worte v. d. Ceder bis zum Issop, 1775.

mehr, als man glaubt. Als wirklich Goethisch kann die Landschaftsmalerei bezeichnet werden, die Carus in den zwanziger und dreißiger Jahren geschaffen hat. Hier erfüllten sich die Hoffnungen, die von Goethe vergebens auf Friedrich gesetzt worden waren. Nun verstehen wir auch, warum Goethe diese Bilder besonders schätzen mußte. Den Beweis dafür geben uns die 'Neun Briefe über Landschaftsmalerei', die als kunsttheoretische Quelle nie eingehend beachtet worden sind. Diese 'Briefe' zeigen in ihrem Verlauf eine so wesentliche Wandlung der Kunst- und Naturanschauung, daß sie sich in zeitlich verschiedene Niederschriften deutlich trennen lassen. Wird im ersten Teil die romantische Kunstanschauung in Friedrichs Sinn vertreten und die Landschaft als Stimmung und Spiegelbild des Gemütlebens monologisch gedeutet, so findet sich plötzlich im sechsten 'Brief' Goethes entscheidender Einfluß und eine neue Wendung zum Objektiven und Gesetzlichen. Howards Aufsatz 'On the modifications of clouds', den Goethe nur aus Gilberts 'Annalen' (1815) kennenlernte, hatte ihn zu seinen bekannten Wolkenstudien ermuntert und hatte den Aufsatz 'Wolkengestalt nach Howard' im dritten Heft 'Zur Naturwissenschaft', das Gedicht 'Howards Ehrengedächtnis' (1820), 'Luke Howard an Goethe' (1822) und den 'Versuch einer Witterungslehre' (1825) bewirkt. Liest man nun in dem Gedichte 'Wohl zu merken':

So wenn der Maler, der Poet,
Mit Howards Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend spät
Die Atmosphäre prüfend schaut,
Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm erteilen luftige Welten
Das Übergängliche, das Milde,
Daß er es fasse, fühle, bilde.

so versteht man sowohl Goethes Meteorologisches Tagebuch als auch die 'Fragmente eines malerischen Tagebuches' und die Kunst des gelehrigen Carus. Nun erst begreifen wir die scharfe Wendung zur geologischen Landschaft, zur genetischen Natur, zum Erdleben, zur „mystischen" Landschaft, die eigentlich eine historische Landschaft sein soll, weil sie im Bilde die Geschichte der Gebirge, der Pflanzen, der Wolken, ihr gesetzmäßiges Dasein

und Gewordensein, d. h. die „Erdlebenbildkunst“ offenbart. Dies endlich ist Goethische Kunst, charakteristische, wesentliche Kunst, die physiognomische Sprache der Natur durch Geist und Kunst ins Bedeutende und Symbolische erhoben. Claude Lorrain und Ruisdael sind die beiden Namen, die immer wieder genannt werden und die wir als Kronzeugen höchster Landschaftskunst in Goethes Aufsatz ‘Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände’ 1832 wiederfinden. Carus selbst erinnert an die Landschaftsschilderungen Goethes oder Humboldts, um den neuen Wert dieser durch die Wissenschaft geklärten Naturanschauung deutlich zu machen. In der Kunsttheorie der Landschaftsmalerei nimmt Carus nach Semler, Müller u. a. deshalb einen bedeutenden Platz ein, weil er, der Schüler der Romantik, der Goethischen Naturanschauung zu Recht verhilft und somit die romantische Idee mit seiner morphologischen Wissenschaft für immer abtut. Nicht die Romantiker, aber ihre Schüler und Freunde gehen den Weg zum Objekt, zum Realen, zur Natur, der Sachse Carus, der Norweger Dahl, die Dresdener und die Wiener Künstler führen zur neuen deutschen Landschaftsmalerei. Goethe ist der Ahnvater der neuen morphologischen Landschaftsmalerei, die sich ohne Akademie und gegen die Akademie entwickelt und ausreift.

Fast gleichzeitig mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation endete das Wettbewerbswesen der ‘Weimarer Kunst-Freunde’, und Goethe verzeichnete in bitterer Resignation die Lage und ihre Gründe. Nicht nur der Gebrüder Riepenhausen schönes Talent hatte sich mit andern der Legende und dem Mittelalter zugewendet, eine „durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigende Kunst“ nahm überhand, das Entgegengesetzte der Weimarer Wünsche und Bestrebungen tat sich hervor. „Die ‘Weimarer Kunst-Freunde’, da sie Schiller verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen. Gemüt wird über Geist gesetzt . . . das Gemüt hat einen Zug gegen die Religion . . .“ Die beiden feindlichen Tendenzen und Parteien sind damit angedeutet, die Neudeutschen und die Nazarener. Wenn wir hier im engen Rahmen immer nur im Hinblick auf Goethe die Kunstbewegungen und Ereignisse betrachten

können, so sei das wichtige Phänomen doch mit wenigen Worten berührt, weil Goethe, wie wir sahen, theoretisch Romantik und Nazarenertum nicht trennt. Die seltsame anwachsende Schätzung und Belebung des Altdeutschen, die das sogenannte Mittelalter von der Spätgotik bis zur Renaissance spiegelte und in alle Bereiche der Kunst und Kultur übergriff, schließlich aber doch nur der Wissenschaft förderlich war, hat tiefere Gründe und Quellen, als sich hier sagen läßt. Englische „Gotic revival", deutscher Sturm und Drang treffen mit oberdeutscher Germanistik, mit nordischem Bardenwesen, romantischer Neupoesie und rheinfränkischer Restauration zusammen und vermischen Universalismus und Patriotismus, Kunst und Wissenschaft, Politik und Religion, Literatur und Leben in kaum entwirrbarer, mannigfaltiger Abart. Wir wollen hier nur darauf hinweisen, wie auch Goethe diese Metamorphosen miterlebt und auf seine Weise verarbeitet. Ihm selbst mußte dies alles wie eine zweite Jugend, wie eine fatale Wiederkehr seiner gotischen Exkurse, wie ein Verrat an seiner großen Lebensidee erscheinen. Denken wir dann aber etwa an die 'Wahlverwandtschaften'[1]), an den jungen Architekten[2]), an die gotische Baukunst und die altdeutschen Bilder, an Goethes Nürnberger Abgüsse, an die altdeutsche Graphik in seiner Sammlung, an die Bewertung der 'Nibelungen', an das Nibelungenmaskenfest von 1810 oder gar an den Zweiten 'Faust' mit seinem nazarenisch-italienischen Schlußbild, so wissen wir um diese Spiegelungen in Goethe schon wieder genug. Auch dies wird in periodenhaften Prozessen angeeignet oder abgelehnt, verwandelt und verdichtet. Der wechselnde Bedeutungsinhalt seines Begriffes „gotisch" würde das besser erweisen. Er, der

[1]) F. Schlegel druckte den Absatz a. d. Wahlverwandtschaften deshalb ab: Über d. eigentlichen Geist u. Ausdruck d. älteren Malerei. Österr. Beob 1810, Beil. 1.

[2]) D. Kasseler Architekt Daniel Engelhard, „der junge Architekt", Bettinens schwärmender Verehrer, der Grimm-Freund, lebte im Winter 1808/9 i. Weimar, wo er z. Goethe-Schopenhauer-Kreis gehörte, ging 1811 nach Italien, wo er heiratete, u. lebte dann i. Kassel. G. führte d. Neudeutschen zu Palladio u. Klassizismus zurück, u. es ist Ironie d. Schicksals, daß der klassizist. Oberbaumeister († 1856) in G.s Roman als gotisierender Neudeutscher fortlebt.

gegen Meyer (24. April 1817) Fiorillo und die Deutschen verspottet, weil sie die alten Niederländer als Landsleute betrachten, verteidigt noch 1822 den Ausdruck „deutsche Baukunst" statt „gotische Baukunst" und beklagt sich bei Büsching, „daß die Menschen das einmal wohl und unschuldig Begründete und Folgereiche nicht wollen bestehen lassen". Kurzum, die aus dem Sturm der Revolution, aus dem Schiffbruch der Franzosenzeit als Strandgut an das neue Ufer geworfene altdeutsche Kunst ist Goethen lieb und wert, solange sie nicht zur Kunsttendenz wird und als überholte Kunststufe Kunstgeschichte bleibt, ja sie wird ihm wie eine Pubertätsepoche durch Boisserée belebend und bedeutend. Friedrich Schlegel hatte in seinen Pariser 'Europa'-Aufsätzen die Entwicklung der Spätromantik prophetisch vorausgesehen, und seine Thesen, Wünsche, Ratschläge sollten für eine junge deutsche Nachfolge Recht behalten. Was er forderte, nämlich deutsche religiöse Malerei, eine altdeutsche Gemäldesammlung durch einen Fürsten, eine neue Malergilde, alles sollte sich erfüllen. Die Nazarener bildeten in Wien die neue Gilde, trugen die christliche Kunstschule nach Rom und von da ins Mutterland, König Ludwig von Bayern kaufte die große altdeutsche Sammlung von den Schlegelschülern Boisserée. Forster, Schlegel und Arndt sind die Paten der berühmten Bildersammlung, die am Rhein manchen Vorläufer, manchen Nebenbuhler hatte, aber bald einzigartig war. Als Abgesandter dieser Schlegelschule, von Schlegel selbst vorbereitet, von Graf Reinhard angekündigt, erscheint der liebenswürdige, reiche, fuchskluge Sulpiz Boisserée bei dem mißtrauischen Goethe am 3. Mai 1811, legt seine Domblätter vor, schmeichelt die Corneliuszeichnungen ein, gewinnt mit seinem treuen wissenschaftlichen Ernst langsam Interesse und Beifall und zieht den von Meyer gewarnten Heiden an Rhein, Main und Neckar in den bezaubernden Bildersaal hinein. Aus dem diplomatischen Werber wurde bald ein ehrlicher Freund und Führer, der das Menschlich-Goethische zu ehren und zu bannen weiß. In Heidelberg erscheint 1814 dem alten Homeriden aus den Tafeln der „Byzantinisch-Niederrheinischen Schule" der christliche Olymp mit wunderbarer Kraft und Wahrheit, und mit den „heiligen drei Kölnern" wird immer wieder auf „Eyck,

Hemmelinck, Schoreel" getrunken. „Was sind wir dumm," ruft er einmal aus, „wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen!" Der Sieg der Heidelberger Kunstfreunde scheint 1815 geglückt, die Bekehrung des durch „das Augenglas der Liebe" sehenden Dichters vollendet, der wichtigste Kunstkenner dem altdeutschen Kunstwesen für immer gewonnen, und doch ist auch dies nur Epoche, Aperçu, Erlebnis. Wenn auch in der „heidnisch-mahommedanischen Umgebung" Goethes nun ,,vera icon als Panier" weht und „die patriotischen Feuerchen" sogar die Frankfurter Heimat erhellen, so ist der Revenant des Hadrian, der in sich römische Ahnen und in Boisserée fränkische vermutet, doch weit und für immer vom „deutschen Christkindchen" entfernt. Es geht mit ihm nicht „von vornen an", sondern: „das ist die Kunst, das ist die Welt, daß Eins ums Andere gefällt". Nicht von Boisserée, sondern vom Freiherrn v. Stein überredet, schreibt Goethe als Memoire für Hardenberg in Wiesbaden und Frankfurt seine Rhein- und Main-Kunstreise, die am 1. Juni 1816 gedruckt vorliegt. Die Rhein- und Mainluft verweht in den 'Kunst- und Altertums'-Heften 1817 sehr rasch, der Verband vaterländischer Altertumsfreunde wird nicht mehr geplant, Sulpiz ist als Mitarbeiter für 'Kunst und Altertum' nicht mehr erwünscht. Das Altdeutsche war als Vorstufe, als Folie, als Natürliches, Gemütliches, Vernünftiges, einmal Gewesenes anerkannt und geschätzt; für die lebende Kunst aber sollte und durfte es nicht wesentlich sein, und vor allem durfte es der religiösen Bewegung keinen Stoff geben. Boisserées Leistung, Gemäldesammlung, Steindruckwerk, Domwerk wurden gern als wissenschaftlich wertvoll anerkannt, aber sich in den Tagesstreit oder gar in die neudeutsche Kunstbewegung hineinziehen zu lassen, das war nicht Sache der 'W.K.F.' Dem in der Schweiz weilenden Meyer, der noch in Heidelberg bei den Boisserées die Bilder kühl erstaunt gesehen hatte, schrieb Goethe am 28. Oktober 1817: „Übrigens bin ich völlig der Meinung, daß wir, da die Sache anfängt in Worten streitig zu werden, bei dem, was schon gesagt ist, beruhigt unsere Aufmerksamkeit auf Gegenstände wenden, die näher liegen und für uns fruchtbar sind." Nicht die Altdeutschen, nicht die Romantiker, nicht die Neudeutschen, nicht die Nazarener lagen da-

mals näher, sondern die griechischen Kunstwerke in London. Als kurz nach der Abfahrt Goethes Wagenrad brach und den Wagen der südwärts-liebwärts fahrenden Freunde umwarf, so daß Meyer blutete — Symbol über Symbol —, da brach die ganze lockende rheinfränkische Kunstwelt mit Hatem und Suleika, Hemmelinck und Gerbermühle, Heidelberg und Schloßbrunnen für immer zusammen. Die Dämonen schnitten ihre Fratzen: es gab kein Zurück. Das Gesetz, die Form, die Ruhe war wiedergefunden. Und nun für immer? Trotz allen Tränen für immer! Entsagung war Drang und Pflicht. Nur dies blieb gewiß: „Ich bin ein Plastiker!"

Und doch hat Goethe auch die Nazarener gefördert und zu ihren Führern Beziehungen gewonnen, die hier flüchtig erklärt seien, um auch diese Wandlung zu verstehen. Peter Cornelius, der Rheinfranke, der von den Boisserées bekehrte Neudeutsche, wollte dem durch Goethe geförderten und preisgekrönten kölnischen Maler Hoffmann nacheifern und beteiligte sich als junger Anfänger 1803/5 ohne Erfolg an den Weimarer Wettbewerben. Immerhin beachtete ihn Goethe, empfahl ihn den beiden Langers und erinnerte sich seiner doch, als Cornelius ihn am 27. April 1806 für eine Professur an der Düsseldorfer Akademie um Hilfe bat. In Frankfurt zeichnete dann der begeisterte Goetheverehrer die sechs ersten Blätter zum 'Faust', die Boisserée in Weimar geschickt und klug den Kunstfreunden vorlegte. Trotz Meyers Abneigung wußte Goethe ihre Erfindung und Technik zu loben[1]), stellte sie mit den Domrissen bei Hofe aus und half durch einen Brief dem jungen Künstler dazu, daß Wenner die Blätter in seinen Verlag nahm. So konnte Cornelius seine Italienreise verwirklichen und verdankte das doch nur Goethen, der auch die Dedikation des 'Faust'-Zyklus annahm. Goethes Hinweis auf Dürers Gebetbuch-Arabesken wurde in Rom von dem jun-

[1]) Briefe G.s an Grf. Reinhard u. Cornelius, 8. Mai 1811; A. Kuhn, D. Faustillustrationen d. P. C. u. i. Beziehung zur dtsch. Nationalbewegung d. Romantik, 1916; ders., P. C. u. d. geistigen Strömungen s. Zeit, 1921; E. Firmenich-Richartz, P. C. u. d. Romantik. Hochland. XII. 1919/20. 416f.; K. Simon, Aus P. v. C. Frankfurter Tagen. Z. f. b. K. 1917/18. 154f.; Max Hecker im Jahrb. d. G.-G. 1925.

gen Maler sehr beherzigt, und auch die angeratene Wendung zu den Italienern und zur Renaissance war bald bemerkbar. Wenn Cornelius für kurze Zeit das Nazarenerideal vertrat, so war er als Mensch und Künstler gewiß kein Nazarener, sondern ein neudeutscher Klassizist und führte bald seine Schar zu den weltlichen Staatsaufträgen der neuen Freskenkunst.[1]) Die Antike übte auf ihn ihren Zauber, trotz Nibelungen, Shakespeare und Bibel. Wenn einer in Goethes Sinn Historienmaler war, so war es doch schließlich Cornelius, der Meister der Münchner Glyptothek. Als Freund und Gönner der Nazarener vermittelte Goethes Frankfurter Vertrauter, Fritz Schlosser, der durch seinen römischen Bruder mit der Lukasgilde in enger Verbindung blieb, bei Goethe.[2]) Im Frühling 1813 schickt Schlosser einen Karton von Cornelius und den 'Tod Siegfrieds' mit zwei Zeichnungen von Overbeck an Goethe, die Bewunderung, ja Erstaunen erregen und trotz ihrer Wahrheit und Naivität, trotz Fleiß und Bestimmtheit der Ausführung seine Kritik wachrufen: „Jene Künstler sind wirklich anzusehen als die, in Mutterleib zurückgekehrt, noch einmal geboren zu werden hoffen ... ich sehe nicht ein, warum jeder Künstler den ganzen Decurs der Kunst in seiner Person darstellen soll." Und doch beobachtet er aufmerksam diesen neuen römischen Kunstfrühling, bittet Schlosser, ihm von Zeit zu Zeit von diesen Erzeugnissen zu berichten und mitzuteilen, und bedauert, so wackere Leute nicht unterstützen zu können. Am 13. Februar 1814 dankt er wieder den Schlossers, daß er neue treffliche Werke „unserer lieben römischen Künstler" erhalten soll, und be-

[1]) D. Trennung d. Künstlerstämme war damals in Rom so deutlich, daß Süddeutsche und Norddeutsche sich zuweilen wenig schätzten. D. Rheinländer feierten Corn., die Norddeutschen Overb., die Preußen Schadow. „Nur ein Gutes hatten die Spaltungen, nämlich daß jeder von uns sich seines Stammgenossen besonders eifrig annahm u. d. Anfänger vorwärts zu bringen suchte." Bei d. Ausstellungen wurde nach Stämmen ausgestellt. Auch trennten sich immer deutlicher die katholischen Trinitasten u. d. protestantischen Capitoliner. D. Stammesgeschichte d. Nazarener verdient endlich wissenschaftliche Darstellung. Vgl. Eberlein, Kunst u. Kunstgeist d. Nazarener i. Overbeck u. s. Kreis, hrsg. C. G. Heise, 1928.

[2]) G. schreibt am 1. Feb. 1812 an Schlosser, daß d. Bruder a. Rom geschrieben habe, wie Corn. u. s. Arbeiten dort „viel Sensation gemacht".

kennt am nächsten Tag an Boisserée: „Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden, in den Schoß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu begründen. Dies war den ehrlichen Deutschen vorbehalten und freilich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne, sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff. Ihre Sammlung und Ihr 'Dom' wirken ja aus gleichem Grunde und in gleicher Richtung." Am 22. Februar bittet er Schlosser wieder um neue Zeichnungen, wünscht sogar von dem verhaßten Riepenhausen wieder einmal etwas zu sehen und dankt am 20. Juni Schlosser für Zeichnungen, die wieder „unsere Bewunderung" erregen. In Frankfurt sieht er dann bei Schlosser und Wenner Kunstwerke der Nazarener. Da fehlt nun an allen etwas, und der Gegenstand „sei mit schuld". Er habe sich gefragt und gefunden, der Grund liege darin, „daß sie alle nicht unmittelbar aus erster Quelle entstanden seien". Der aus Rom kommende Dr. Friedlaender bringt im August 1816 die Faustmappe zu Goethe, der sie beim Tee vorzeigt, aber nicht mehr so schätzt. Er hatte deshalb auch kein Gedicht dazugegeben, wie es Cornelius und Boisserée gewünscht hatten. Die Dedikation war ihm gewiß peinlich, weil sie ihn an das Abgelebte erinnerte. Das Blatt hatte sich gewendet. Das Konvertieren, das seit 1813 bei den deutschen Künstlern häufig wurde, verstimmte ihn zu sehr. Tieck hatte 1814 eine neue Auflage seiner 'Phantasien' herausgegeben, und das 'Taschenbuch für Freunde altdeutscher Kunst' hatte „voll Frömmelei" die Beschreibung des Kölner Dombildes „durch Hymnen versüßlicht und durch enthusiastische Mystik" ihm widrig gemacht. Als nun 1816 das Rheinprojekt auftaucht und Cornelius, Overbeck, Ruschewey sich als Mitarbeiter anbieten, rührt Goethe nicht die Hand. Im Gegenteil, er sammelt mit Meyer das Material gegen die neudeutschen Nazarener zum Angriff. Noch 1815 hatte Schlosser an Overbeck geschrieben: „Wie liebt er Euch!"; aber seit dem Erscheinen der 'Italienischen Reise' und des zweiten Heftes von 'Kunst und Altertum' wissen die Nazarener, daß der Feind in Göttingen, Berlin und Weimar sitzt. Die römischen Goetheverehrer sind belehrt. Der deutsche Goethe, der den 'Faust' schrieb, lebt nicht mehr für sie. Aus Goe-

thes Tagebüchern läßt sich der wohlvorbereitete Angriff gegen die Nazarener (Juni bis Dezember 1816) genau mitverfolgen. Auch der harmlose Sulpiz ahnt nicht, was da kommen soll. Aber an Knebel schreibt Goethe am 17. März 1817: „Mein zweites Rhein- und Mainheft wird ehstens aufwarten und wird als eine Bombe in den Kreis der nazarenischen Künstler hineinplumpen. Es ist gerade jetzt die rechte Zeit, ein zwanzigjähriges Unwesen anzugreifen, mit Kraft anzufallen und in seinen Wurzeln zu erschüttern... und wär' es auch nur, um wie ein dissentierender Minister meine Protestation zu den Akten zu geben. Der Aufsatz jedoch selbst ist von Meyern und dient als Konfession, worauf die 'W. K. F.' leben und sterben." Die mit viel Sorgfalt und Wissen geladene Bombe sollte nicht nur das neudeutsche altertümelnde Wesen, sie sollte die patriotische und religiöse Kunst und vor allem alles Neukatholische treffen und traf, wenn wir ehrlich sein wollen, doch das Weimarer Ansehen der „W. K. F.'s mit ihren Treff's" „in Hinsicht auf weitere Führung des Zepters in der Kunst", von der Meyer offenbar träumte. Fragen wir uns, wer Goethe in diesem Kampf ermunternd zur Seite stand oder wer dazu geholfen hatte, so waren es außer Meyer besonders Knebel, Zelter, Rochlitz, Ruckstuhl und Schadow. Rochlitz, der Leipziger Kunstfreund, war von Goethe, Ruckstuhl, der Bonner Gymnasiallehrer, war von Meyer aufgefordert worden, teilzunehmen. Rochlitzens inhaltsreicher Brief[1]) über die römischen und Wiener Nazarener kam zu spät, um noch in den Aufsatz aufgenommen zu werden. Auch wurde von Meyer vermutet, daß er seine Dresdener in Schutz nehmen wolle und daß sein Bericht, der hauptsächlich auf die Riepenhausen zielte, vom jungen Platner herrühre. Ruckstuhls 'Nemesis'-Aufsatz[2]) gegen die

[1]) G. an Meyer, 28. Mai 1817; G. an Meyer, 1. Juni 1817.

[2]) Karl Jos. Ruckstuhl (1788/1831) aus Luzern, Lehrer in Aarau, dann bei Creuzer i. Heidelberg, seit 1816 Oberlehrer in Bonn, 1820 in Koblenz, besuchte G. 1815 i. Weimar u. schrieb i. Berlin d. erwähnten Aufsatz: „Von d. Ausbildung d. Teutschen Sprache, i. Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen". Nemesis VIII 3, 1816, gegen d. Purismus für Humanität u. Gastrecht d. Fremdworte im „Mitteldurchgang" Deutschland. Sätze wie: „Unsere Kunstwelt ist nicht aus d. Nibelungenliedern erzogen" waren d. W. K. F. sehr willkommen. Diesen Aufsatz

Sprachpuristen, den Goethe als Waffe gegen die Nazarener schätzte, wurde verschickt und verwertet. Schadows Brief wurde für später zurückgelegt, ebenso das, was Frau v. Voigt aus einem Brief von Rauch zu erzählen wußte. Der alte Schadow, der als Vater eines Nazareners ein Feind der jungen Kunst war und sogar an den Vater Overbeck einen verletzenden Brief über die Überspannung und Krankheit dieser Kunst schrieb, hatte in seinem Brief an Goethe[1]), wie Meyer sagt, „die Bestialität", Holbeins Madonna der Raffaelischen vorzuziehen. Kurzum, es war auch auf die Helfer kein Verlaß. Auch in Rom war keine Hilfe. Goethe hatte zwar einen Brief an Niebuhr entworfen, in dem Gmelin und Pichler als verdienstlich genannt werden, aber Niebuhr war der Freund des Cornelius und der Helfer der protestantischen Nazarener; der Weimarer Horny, mit dem Meyer in Briefwechsel stand, war auch schon angesteckt, und Reinhart, der Nazarenerfeind, hatte den Kunschtmeyer zu schwer beleidigt.[2]) Selbst die rheinischen Freunde waren über den Angriff empört,

benutzte G. als Schild für einen Nachstoß: 'Deutsche Sprache', K. u. Alt. 3, 1817, 39/51 u. teilt zugleich Ruckstuhls vita mit. Etwas viel Ehre für d. bescheidenen Goethedeuter, der immer wieder Aufsätze vorschlug u. einsandte, denen, wie G. an M. bekennt, ein gewisses Letztes, das Ansprechende, Anziehende, Überzeugende fehlte. Doch sandte G. R.s Aufsatz über W. Meister u. d. Wahlverwandtschaften (Morgenblatt 1822, Lit. Beil. 93/6) als „rein, gut u. sehr verständig" an Cotta. R. vermittelte auch den 'W. K. F.' Gemmenpasten vom Kölner Reliquienkasten u. a.

[1]) Schadow schickte 1816 d. Katalog d. Berliner Kunstausstellung an G. u. hetzte gegen d. „Unsinn nach Dante" von Schoppe, dessen Zitat G. eingerahmt in K. u. Alt. 2, 1817, hervorhob, trotzdem d. Bild gar nicht ausgestellt war. Der rechtliche Arnim protestierte bei G. (25. Juni 1817) gegen diese Herabsetzung Sch.s u. betonte, daß der Künstler den Wackenroder gar nicht kenne. Vgl. E. v. d. Hagen, G. als Herausgeber v. K. u. Alt. u. s. Mitarbeiter, 1912; H. Grimm, G. u. d. Bildhauer G. Sch. Z. f. Lit.-Gesch. I. Aus d. letzten fünf Jahren, 1890, 150/80.

[2]) Der boshafte Reinhart hatte, empört über Meyers Versuch e. Gesch. d. neueren K., 1807 einen blökenden Schafskopf radiert mit d. Devise: „Schnak' nicht so viel, sondern hör' mehr, Das wird dir bringen Lob, Preis u. Ehr!" Dazu hatte er einen unverschämten höhnischen Brief „an den Kunstschreiber Meyer" beigefügt. „Unser Reinhart" war als Polemiker ebenso maß- wie geschmacklos. Vgl. O. Baisch a. a. O. 204/5.

Boisserées Brief an Goethe war ebenso deutlich wie Vogels Brief an Meyer. Manche Reklamationen und Approbationen, Vorwürfe und Angriffe liefen in Weimar ein, und Goethe vermerkt an Boisserée: „Alles wird sorgfältig zu Akten geheftet, und wird daraus ein entschiedener Blick in die deutsche Kunstwelt, ihr Wollen und Vollbringen hervorgehen, welches ohne diesen kühnen Schritt nicht gewesen wäre." Der Sprachaufsatz Ruckstuhls gab dann Gelegenheit, eine Art von Antwort und Apologie im dritten Heft von 'Kunst und Altertum' erscheinen zu lassen und den Verbündeten als „echt und brav" zu loben. Auch hier wird von einer „Gewissensaufregung" gesprochen, und damit wird der große Helfer gemeint, der schon gegen Rochlitz betont wurde: das Reformationsfest. Den Tag der Leipziger Schlacht, der in Rom als die Befreiung Deutschlands gefeiert wurde, wollte Goethe mit dem Reformationsfest zusammengelegt wissen, um recht kräftig protestieren zu können gegen Rom und Katholizismus, trotzdem ihm die ganze Festerei peinlich war. Im Juli 1817 entwarf er die Jubiläumsmedaille mit den „ironischartigen" Nebensonnen, und Meyer zeichnete noch zwei Entwürfe mit einer „kleinen Tücke", mit dem zerrissenen Rosenkranz. Wie Goethe aber ehrlich dachte, das vertraute er am 22. August Knebel an: „Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und es ist auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt." Jede Konfession war dem Freimaurer Goethe[1]) gleichermaßen peinlich, und doch wurde er von Protestanten und Katholiken damals für sich in Anspruch genommen. Adam Müllers nicht erschienene Schrift und Krugs erschienene Gegenschrift[2]) beleuchteten das vortrefflich. Goethe war Theist, nicht

[1]) H. Wernekke, G. u. d. königliche Kunst, 1923.

[2]) „Etwas das Goethe gesagt hat. Beleuchtet v. Adam Müller, Lpz. d. 31. Oct. 1817" ist nur in drei Abzügen erhalten u. nie erschienen. Neudruck v. H. Feigl, Wien 1910; „Etwas das Herr Adam Müller gesagt hat über etwas das G. gesagt hat. Zur Nachfeier d. Reformationsjubiläums

aber Christ, protestierender Hypsistarier, nicht Protestant. Zuweilen freilich, wenn man etwa der Sakramentenreihe in 'Wahrheit und Dichtung' oder der Josefslegende in den 'Wanderjahren' gedenkt, ist er dem katholischen Geist näher denn je, und wenn man seinen gestifteten Rochusaltar in der Bingener Kapelle oder seinen Faustschluß betrachtet, so kann man nur sagen, daß dies Nazarenerkunst ist und gewiß nicht die beste. All dies war je nach Erleben und Bedürfnis angeeignet oder abgestoßen und wie Kunst und Wissenschaft für ihn ein tragendes „Schwimmwams", Notwehr und Hilfe seiner verzweifelten, in sich unbefriedigten Existenz. Das Tragische und Dämonische dieser Schöpfernatur, die sich immer wieder verjüngt und beruhigt ans sichere Ufer rettet und aus allen Zeugnissen und Bekenntnissen mit ihrer heldenhaften Entsagung geheimnisvoll entgegentritt, bedarf für immer der Ehrfurcht, ja der Liebe. Damals, als er mit dem deutschen Kunstwesen, mit „Patriotismus und Religion" Abrechnung hält und in der Kunst gerade diese „Folie" bekämpft, hatte er eine erschütternde Abrechnung mit sich selbst, mit seiner Jugend und Liebe erlebt und unter der Hafismaske als ein Verzweifelter und Entsagender „alle Leiden die unendlichen ganz" erlitten. Dies bekennt er damals dem Parteifreunde Rochlitz mit dem vielsagenden Satz: „Ich mußte mehrmals meine Existenz aus ethischem Schutt und Trümmern wieder herstellen, ja, tagtäglich begegnen uns Umstände, wo die Bildungskraft unserer Natur zu neuen Restaurations- und Reproduktionsgeschäften aufgefordert wird." Hören wir aber weiter über den Nazarenerkampf! Die Angriffe aus Deutschland schlossen den wachsenden römischen Künstlerkreis immer wieder zur Abwehr zusammen, wenn auch Spaltungen und Konflikte immer deutlicher wurden. Die Kunstausstellung von 1819 im Palazzo Caffarelli fand in Rom in Salomon Bartholdy, dem einstigen Helfer, eine so scharfe Gegnerschaft, daß es zu Protest und Gegenschriften kam. Ich habe an anderer Stelle erwiesen, wie diese Abwehr

von Prof. Krug, Leipzig, Im November 1817". — M. zitierte d. Stelle über Philipp v. Neri aus G.s Ital. Reise. K., sein feindlicher Kollege am Deutschen Staatsanzeiger, war Fabrikant für Flugschriften u. hatte geheime Kenntnis v. d. nieerschienenen Schrift M.s.

der neuen Kunstwissenschaft zugute kam.[1]) Kestner, Friedrich, Schlegel, Docen, Passavant schrieben für die Nazarener[2]) und gegen Weimar. Goethe aber, der in Karlsbad bei den Österreichern Metternich, Bernstorff, Kaunitz u. a. zu seiner Freude nur Ablehnendes über die Ausstellung hörte, entlud seinen Groll wie so oft in einer Xenie:

> Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,
> Können's aber nicht von außen haben.
> Sie sehen endlich doch ihre Lehre
> In Caffarelli begraben.[3])

Der politische Beigeschmack, den die Neudeutschen mit ihrem deutschen Rock und langen Haar, trotz ihrem Vorbilde Ludwig von Bayern, besonders in Österreich bekommen hatten, wirkte doch auch wohl mit gegen diese fatale Kunstbewegung, die überall die Akademien besetzte und den verhaßten patriotischen Geist allzu deutlich stärkte. Daß Goethes Plan, noch einen zweiten Feldzug gegen die Nazarener zu führen, nicht ganz aufgegeben war, wissen wir auch. Am 5. Mai 1820 schreibt er an Meyer: „Mein Kontingent wird bei der Rückkehr marschfertig sein, von dem Ihrigen stehen die ersten Divisionen auch schon in Reihe und Glied; ich denke, wir sollen diesmal besondere Freude daran haben. Käme uns nun noch ein dritter zu Hilfe, so könnten wir uns zu einem neuen Zuge rüsten." Die ganze Einsamkeit seiner Weimarer Position wird offenbar. Jener römische Sektengeist

---

[1]) Eberlein, J. F. Boehmer u. d. Kunstwissenschaft d. Nazarener. Festschr. f. Ad. Goldschmidt, 1923 (Literatur).

[2]) Vgl. [1]) F. Schlegel plante i. Okt. 1819 e. Kampfschrift für d. Nazarener: „Idee d. christl. K. Eine Vorlesg. f. d. dtsch. Kstler. i. Rom"; D. Briefw. F. u. Doroth. Schlegels 1818—20, hrsg. H. Finke 1923, 299; F. Schlegel: „Über d. dtsch. Kunstausstellung z. Rom i. Frühjahr 1819 u. über d. gegenw. Stand d. dtsch. Kst. i. Rom". Wiener Jahrb. d. Litt. VII, 1819. Anzeigebl. f. Wiss. u. Kst. VII 1/16; J. B. Docen, ebenda VIII, 1819, 277/99; S. Boisserée schrieb i. Hinblick auf s. Slg. gegen d. Italienreisen d. Künstler, man solle zu Hause bleiben u. d. Altniederdeutschen d. Slg. Boisserée studieren: Ein Wort ü. d. gegenw. Verhältnis d. dtsch. K. i. Beziehung a. d. Bestrebgen. u. jungen vaterl. Künstler i. Italien. Mscr.

[3]) Man vergleiche: Zahme Xenien III. „Entweicht, wo düstre Dummheit gerne schweift . . .", „Denkst du nicht auch an ein Testament . . .", „Modergrün aus Dantes Hölle . . ."

war ihm immer wieder ärgerlich und hindernd. So wurden Raabes pompejanische Kopien, die Goethe für eine Geschichte des älteren und neueren Kolorits hatte machen lassen, von den Künstlern in Rom 1820 verlacht und abgelehnt. Man versteht also seinen Grimm, der sich in den Briefen an den preußischen „Kohlhaas", den Staatsrat Schultz[1]) Luft macht: „Nur mit einer gewissen Härte lehnt man die pfuscherhaften Anmaßungen ab, die bei dem gewissenlosesten Verfahren ein Heiliges zu Hilfe rufen und unter dem Mantel der absurdesten Gleißnerei sich für geborgen sowie ausgestattet halten; auch fürchtet sich das Gezücht vor mir und probiert doch manchmal ein vidi zu erhaschen." Und doch verfolgte er von ferne die Taten der Corneliusschule in München, von denen ihm Förster erzählte, mit Teilnahme. Durch Vermittelung des Kanzlers v. Müller wurde von Cornelius ein Umriß erbeten, den der Künstler mit Goethe-Arabesken des jungen Neureuther überschickte. Der Meister sprach sogar von einer Fortsetzung seiner Faustillustrationen (20. August 1828). Zwei Jahre später sandte Cornelius sein Unterwelt-Fresko in einem Stich Schaeffers an Goethe, erhielt aber keine Antwort mehr. Der Marc Anton-Stil des Stiches hatte Goethen zu sehr mißfallen, und Cornelius verglich seinen alten Gönner jener entsetzten Henne, welche Enten ausgebrütet. Daß aber der Dichter den Cornelius doch nicht mit den Nazarenern zusammenwarf, beweisen seine Gespräche mit Eckermann, wenn er auch die Faustumrisse des Retzsch denen des Cornelius vorzog, die ihm zu altdeutsch waren. Hier sei doch noch ein Wort über die Faustillustration[2]) gesagt. Bezeichnenderweise hatten gerade die Neudeutschen und die Nazarener Illustrationen zu Goethes Dichtungen geschaffen. Hatte schon der Nazarener Pforr[3]) den 'Götz' illustriert, so rief doch erst der 'Faust' die künstlerische Phantasie wach. Cornelius war nicht der erste. Gleichzeitig hatte Nauwerck

[1]) 3. Juli 1824.

[2]) Zusammengestellt von Neubert in Max Heckers Faustausgabe, Leipz. J. J. Weber 1921.

[3]) Engelmann, Sekretär d. Frankf. Mus., sandte a. 24. Juni 1810 Pforrs Götzblätter a. G., der am 5. Okt. antwortete u. d. Umrisse am 23. Nov. m. e. Brief an Frau v. Stein sandte. Lehr, D. Blütezeit rom. Bildk. 1924. 329/30.

durch seine Faustblätter Goethes Beifall gefunden[1]), der auch den Ankauf der Blätter durch die Erbprinzessin von Mecklenburg 1811 betrieb. Nauwerck hatte sich durch eine bewunderte Parodie der 'Transfiguration', die erst dem Geheimrat Wolff gehörte, bei Goethe besonders empfohlen. Retzsch fand dann, wie schon gesagt, durch seinen Zyklus großen Beifall. Auch der Nazarener Naeke hatte sich durch zwei Zeichnungen und ein Ölbild nach dem 'Faust' Dank verdient.[2]) Schnorr und Nehrlich wurden als Faustillustratoren auch beachtet und Nehrlich besonders lobend besprochen.[3]) Schließlich regten die geistreichen Faustlithographien des Franzosen Delacroix[4]) zu besonderer Betrachtung und Besprechung an, wie ja Goethe bis zuletzt das Neue, Begabte, Geniale (Schwind, Neureuther, Töpffer) doch immer zu schätzen wußte.

Wenn man Goethes Leben und sein Verhältnis zur bildenden Kunst bedenkt, so vergißt man leicht, wie lange er ein Kind des 18. Jahrhunderts ist, wieviel sein langes Dasein miterlebt hat und daß beinahe drei Menschenalter auf ihn eingewirkt haben, ganz abgesehen von dem, was er sich aus Geschichte und Vorzeit anzueignen wußte. Was er als Kunsttheoretiker und Kunsthistoriker[5]) geleistet hat, wissen wir heute wohl zu schätzen, was er aber als schauender, aufnehmender Mensch, als Kenner, als Meister und Kritiker kennenlernen und verarbeiten konnte, läßt sich kaum

[1]) Nauw. hatte s. Faustzeichnungen an G. nach Karlsbad gesandt. G. dankte am 16. Nov. 1810; vgl. Progr. d. Jen. Allg. Lit.-Ztg. 1811. G. vermittelte die 7 Blätter, jedes zu 25 Th., a. d. Erbprinz v. Mecklenburg. Die Parodie d. Transfiguration scheint er doch noch erworben zu haben. Vgl. Schuchardt a. a. O. I 279.

[2]) K. u. Alt. I 2; K. u. Alt. VI 3; 13. Okt. 1819 an J. A. G. Weigel.

[3]) Wegweiser i. Geb. d. K. u. Wiss., Beil. 2. Abendztg. 105, 31. Dez. 1831.

[4]) K. u. Alt. VI 1. 2; E. Hancke, D. Faustillustrat. v. Eug. Delacroix. K. u. Kstl. VIII, 1909, 235 f.; C. Aldenhoven. J. d. fr. dtsch. Hochst., N. F. VIII, 1891, 59/72; H. Brandt, G. u. d. graph. Künste, 1913.

[5]) W. Waetzoldt, G.s kunstgesch. Sendung, Z. f. Deutschkunde 1920, 4. Th. Volbehr, G. u. d. bild. K. 1895; E. Maaß, G. u. d. Antike, 1912; F. Wickhoff, D. zeitl. Wandel i. G.s Verh. z. Ant., dargestellt am Faust. Jahresh. d. öster. arch. Inst. I; G. Dehio, Altitalien. Gem. a. Quelle z. Faust, G.-Jahrb. VII; K. Koetschau, G. u. d. Gotik, Festschr. f. P. Clemen, 1926; M. Morris, Gem. u. Bildw. i. Faust, G.-Stud. I, 1902; W. F. Storck, G.s Faust u. d. bild. K., 1912; V. C. Habicht, Findlinge z. Thema G. u. d. b. K., Mon. f. Kw. 1918; usw.

überblicken. Der reichsstädtische Franke erlebt im Elternhaus neben der väterlichen Bildungskultur die rhein-mainische Rokokokunst im holländisch-bürgerlichen Geschmack, im französierten Leipzig die modische Lehrkunst des klassizistischen Barock, in Dresden aber die Originale seiner holländischen Kunstanschauung; erlebt im französischen Straßburg den deutschen Gefühlswert der Gotik neben der höfisch-klassizistischen Bildungskunst und erlernt durch Herder die Begriffe der Volkskunst und der Nordkultur. Die englisch-schweizerische Bewegung der oberdeutschen Germanistik tritt ihm in Lavaters Kunstanschauung und Physiognomik entgegen, und Merck vermittelt ihm die altdeutsche Graphik. Im kunstfernen Weimar übernimmt er dann selbst die geschmackfördernde Vermittlung mit Deutschland, Schweiz und Italien. In Italien findet er das Erlebnis der Antike in ihren verschiedenen Spiegelungen, die Kunstidee der Südkultur, die er als Formerlebnis nach Weimar bringt und theoretisch, dichterisch entwickelt. In Meyer lebt ihm mitdenkend der akademische Klassizismus als Warner und Mahner zur Seite, doch nimmt er von Dresden her den romantischen Klassizismus und die Romantik, vom Rhein her die Restauration und über Frankfurt das Nazarenische der Deutschrömer auf und bleibt bis zuletzt der Kenner, Sammler, Kritiker und Berater. Als Kunsthistoriker ist er vor allem Italien verpflichtet, wendet sich aber als einer der ersten der Kunstgeschichte des 16., 18., 19. Jahrhunderts biographisch zu. Betrachten wir die einzelnen Kunstkreise oder Kunstschulen als Menschen, so hat er sich mit jedem bekannt gemacht und keinen je ganz vergessen oder unbeachtet gelassen. Er hat versucht, Verknüpfung und Abfolge dieser Kunststufen zu verstehen, und wenn ihm einzelne besonders starke Erlebnisse geworden sind, so bleibt er doch nach dem Gesetz, wonach er angetreten, nicht nur ein Kind seiner Zeit und Umwelt, sondern auch ein Kind der alten Südkultur oder, wie er es nannte, ein „Plastiker". Fühlte er sich auch seit 1805 im Kampf gegen die Kunsttendenz seiner Zeit abseits, immer mehr befremdet, so ist er doch immer noch zeitnah, forschend und lernend, lehrend und helfend, so daß ihm nichts Bedeutendes ganz entgehen kann. Ja er findet noch in den letzten Jahren seines Lebens einen neuen

Kontakt mit dem Kunstleben der Jugend ('Sächsischer Kunstverein'). Man hat durch die abgesonderte Betrachtung und Erforschung einzelner Kunststile in Goethes Geistesleben Widersprüche, Rückläufe, Verrat sehen wollen und hat seine Bekenntnisse zu den Stilepochen nicht organisch mit seinem Leben und seiner Dichtung, sondern losgelöst und ausgeschnitten betrachtet, was freilich verwirren und täuschen mußte. So hat man wegen seiner Erwin von Steinbach-Rhapsodie u. a. den jungen Goethe als besonders deutsch erklärt, während ein so feiner Goethedeuter wie Schubarth[1]) ihm selbst erklärte, daß er in der Jugend viel antiker gewesen sei als im Alter. Hier sei als Musterbeispiel angeführt, daß die Gotik des jungen Goethe zwar gefühlsmäßig deutsch war, aber doch der Gotik so fern wie der 'Götz' oder der 'Faust'. Goethes Gotik ist doch eine Goethische Gotik, d. h. eine Hamannisch-Herderische Gotik, Sturm und Drang, die dem Phänomen so fern bleibt wie die Neugotik Englands oder Deutschlands. Es gibt doch keine 'Gotik', zu der sich Goethe wechselnd verhielte, sondern es gibt Goethisch-gotische Spiegelungen, die er sich aneignet und verwandelt, die, zeitbedingt und maskenhaft wie ein farbiges Glas, seinem Blick als Medium einer wechselnden Gefühls- und Bedeutungswelt dienen. Wenn bei ihm später schöpferische Anschauung und historische Erforschung auseinandertreten, so geschieht dies doch nur soweit, als eben Erlebnis und Erkenntnis sich nicht bedürfen. Doch zeigt der 'Divan' und der Zweite 'Faust', was ihm Orient, griechische Antike, Gotik und Renaissance sein konnten, wenn es galt, die dichterische Stilform für die Idee zu finden und die Bildwelt verschiedener Weltbilder zu beleben. Wenn also Goethe in Italien alles Gotische übersieht oder verschweigt, so geschieht dies doch deshalb, weil die ihm wesentliche, schöpferische

[1]) Der zu wenig geschätzte Schubarth, der so geistreich G.s Wert beurteilt u. ihn selbst zweifellos belehrt hat, löste eigentlich damals das Rätsel d. Kunstkämpfe. Er sagte, die Bewunderung einzelner Perioden sei sinnlos, man solle weder wissen noch loben, sondern schaffen. Der Universalismus sei d. Zeichen d. Schwäche, der Deutsche sei nur als Individuum Künstler, nie die Nation; nicht die Natur, sondern d. Menschen schafften d. Vortreffliche u.a. Zur Beurtheilung G.s von Schubarth, Breslau 1818 (1820, 1. 2).

Kunstform nun eine andere metrische Schauform, also etwa 'Palladio' ist. Aus seinem dichterischen Werk läßt sich eine Stilgeschichte der Form darstellen, der fast immer seine Kunstanschauung entspricht. Also nicht weil er gerade die Gotik liebt, schreibt er den 'Götz', nicht, weil er die Antike liebt, schreibt er die 'Iphigenie' um, nicht, weil er Hafis liebt, schreibt er den 'Divan', sondern weil er dieser Kunstform bedarf, liebt er sie auch in Gotik, Antike, Orient, die ihm in Spiegelungen entgegentreten. Wie sehr Goethe einer ermüdeten, spiegelnden, rückschauenden Zeit angehört, ersehen wir aus dieser Stilgeschichte seiner Stile zur Genüge, um immer aus seinen Stil- und Formmasken seine große symbolische Idee zu erkennen, die als Kunstidee immer dieselbe bleibt. Auch als Forscher bleibt er immer Künstler, er kann nur künstlerisch-schöpferisch schauen und also nur verwandelnd gestalten. Eine vergleichende Morphologie, die endlich einmal alle Kunstformen der Künste im gleichen Zeitraum vergleichen kann, wird überraschende Bestätigungen für die Formengeschichte des menschlichen Geistes bringen. Goethes Leben und Kunst wären dazu ein wohlgeklärtes Forschungsgebiet, um das bewegliche Gesetz anschaulich zu machen und die Metamorphose dieser Kunstpflanze einzusehen. Vor allem würde man die Grenzen der Kunstwerte, ihren Bedeutungswandel, ihre Formrelativität gegenüber den Lebenswerten und dem Gehalt erkennen und Goethes Verwandlungen nicht nur nach seinen Wortmasken, sondern nach seinen Welt- und Lebenswerten ausdeuten. Man würde das Beharrliche dieses Beweglichen, das Eine dieses Doppelten, das Unvergängliche dieses Vergangenen nur um so mehr lieben müssen. Man hat oft übersehen, daß Goethe als fortschreitender, verschwenderischer Geist im Aufnehmen und Abstoßen keine feste Größe, sondern, wie das Leben selbst, eine ungeheuer verstimmbare und verstimmliche Natur ist, eine 'Facette', die niemals so arm ist, im Wandel einseitig zu beharren, im Werden und Wachsen zu verknöchern, und daß ihm Kunst nur eine der Lebensformen ist, die forschend wie genießend aufgenommen, genutzt und verwandelt wird. Ihm ist Kunst das andere kosmische Bereich, neben dem der Natur, in das einzutreten Tag und Stunde bestimmt, eine Wanderwelt für Meister

und Gesellen, in der man sich betätigt, bestätigt und vergißt. Auch ist ihm dies Geisterreich ein Schatzbewahrer geistgeformter Gestaltungen, ein gewachsenes Offenbar-Geheimes wie Pflanze und Körper auch, dem nachzutasten, nachzusinnen ein ganzes Leben nicht ausreicht. Das Problem der „Vertretung" und der Auswahl, also des Kunstzitates, wird gerade für und durch ihn sichtbar. Hier muß noch angedeutet werden, wie ihm die Kunst den Wandel seiner naturwissenschaftlichen Betrachtung begleitet und bereichert, wie die physiognomische Idee der Kalokagathie, wie die genetische Idee der Metamorphose auch auf die Kunst Anwendung findet, wie überhaupt sein schauendes Denken, sein aus dem Urphänomen entwickelndes Betrachten auch die Kunst erfaßt und durchgeistet. Also nicht nur als Bildungselement, sondern als Lebenselement ist ihm die bildende Kunst bedeutend. Es überrascht uns nicht, schon in dem Bildungsroman 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' der Kunst eine so bedeutende, erzieherische Rolle zugewiesen zu sehen und Goethe als Oheim, Marchese, Abbé immer wieder über die Kunst sprechen zu hören, während dies ganze Kunstelement im 'Urmeister' überhaupt noch nicht zu finden ist. Wie hier dem werdenden Meister ein aus Kindertagen wohlbekanntes, geliebtes Bild wieder begegnet und wieder Erlebnis wird, so wird für ihn die Kunst immer wieder Begegnen, Erinnern, Erleben. Je nachdem, wie Menschen, Künstler, Kunstwerke ihm nahekommen, leuchtet diese Kunst ihm auf, zieht ihn an, fesselt ihn, je nach dem Grade des Erlebens bis zum Revenanterlebnis; Freundschaft und Liebe, Arbeit und Dichtung, Drang und Laune spielen mit herein. Immer ist er derselbe Wandelnde, Wachsende, Werdende, der sich selbst in steigender Bildung entwickelt und, dem Zeit- und Lebensalter getreu, über Stufen, Gräber und Auferstehungen als der geistgewillte, geistgewollte Liebling des Genius seine Weltidee darlebt; denn „das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen".

Zu Runges Selbstbildnis in Goethes Nachlaß

Von Hans Wahl (Weimar)

Johanna Schopenhauer, die im Winter 1806/07 in dem von der unglücklichen Schlacht bei Jena heimgesuchten Weimar Fuß zu fassen begann, schrieb unterm 10. März 1807 an ihren neunzehnjährigen Sohn Arthur, der noch in Hamburg wohnte: „Am Sonntage [1. März] hatte Goethe mich mit meinen beiden Freunden Meyer und Fernow zum Frühstück eingeladen, um mir Arbeiten von Runge zu zeigen. Beschreiben kann ich sie Dir nicht, sie sind zu wunderbar; aber mach' doch um Gottes willen, daß Du den Runge kennen lernst! Dir kann in Hamburg nichts Interessanteres widerfahren als diese Bekanntschaft . . . Welch' ein poetisches Wesen ist dieser Mensch! Erst sah ich vier von seinen ausgeschnittenen Sachen; sie sind sehr schön, aber ich mache sie fast so gut . . . Dann ist sein Gesicht in Kreide gezeichnet. Goethe sagt, er habe nie ein Profil wie seines gesehen; dieser Kopf ist leider en face, aber er hat einen Raffaelischen Blick, ohne Raffael zu gleichen. Dann sind vier große Blätter, bloße Umrisse in Kupfer gestochen . . . sie sind eben das unbeschreiblich Wunderbare, es sind Blumen und Genien wie Arabesken, aber der tiefe Sinn, der darin liegt, die hohe Poesie, das mystische Leben. . .!"

Man sieht leicht, daß Goethe hier eingeladen hatte zur stillbegeisterten Betrachtung alles dessen, was Runge im September 1806 und vorher ihm gesandt hatte, und daß seine Absicht, ein Zimmer seines Hauses am Frauenplan mit den Arbeiten Runges „auszuzieren", wie er sie kurz vor der Schlacht bei Jena ausgesprochen hatte, wirklich doch noch ausgeführt worden war. Da sah man denn neben den kostbaren Stichen der 'Tageszeiten' die weißen Blumenscherenschnitte, die ein beigefügtes Schema

zum Schmuck eines Ofenschirmes bestimmte, man sah dazu ein Selbstbildnis Otto Runges, das der Maler an Stelle der erbetenen Silhouette gesandt hatte. Die großen Blätter der 'Tageszeiten' finden sich noch heute in Goethes Sammlungen, die Blumenschnitte sind allem Anschein nach in dem Vierteljahrhundert, das Goethen noch zu leben bestimmt war, verloren gegangen; das Selbstbildnis Runges ruhte aber bis vor kurzem unerkannt in Goethes Nachlaß. Es ist nicht nur dem ersten Ordner der Goethischen Sammlungen Christian Schuchardt entgangen, der in den vierziger Jahren keinen Begriff mehr von dem Aussehen des großen Künstlers hatte, sondern verwunderlicherweise auch den vielen Kunstgelehrten, die seit 1886 immer wieder die Goethischen Sammlungen durchforscht haben. Und doch kann kein Zweifel darüber entstehen, daß unser wiederaufgefundenes Bild identisch ist mit jenem Selbstporträt, das der Künstler im Herbst 1806 an Goethe schickte. Er hatte in seinem begleitenden Schreiben angedeutet, daß es nicht, Goethes Wunsch zu erfüllen, eben jetzt erst neu entstanden sei, und hatte sich gern bereit erklärt, es später einzutauschen gegen ein ausdrücklich für Goethe geschaffenes. Die Entstehungszeit liegt also vor dem Jahre 1806. Auch ohne die Bemerkung Runges würde man es in das Jahr 1805 verlegen, in die Zeit der Arbeit Runges an den Hülsenbeckschen Kindern, und damit näher an das Jahr, in dem sich der Dichter und der Maler Auge in Auge gegenüber gestanden haben. Das Bildnis selbst ist auf grauem Karton (25,5 × 36 cm) gezeichnet und mit weißen Lichtern kräftig modelliert. Es zeigt uns das jugendliche Antlitz des achtundzwanzigjährigen Malers mit dem kurzen Backenbart, wie er die „Raffaelischen" Augen ein wenig träumend und doch fest auf sein Spiegelbild heftet.

Nach fast hundertjähriger Verborgenheit wird das Bild von nun an einen Ehrenplatz im Freundezimmer des Goethehauses finden, da es weder möglich ist, das Goethische Rungezimmer herzurichten noch auch bei vollständig erhaltenem Bestande der Rungischen Schenkung der Grundsatz durchbrochen werden könnte, die Räume des Hauses anders zu zeigen als so, wie sie Goethe im Jahre 1832 zurückgelassen.

Zum ‘Urfaust’

Ein Brief Knebels an Friedrich Hildebrand v. Einsiedel

Mitgeteilt von **Werner Deetjen** (Weimar)

Strasburg den 11ten Jenner 1775.

Mein liebes Einsiedelchen,

Hab' ich Ihnen gleich noch nicht geschrieben, so hab' ich doch oft genug an Sie gedacht. Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe. Sonsten bin ich zum Vielschreiber nicht gemacht, so wenig als zum Vielleser. Ich habe Ihnen tausend Sachen zu sagen, aber just die Menge erstickt mich. Ich hoffe auf künftigen Sommer, wo wir uns vielleicht in den friedfertigen Lauben des Belvedere leichter werden ausathmen können. Hier ist unser Leben beynahe etwas zu viel beschäftigt, und eben deshalb oft träge für den Geist. Alle Tage Assembleen, Ball, Redouten, Comedien, Supers und Diners, und dabey eine stürmende Menge Menschen, die sich zu amüsiren suchen. Auf mein schwaches Nervensystem hat dieser heftige Trieb von außen die Wirkung, daß er mich zuweilen entseelt, zumalen da mein Geist noch keinen gefunden hat, an den er sich anlehnen könnte.

Leben Sie wohl, liebes Einsiedelchen, und empfehlen Sie mich allen Freunden! Um Ihnen noch den Inbegriff von meiner und unser aller Weißheit mitzutheilen, so hab' ich Ihnen den Anfang der ersten Scene aus Göthens Docktor Faust abgeschrieben, den Sie sogleich Wieland mittheilen müssen, und ihm dabey den besten Kuß von mir auf die Wange drücken. Wann ich wieder zu Ihnen komme theil ich Ihnen vorher mit. Bertuchs Don Quixotte haben wir überall ausgebreitet. Empfehlen Sie mich ihm aufs beste. Allen Freunden! Schreiben kann ich nicht. Sie sollen mich jetzt bemerken lassen, dann will ich erzählen. Leben Sie nochmals wohl!

v. Knebel.

Vergessen Sie doch den guten Wedel und den [hier ist ein Name unleserlich gemacht]! Ich sehe hier oft sein Bildniß erneuert, aber freylich nicht in so lieblicher Gestalt.

Unsere Prinzen lassen Sie gar schön grüßen.

Der vorliegende bisher ungedruckte Brief befindet sich im Besitz der Weimarer Landesbibliothek. Er wurde auf jener denkwürdigen Reise geschrieben, bei der es zu der ersten Begegnung zwischen Goethe und Karl August kam. Nach seiner in Karlsruhe vollzogenen Verlobung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt begab sich der weimarische Erbprinz mit seinem jüngeren Bruder Constantin und den Begleitern, zu denen auch Knebel gehörte, Anfang Januar 1775 auf sieben Wochen nach Straßburg. In welchen Strudel von Geselligkeit die Weimarer dort gerieten, war uns schon aus anderen Quellen bekannt.

Aus einem Briefe Knebels an Bertuch (Karlsruhe, den 23. Dezember 1774) wußten wir, daß er von Goethe Fragmente aus dem 'Faust' empfangen hatte. Zwar bat dieser ihn (Frankfurt, den 28. Dezember 1774): „Geben Sie meine Sachen nur nicht aus Händen", aber Knebel konnte, wie wir nun erfahren, der Versuchung nicht widerstehen, schrieb den Anfang der ersten Szene ab und schickte ihn an Einsiedel mit der Ermächtigung, ihn sofort auch Wieland mitzuteilen. Es ist bezeichnend, daß Knebel gerade an Wieland besonders denkt. Den Weimarern mußte, nachdem sie Goethe kennengelernt und liebgewonnen hatten, in erster Linie daran gelegen sein, zwischen ihm und dem von ihnen hochgeschätzten und verehrten Wieland, der sich durch Goethes übermütige Farce 'Götter, Helden und Wieland' verletzt fühlte, zu vermitteln. Eine Aussprache darüber war in Mainz erfolgt, und Goethe hatte auf Wunsch der neugewonnenen Freunde in versöhnlichem Sinne an den Gekränkten geschrieben. Nun suchte Knebel diesem einen Begriff von dem Genie des Faustdichters zu geben.

So wissen wir jetzt, wann zuerst ein Stück des 'Urfaust' nach Weimar gedrungen ist und welche Probe der Dichtung die dortigen Freunde zunächst kennen gelernt haben. Knebels Verwandter (vgl. Gräf, 'Goethe über seine Dichtungen' II, 2, S. 16 Z. 31 f.) muß also geirrt haben, wenn er behauptet, daß „die ersten Szenen" damals „gar noch nicht vorhanden waren".

Zwei Tage, nachdem Knebel nach Weimar berichtet hatte, bat Goethe ihn um Rückgabe der ihm anvertrauten Manuskripte (Frankfurt, den 13. Januar 1775).

Bertuchs sechsbändige deutsche Bearbeitung des 'Don Quixote' von Cervantes mit der Fortsetzung von Avellaneda begann 1775 in Leipzig zu erscheinen.

Zur Vorgeschichte von Goethes 'Werther'

Von Carl Maria Weber (Bonn)

Mag auch dem Kampfe gegen lebensgeschichtliche Deutung einer Dichtung, wie ihn seit einiger Zeit die literarhistorische Forschung zugunsten einer wesentlicheren Aufhellung und Erfassung des Kunstwerks mit Glück ausficht[1]), ein nachhaltiger Erfolg aufs lebhafteste gewünscht werden (und der Dank zumal des Dichters gewiß sein): so gibt es doch fraglos Fälle, angesichts derer auch der überzeugteste Gegner einer stofflichen und biographischen Betrachtungsweise die Waffen strecken und dem realen Hintergrund der Dichtung, den Modellen ihrer Gestalten sowie den Beziehungen des Verfassers zu ihnen seine Teilnahme nicht versagen wird.

Ein solcher Fall, und vielleicht einer der lehrreichsten, liegt ohne Zweifel im 'Werther' vor. Nie wieder hat Goethe eigene Lebenswirren und erschütternde Erlebnisse der Umwelt so unmittelbar und unbefangen in die künstlerische Gestaltung einbezogen und zu einer dichterischen Einheit verschweißt wie in diesem Jünglingswerk, das nicht zuletzt gerade um dieser Wirklichkeitszüge willen seine ungeheure Wirkung hervorbrachte; nirgends haben wie hier gleich beim Erscheinen des Romans die Mitlebenden eine ähnliche Wißbegierde den wirklichen Vorgängen der Dichtung wie den Vorbildern ihrer Personen zugewendet: allenthalben begehrte man von dem Verfasser zu erfahren, „was denn eigentlich an der Sache wahr sei" (Werke 28, 231).

Gewiß spüren wir auch bei Goethe, wenn er von diesem Widerhall seines 'Werther' redet, das Bedauern über solche

---

[1]) Vgl. besonders Oskar Walzel: 'Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters', Kap. VII.

Verkennung seiner künstlerischen Absichten deutlich genug heraus. Indes legte der Roman seinen Zeitgenossen den Reiz eines Vergleichs zwischen den Geschehnissen der Dichtung und den „wahren" Begebnissen unleugbar sehr nahe; so nahe, daß der Dichter selbst sich zu dem Geständnis bewogen fühlt: „Näher betrachtet, konnte ich jedoch dem Publikum die Forderung nicht verübeln." Und fast möchte es als eine späte Billigung dieser unermüdlich forschenden Neugier seiner Leser erscheinen, wenn Goethe in 'Dichtung und Wahrheit' zur Vorgeschichte des 'Werther' ausführlich das Wort ergreift und so selbst sein Werk zum Musterbeispiel einer Modelldichtung stempelt.

Wenn wir auch längst wissen, daß die Darstellung, die Goethe hier von der Entstehung des 'Werther' gibt, bezüglich der Zeitangabe nicht mit dem wahren Sachverhalt übereinstimmt, vermutlich aber auch in anderen Einzelheiten nicht sonderlich zuverlässig ist, z. B. in der Schilderung seines überreizten nervösen Zustandes zu jener Zeit, so müssen doch solche kleinen Berichtigungen und Zweifel in Anbetracht der inneren Wahrhaftigkeit des Ablaufs einer dichterischen Empfängnis, wie er hier entwickelt wird, ohne erheblichen Belang erscheinen. Nicht zuletzt vermochte es dieses Denkmal, das Goethe in seiner Selbstbiographie den Urbildern seines Jugendwerks gesetzt hat, daß noch heute von der Dichtung aus ein Abglanz auf diese Modelle fällt: noch im Jahre 1928, gelegentlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages der Lotte Buff, zeigte die deutsche Öffentlichkeit ein unbestreitbares Interesse für diese vielleicht volkstümlichste Gestalt der Frauen um Goethe.

Aber das Bedürfnis der Zeitgenossen, über den Grad der Übereinstimmung von Dichtung und Wirklichkeit aufgeklärt zu werden, war lange vor dem Erscheinen von Goethes eigener Lebensgeschichte befriedigt worden. Kaum ein Jahr nach der ersten Auflage der 'Leiden des jungen Werthers' legte der hannöversche Gardeleutnant Freiherr v. Breidenbach, ehemaliger Rechtspraktikant in Wetzlar, der Öffentlichkeit eine 'Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers' (Frankfurt und Leipzig 1775) vor, eine verspätete Form jener „Schlüssel" des 17. Jahrhunderts, an Hand derer sich die versteckten Anspielungen der

historischen und allegorischen Romane auf Personen der Zeit mühelos entziffern ließen.

Ein Vergleich der 'Berichtigung', soweit sie die Person Jerusalems und seinen Untergang betrifft, mit dem Kestnerschen Bericht, dieser wichtigen Quelle für Goethes Roman, zeigt weitgehende Übereinstimmung in fast allen wesentlichen Punkten; die augenfälligste Abweichung ergibt sich da, wo von den Beziehungen Jerusalems zur Frau des Legationssekretärs Philipp Jakob Herd die Rede ist. Während Kestner die Vorgänge im Hause des Sekretärs Herd, und was sich daran anschloß, ausführlich und als Tatsache schildert, stellt der „Berichtiger" sie als ein leeres Gerücht hin, dem er seinen Glauben zu entziehen geneigt ist. Aber selbst wenn er das Gerücht für wahr hinnehmen will, so möchte er diesen Geschehnissen doch keinen Einfluß auf den Tod Jerusalems einräumen. Dabei ist allerdings zu beachten, aus wie verschiedener räumlicher und zeitlicher Entfernung zu den Ereignissen die beiden Berichte entstanden sind. Kestner schrieb seine Aufzeichnungen unmittelbar nach Jerusalems Tat, die ihn infolge einer unglücklichen Verkettung von Umständen sehr nahe anging, er schrieb sie an Ort und Stelle, während v. Breidenbach erst nach Erscheinen des Goethischen Romans, zwei Jahre später, als er Wetzlar längst verlassen hatte, die Mitwelt über den wahren Sachverhalt aufzuklären sich gedrängt fühlte, wenn auch aus einer offenbar guten Kenntnis der Wetzlarer Verhältnisse heraus.

Es ist nun wohl nicht ohne Wert, daß sich hauptsächlich zu eben diesem strittigen Punkte der beiden Darstellungen einige handschriftliche Randbemerkungen in einem Exemplar der 'Berichtigung' finden, das die Bonner Universitätsbibliothek aufbewahrt, und die im folgenden mitgeteilt werden sollen. Es handelt sich um die zweite Auflage der 'Berichtigung', gleichfalls noch von 1775, die von der ersten kaum nennenswerte Abweichungen aufweist; nur sind die Namenshinweise auf die Urbilder des Romans deutlicher geworden (statt: „der Sekretair K..." heißt es nun: „der Sekretair Ke..r"); nach wie vor aber wird Jerusalem, auch da, wo der Dichter berichtigt wird, schlechthin

Werther genannt. Das Exemplar ist mit der „zweyten ächten" Auflage des 'Werther' von 1775, der Parodie Nicolais: 'Freuden des jungen Werthers' und einer Reihe von Abhandlungen und Gesprächen über die Dichtung, alle von 1775, zusammen in einen Band gebunden. Vor das Titelblatt des Romans ist noch ein Aquarell eingeklebt, das einen Jüngling in Werthertracht darstellt; darauf findet sich unten links, von unbekannter Hand mit Tusche aufgeschrieben, der Name „Werther", in der gegenüberliegenden Ecke steht: „Wolfg. G."

Um diese Enttäuschung gleich vorwegzunehmen: der Verfasser der Randbemerkungen konnte noch nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden. Seinen ehemaligen Besitzer bezeichnet der Band mit den Buchstaben: „J. G. v. H."; darunter steht von anderer Hand: „Dieses Buch stammt vom Verfasser des Cid. Bode." Die Randbemerkungen sind alle mit „H." gezeichnet; sie sind zweifellos von derselben Hand geschrieben, von der auch der Besitzereintrag, das „J. G. v. H." stammt. Aber ebenso zweifellos ist ihre Schrift nicht die des Dichters des 'Cid', nicht die Schrift Herders. Und auch darum ist Herders Verfasserschaft unwahrscheinlich, weil aus dem Inhalt der Bemerkungen mit aller Deutlichkeit hervorgeht, daß ihr Verfasser den Vorgängen im Herbst 1772 sehr nahe gestanden hat, somit wohl ein Wetzlarer gewesen ist.

Wir setzen zunächst die Bemerkungen selbst hierher, wobei zugleich die Stellen des Textes der Breidenbachschen 'Berichtigung' mitgeteilt werden, auf die sie sich jeweils beziehen. (Die Unterstreichungen, hier durch Sperrdruck bezeichnet, stammen von dem Glossator; die Numerierung geschieht um der besseren Übersicht willen.)

Text Breidenbachs	Randbemerkungen
S. 5: Der Amtmann S . . ., oder vielmehr der Amtmann . . Bf, wohnt nicht außerhalb der Stadt, sondern im teutschen Hause zu Wetzlar.	Buff, Vater Lottens. H. [1]
S. 8: Er (der junge Werther) war der einige Sohn eines noch lebenden verdienstvollen Vaters . .	Des Abts Jerusalem. H. [2]

S. 9: Der Charakter dieses jungen Menschen ist wenig bekannt geworden.

O ja, er war ein eingebildeter Geck, der sich täglich 5 bis 6 mal umkleidete, und kaum 4½ Fuß hoch war. H. [3]

S. 9: Der Herr von Ki . . g[1]) verachtet als Philosoph die Torheiten und den Pomp der Welt, und findet in den Wissenschaften seine Ergözung. Ein gemeinsamer Hang zur Litteratur und Einsamkeit, verband ihn mit dem jungen Werther.

? [4]

S. 10: So viel ich schließen kann, ist nicht die Zärtlichkeit, sondern die Ehrbegierde, Werthers Leidenschaft gewesen.

Ist richtig. Lotte hatte mit J. nie eine Liebschaft und war deßhalb nicht Schuld an deßen Tode. H. [5]

S. 10|11: Er besuchte das Haus des Geheimen Sekretair H . . .[2]), von der Pfälzischen Gesandschaft, der die liebenswürdigste Frau hat. An einem Ort, wo jeder Liebe fühl't, oder doch des Tons wegen zu fühlen vorgiebt, konnte Werther dem Verdacht nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den sonst Einsamen, zu diesen Besuchen anfeure. Ich weiß nicht, ob er würklich gegen jene Schönheit empfindlich geworden: das kann ich aber behaupten, daß die Frau H . . . durch eine unbescholtene Tugend eben so schäzbar ist, als durch ihre Reize. Man hat dennoch gesagt, daß die Eifersucht des Mannes durch fremde Leute in Bewegung gesezt, ihn endlich da-

J. machte dieser schönen Frau mehrere Geschenke und später die unverschämtesten Anträge, welche diese ihrem Gemahl verrieth. Dieser, darüber aufgebracht, fordert J. auf Pistolen. J. war zu feig, seinem Manne zu stehen, aber sein Ehrgeiz und die Furcht vor öffentlicher Schande kämpften mit ihm bis Mitternacht und behielten die Oberhand. H. [6]

siehe kurz vorher. H. [7]

durch seine Frau. H. [8]

---

[1]) Christ. Frhr. v. Kielmannsegg, Rechtspraktikant aus Mecklenburg, Mitglied der Wetzlarer Tafelrunde und neben Kestner Goethes vertrautester Freund in der Wetzlarer Zeit; häufig in dessen Frankfurter Briefen an Kestner genannt, sowie in Tagebuch und Bericht Kestners.

[2]) Der oben erwähnte Phil. Jakob Herd.

hin vermocht, sich Werthers fernere Besuche zu verbitten. Ich glaube dieses nicht: aber wenn der Vorfall sich auch dem Gerücht gemäß verhielte, so hat er zu dem Tod unsers Helden nicht mitgewürkt.

doch! und zwar allein s. oben. H. [9]

S. 13: Werthers Tod erfolgte nicht um Weihnachten, sondern bald nach Michaelis. Die Beschreibung desselben ist, die Briefe ausgenommen, die bey Veränderung der Umstände von selbst wegfallen, richtig.

und zwar um Mitternacht. Die Pfaffen in dem seiner Wohnung gegenüberliegenden Kloster hörten bei Absingung der Mitternachts-Hora's den Schuß fallen, und waren die ersten in Js. Zimmer, wo sie den J. bereits todt fanden. H. [10]

S. 15: Nach dem Bedienten und Friseur des jungen Werthers, war der Baron Schl . . . tz[1]) der erste, der ihn in seinem Todeskampf sahe.

s. oben. H. [11]

Die beiden ausführlichsten Bemerkungen (6 und 10) zeigen zugleich die stärkste Abweichung von den bisher bekannten Darstellungen der Vorgänge.

Davon, daß Herd Jerusalem auf Pistolen gefordert habe, ist nirgends sonst die Rede. Ein solcher Umstand dürfte dem gewissenhaften Kestner, der sich offenbar um genaue Ermittelung der Einzelheiten bemüht hat, nicht entgangen sein. Er spricht in dem für Goethe bestimmten Bericht über den Tod Jerusalems[2]) von einem Billet Herds an Jerusalem, in dem diesem am Tage vor seiner Todesnacht das Haus Herds verboten wird. Die überbringende Magd will keine Antwort; als Jerusalem dann seinen Bedienten mit einem Billet an Herd schickt, nimmt dieser es nicht an: er könne sich in eine Korrespondenz nicht einlassen.[3])

[1]) Rechtspraktikant Karl Anton Frhr. v. Schleinitz aus Braunschweig, Jerusalems Jugendfreund, auch in Kestners Tagebuch bei dieser Gelegenheit angeführt.

[2]) 'Goethe und Werther', herausg. v. A. Kestner, 2. Aufl., Stuttgart und Augsburg 1855, S. 92 f., 102.

[3]) Diese Schilderung hat Kestner von dem Bedienten selbst bekommen.

Hätte das Billet Herds eine Forderung enthalten, so wäre diese Darstellung nicht möglich. (Ebensowenig wird bei Kestner von Geschenken Jerusalems an Frau Herd berichtet.) Auch in dem Kestnerschen 'Nachtrag zur Geschichte von Jerusalems Tode' ('Goethe und Werther', S. 101), wo auf Grund „geheimer Nachrichten aus dem Munde des Secr. H . ." die Vorgänge im Hause Herd, zumal die Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten, die zur Absendung des Billets führte, genauestens mitgeteilt werden, wird einer Forderung nicht Erwähnung getan. Überdies widerspricht diese Behauptung vollkommen dem, was die 'Berichtigung' von der Teilnahme Herds für Jerusalem nach Empfang der Todesnachricht meldet: „Den Geheimen Sekretair H . . . überströmte das ganze Gefühl einer Freundschaft, der, in einer so erschütternden Lage, da man sich selbst für den Freund aufopfern zu können begehrt, jedes Mittel fehlt, sein Leiden zu mindern" (S. 15). Wäre ein solcher Empfindungsumschwung verständlich, wenn der zum Zweikampf Herausgeforderte sich durch Selbstmord der Forderung entzogen hätte? Wir haben also allen Anlaß, dem Bericht von einer Forderung Herds mit gegründetem Zweifel zu begegnen.

Vollends unhaltbar erscheint die Darstellung, welche die Randbemerkung 10 von Jerusalems Tode gibt. Kestner selbst war noch morgens am Lager des Sterbenden und berichtet ausdrücklich ('Goethe und Werther', S. 100): „Gegen 12 Uhr [mittags] starb er." Diese Stunde hat auch Goethe für den Tod seines Werther übernommen, wie er sich überhaupt, besonders gegen Ende der Dichtung, oft wörtlich an den Kestnerschen Bericht anlehnt. Hingegen stimmt die Behauptung, die Mönche des gegenüberliegenden Klosters hätten den Schuß wahrgenommen, mit Kestner überein, nur daß dieser nur von einem Mönch spricht und nichts davon weiß, daß die Mönche der Ursache des Lärms nachgegangen seien: „Niemand im Hause hat den Schuß gehört; sondern der Franciskaner-Pater-Guardian, der auch den Blick vom Pulver gesehen, weil es aber stille geworden, nicht darauf geachtet hat" ('Goethe und Werther', S. 98); vgl. 'Werther', Werke 19, 190: „Ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles stille blieb, achtete er nicht weiter drauf."

Sehr merkwürdig mutet zunächst die 5. Randbemerkung an. Hier waltet, in Anbetracht der Stelle, bei der sie steht, und einer späteren Notiz offenbare Unlogik. Denn wenn das „Ist richtig" eine Bestätigung der zugehörigen Behauptung Breidenbachs sein soll, Jerusalems Leidenschaft sei die Ehrbegierde und nicht die Zärtlichkeit gewesen: woher dann im folgenden (9) der heftige Widerspruch gegen die Bemühung des „Berichtigers", die unglückliche Liebe Jerusalems als Grund seines Selbstmordes zurückzuweisen? Aber was ist es denn, worin Randbemerkung 5 dem „Berichtiger" beizupflichten scheint? Daß zwischen Jerusalem und Lotte Buff kein Liebesverhältnis bestanden habe! Dabei liegt nicht der geringste Anlaß vor, aus der 'Berichtigung' eine solche Annahme oder ihre Widerlegung zu folgern. Wohl deutet Breidenbach an anderer Stelle die Beziehungen Goethes zu Lotte Buff an (S. 8): „Ob der Verfasser das alles für Charlotten, und sie wieder für ihn so vieles gefühlt, als das Werk zu verraten scheinet, ist mir unbekannt. Es scheint auch unwahrscheinlich, und ich hoffe nicht, daß Ke . .r hierüber unruhig ist." Offenbar ist dem „Berichtiger" also die Doppelnatur der Wertherrolle aufgegangen; er muß wohl gewußt oder gespürt haben, wieviel Goethe von seinem eigenen Erleben dem Helden der Dichtung mitgegeben hat. Noch deutlicher zeigt das eine frühere Bemerkung an (S. 5/6): „Die kleinen Reisen des jungen Werthers, im zweiten Teil, sind, wie der ganze erste Teil, des Verfassers eigene Geschichte." Hier fährt er nun fort: „Werther [also Jerusalem] hat das erwähnte Haus des Amtmanns vielleicht gar nicht oder doch selten besucht." Wenn sich an dieser Stelle die Randbemerkung 5 fände, so wäre sie verständlich und sogar am Platze. Denn in der Tat hatte sich schon bald nach Erscheinen des Romans in Wetzlar die Vorstellung verfestigt, Jerusalem habe sich aus unglücklicher Liebe zu Kestners Braut das Leben genommen. Wahrscheinlich ist es diese Legende, gegen die sich sowohl Breidenbach als auch der Glossator mit den beiden angeführten Bemerkungen richtet. Mit welcher Zähigkeit übrigens sich diese Übersetzung der Dichtung ins Leben behauptete, geht aus dem Bericht eines Wetzlarers in den 'Rheinischen Provinzblättern'[1]) hervor: bei Be-

[1]) 1839, II S. 144f.

suchen, die mehr als ein Menschenalter später Frau Kestner bei ihren Wetzlarer Verwandten abgestattet habe (1816 und 1822), sollen die guten Wetzlarer von ihr gesprochen haben als von „Buffs Tochter, über die sich der Jerusalem erschossen".

Wenn in der 3. Randnotiz Jerusalem als ein „eingebildeter Geck" hingestellt wird, so nimmt sich diese Behauptung ein wenig seltsam aus angesichts des stillen, grüblerischen, weltabgekehrten Wesens, das alle wohlmeinenden Beobachter an ihm wahrgenommen haben, wie sie auch wenig zu seiner lebhaften Neigung für philosophische Fragen paßt, um deretwillen er Lessing seinen Freund nennen durfte; geradezu ergötzlich aber muß sie wirken, wenn man sich erinnert, daß Jerusalem selbst mit eben demselben wenig schmeichelhaften Worte den Studenten Goethe bedacht hat, mit dem er in Leipzig im Jahre 1765 flüchtig bekannt geworden war.[1])

Ergibt sich so, daß bei näherer Prüfung kaum eine der Randbemerkungen Stich hält, so ist die Vermutung nicht sehr entlegen, daß es sich bei ihnen um Verkehrung der Tatsachen wider besseres Wissen handelt. Eine Stütze findet diese Annahme in der fast allenthalben spürbaren persönlichen Abneigung gegen Jerusalem (vor allem in den Bemerkungen 3 und 6, auch in 4 und 9).

Dieser Umstand mag zugleich einen Wink für die Richtung geben, in der man den Verfasser zu suchen hat. Wer konnte Grund haben, das Bild des toten Jerusalem auf Kosten der Wahrheit zu entstellen? Wer war fähig dazu? Neben diesen Fragen muß noch die andere gestellt werden: wer fand einen Vorteil darin, so nachdrücklich die Beziehungen zu dem Ehepaar Herd als den alleinigen Antrieb zu Jerusalems Selbstmord zu betonen? Zu dieser Frage möge zunächst ein Satz aus dem Kestnerschen Bericht vom November 1772 hier stehen ('Goethe und Werther', S. 97): „Der Gesandte, deucht mich, sucht auch die Aufmerksamkeit ganz von sich, auf diese Liebesbegebenheit zu lenken, da der Verdruß von ihm wohl zugleich Jerusalem determiniert hat; zumal da der Gesandte verschiedentlich auf

[1]) Vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 3 (1882), S. 421.

die Abberufung des Jerusalem angetragen und ihm noch kürzlich starke reprochen vom Hofe verursacht haben soll." Für den Vorgesetzten Jerusalems, den Subdelegierten von Braunschweig und Wolfenbüttel bei der Kammergerichtsvisitation, den Hofrat Johann Jakob v. Höfler, war der Grund zur Tat Jerusalems von höchster Wichtigkeit. Um so mehr, als nach Jerusalems Tode in Wetzlar eine Aufregung gegen ihn entstanden sein soll, die vielleicht mit seinem Verhalten im Sterbezimmer zusammenhängt. Dieser Vorfall ist zwar nicht ganz aufgeklärt; zweifellos aber spielt v. Breidenbach darauf am Schluß der 'Berichtigung' an, wo er eine „Anekdote" im 'Werther' vermißt, „die dem Verfasser entweder unbekannt geblieben oder entfallen sein muß. Da sie aber der Person desjenigen, der die Beerdigung einrichtete, nachteilig sein möchte, so will man sie aus Menschenliebe und Bescheidenheit unterdrücken." Die Aufgabe der Bestattung Jerusalems aber fiel dem Gesandten zu.[1]) Jedenfalls haßte dieser seinen Sekretär und machte ihm wiederholt die größten Schwierigkeiten; häufig kam es zu heftigen Zusammenstößen. Höflers Charakter wird als dünkelhaft, störrisch und boshaft geschildert.[2]) Nach Erscheinen des 'Werther' mußte er erst recht verbittert sein; nicht nur, weil die Dichtung einen Strahlenkranz um das Haupt des unglücklichen Mannes wob, dessen Tod ihm noch lästig war, sondern vor allem, weil er selbst sich darin auf eine wenig angenehme Weise gespiegelt fand (vgl. im 1. Teil den Brief vom 20. Juli, wo der Gesandte Werthers ein „widriger Kerl" genannt wird; im 2. die Briefe vom 20. Oktober 1771, vom 24. Dezember und vor allem vom 17. Februar, wo auch seine Anklagen bei Hofe erwähnt werden.)[3])

[1]) Düntzer will sogar einen der letzten Sätze der Dichtung: „Die Gegenwart des Amtmanns und seine Anstalten tuschten einen Auflauf" mit der Erregung gegen den Gesandten in Zusammenhang bringen. ('Studien zu Goethes Werken', Elberfeld 1849, S. 170, Anm. 1.)

[2]) Vgl. Gloël: 'Goethes Wetzlarer Zeit', Berlin 1911, S. 223 f. — Zu welchen Mitteln der Gesandte griff, um Jerusalem bei Hofe zu verdächtigen, darüber vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 18 (1897), 60 f.

[3]) Auch in diesem Punkte also folgte Goethe den Angaben des Kestnerschen Berichtes; doch mochte ihm das unersprießliche Verhältnis

Allerdings läßt sich auf dem Wege solcher Schlüsse allein der Urheber der Randbemerkungen nicht einwandfrei bestimmen. Auch eine Handschriftenvergleichung, die ich Herrn Prof. Dr. Heinr. Gloël in Wetzlar verdanke, führte leider zu keinem klaren Ergebnis, besonders da unsere Marginalien eine zierliche Frakturschrift zeigen, das zum Vergleich dienende Stammbuchblatt v. Höflers im Wetzlarer Jerusalem-Zimmer aber mit lateinischen Buchstaben geschrieben ist. Zudem stammt dieses Blatt schon aus dem Jahre 1758. Die wenigen lateinischen Buchstaben in den Randbemerkungen sind der Höflerschen Schrift nicht unähnlich.

Gegen die Annahme der Urheberschaft v. Höflers spricht zunächst der Umstand, daß die Namensbuchstaben des Bandes nicht ganz mit denen Höflers übereinstimmen; sie müßten J. J. v. H. (statt J. G. v. H.) lauten. Ob v. Höfler mehr als zwei Vornamen besaß und möglicherweise unter ihnen abwechselte, konnte nicht festgestellt werden.[1]) Neben diesem äußeren Gegengrunde muß noch ein anderer, wesentlicherer, bedenklich stimmen. In der 'Berichtigung' ist an einer Stelle (S. 11) von dem „störrischen Charakter des Gesandten" die Rede; ferner spricht v. Breidenbach (S. 15f.) von den Leuten, die im Sterbezimmer Jerusalems „unzeitige Lehren gaben und über die Feigheit, die sie vor dem Selbstmord sichert, eine mächtige Zufriedenheit fühlten". Es ist nach dem Zusammenhang sehr wahrscheinlich, daß auch dieser Satz auf den Gesandten zielt. Beide Stellen aber bleiben am Rande unwidersprochen. Hier nun beginnt die Psychologie der Deutung zweischneidig zu werden; denn auch dieses Bedenken ließe sich schließlich noch zerstreuen. Doch ist der Versuch wohl zu unsicher, als daß er lohnend erscheinen könnte.

zwischen Jerusalem und v. Höfler auch von den Wetzlarer Monaten her noch erinnerlich sein.

[1]) Im 'Genealogischen Reichs- und Staatshandbuch' (Jahrgänge 1767—1776) wird er immer nur mit Johann Jakob angeführt, ebenso in Ulmensteins 'Geschichte usw. der freien Reichsstadt Wetzlar', Wetzlar 1802 bis 1810.

Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

Mitgeteilt von **Julius Wahle** (Weimar)

1. Ein Brief Goethes an Franz Kirms.

Nun bin ich, nachdem Doctor Gall seine Vorlesungen geendigt, wieder nach Lauchstädt zurückgekommen. Ich hätte gewünscht, nach meiner Abrede mit Heideloff ihn schon hier zu finden, denn er sollte sich gleich nach dem Fest im Schießhause auf den Weg machen. Haben Ew. Wohlgeb. die Gefälligkeit, ihn baldigst abzusenden und ihm genugsame Pappen und Goldpapiere mitzugeben.

Was den Anbau der Garderobe betrifft, so überlasse ich solchen völlig Ihrem Ermessen, da Ihnen die Lage sowie die Bedürfnisse besser als mir bekannt sind. Eine Erweiterung des Raums und eine Separation der ungleichen Teile wird von Vorteil sein.

Von unsern neuen Akquisitionen, von den Einnahmen und übrigen Vorfallenheiten werden die Wöchner Rechenschaft geben, vielleicht füge ich auch noch eine Beilage hinzu.

Was mein Befinden betrifft, so läßt sich nicht viel davon sagen. Es ist wahr, es haben sich meine Umstände bedeutend geändert, ob aber dieser Weg zum Bessern und Besten führt? Darüber mag ich nicht zu früh frohlocken. Ich danke von Herzen für Ihren Antheil und wünsche auch um unserer gemeinsamen Geschäfte willen mir für die nächste Zeit ein besseres Befinden.

Was sagen Sie zu dem Aufruf im Reichsanzeiger? Ich lege einen Entwurf bei, wie man etwa antworten könnte. Finden Ew. Wohlgeb. diese Erklärung der Sache gemäß, so können Sie solche im Namen der Commission nach Gotha ergehen lassen. Vielleicht fragen Sie den Herrn Regierungsrat, dem ich mich bestens empfehle.

Indem ich einen solchen Aufsatz machen will, finde ich doch mancherlei Bedenken dabei, und kann daher diese Sache wohl bis zu einem baldigen Wiedersehen beruhen.

Ew. Wohlgeb. habe auch noch zu danken, daß Sie sich bei Einweihung des Schießhauses auf mancherlei Weise gefällig erwiesen.

Haben Sie denn niemand vertrautes in Wilhelmsthal, um ihn nach Liebenstein an den Bassisten zu schicken und mit ihm negotiiren zu lassen? Auch geht ja von Weimar soviel immer hin und wieder. Eine gute Stimme ist gar zu viel wert, als daß man sich nicht nach ihr näher erkundigen und sie zu acquiriren suchen sollte. Auch hier macht Dirzka, so unbeholfen er ist, durch seine Stimme im gebildeten Publicum gute Sensation.

Nächstens mehr, wenn ich wieder einigermaßen im Gleichen bin. Der Hallische Aufenthalt und die Gallischen Vorlesungen haben mich aus aller Richte gebracht.

Das beste Lebewohl.

Lauchst. d. 22. Jul. 1805. Goethe.

Der hier mitgeteilte Brief Goethes an seinen Mitarbeiter in der Theaterleitung, Hofkammerrat Franz Kirms, dem das rein Geschäftliche unterstand, hat sich in einem Faszikel der Theaterakten 'Den Aufenthalt des Hoftheaters zu Lauchstädt 1805 betr.' bisher versteckt gehalten. Er ist bis „gefällig erwiesen" (Schluß des 7. Absatzes) von Schreiberhand, von da ab von Goethe selbst geschrieben.

Goethe war in Begleitung Christianens am 3. Juli 1805 nach Lauchstädt gekommen zur Besorgung einiger kleiner, das dortige Theater betreffender Geschäfte, in der Hauptsache aber, um dem großen Philologen und Altertumsforscher in Halle, Friedrich August Wolf, der ihn kurz vorher in Weimar besucht hatte, einen Gegenbesuch zu machen. Nach kurzem Aufenthalt in Lauchstädt fuhr er nach Halle, wo er auch die Vorlesungen des berühmten Phrenologen Gall über die Schädellehre eifrig besuchte und auch Galls persönliche Bekanntschaft machte. Wie einflußreich dieser Aufenthalt auf ihn gewesen, zeigt die ausführliche Schilderung, die er ihm in den 'Tag- und Jahresheften' widmete. Der junge Eichendorff, der damals in Halle studierte, berichtet über den Besuch der Gallschen Vorlesungen in seinem Tagebuch unter dem 8. Juli: „Seine Exzellenz der Herr v. Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstädt genoß, logierte nämlich, solange die Vorlesungen des Galls währten, hier beim Prof. Wolf und besuchte täglich das Schädelkollegium (von 6—8 abends), wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie dieses großen Mannes und die Art seines Umganges, die wir jedesmal nach geendigter Vorlesung auch beobachten konnten, unserer Seele einzuprägen." ('Tagebücher des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Mit

Vorwort und Anmerkungen von Wilh. Kosch.' Regensburg o. J. S. 103.) — Das bedeutendste theatralische Geschäft, das Goethen nach der Rückkehr nach Lauchstädt oblag, war die Totenfeier für Schiller, bestehend in der szenischen Darstellung des Glockengusses, wobei Schillers Gedicht von verschiedenen Mitgliedern des Theaters gesprochen wurde; daran schloß sich Goethes 'Epilog zu Schillers Glocke'. Die Feier fand am 11. August statt. Der Hof- und Theatermaler Johann Friedrich Karl Heideloff sollte aus Weimar Pappen und Goldpapier zur Herstellung einer Glocke bringen. Diese wurde aber auf Anraten des Regisseurs Genast von einem Lauchstädter Künstler mit dort erstandenen Materialien verfertigt. Die Zeichnung dazu hatte Heinrich Meyer nach einem Entwurf Goethes gemacht (vgl. 'Goethes Briefwechsel mit Heinr. Meyer', herausg. von Max Hecker, Schriften der Goethe-Gesellschaft 34, 168 u. 170). — Die neuen Acquisitionen sind: die Damen Elsermann und Engels, die Herren Deny und Lorzing, die in Lauchstädt debütierten. Darüber berichtet Genast an Kirms mit lobenden Worten. — In der ersten Hälfte des Jahres 1805 hatte Goethe unter mancherlei körperlichen Gebrechen zu leiden; Schillers Tod verursachte, daß er von allen seinen Übeln doppelt und dreifach angefallen wurde. Sowohl in Lauchstädt wie in Halle hatte er unter erneuten Anfällen seiner Krankheit zu leiden, die er in den 'Tag- und Jahresheften' als „Paroxysmus eines herkömmlichen Übels, das von den Nieren ausgehend, sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte," bezeichnet. In Halle gab er sich in Behandlung des Bergrats und Professors Reil, eines hervorragenden Arztes. „Reil, der große Arzt, will ihn sicher kurieren und behauptet, daß es nichts zu bedeuten habe, er wird zum Teil andere Mittel brauchen", schreibt Genast aus Lauchstädt an Kirms am 15. Juli (vgl. auch Wolfs Brief an Goethe vom 10. September, 'Goethe-Jahrbuch' 27, 37). — In Nr. 176 des in Gotha erscheinenden 'Kaiserlich privilegierten Reichs-Anzeigers', 6. Juli 1805, war unter der Überschrift „Wollen wir Schillern nicht ein Denkmal stiften?" der Brief eines Ungenannten an den Herausgeber des 'Reichs-Anzeigers' R. Z. Becker abgedruckt worden, worin vorgeschlagen wurde, daß an einem von letzterem festzusetzenden Tage alle Bühnen Deutschlands eine Vorstellung zu Schillers Andenken geben sollten; von dem Reinertrag sollten fünf Sechstel an Schillers Hinterlassene kommen, von dem Rest sollte in Schillers Vaterstadt ein Monument im Namen Deutschlands errichtet werden. Becker erklärte sich in einem Nachwort zur Übernahme aller der Ausführung dieser Idee dienenden Arbeiten bereit und bestimmte den 10. November als Schillers Geburtstag zur Aufführung beliebiger Schillerscher Stücke an sämtlichen deutschen Bühnen. Das zu Marbach zu errichtende Denkmal betreffend, sollten „solche deutsche Künstler und Kunstfreunde, die in Schillers eigentümlichen Geist eingedrungen sind," zu Rate gezogen werden, und der mit ihrem Beistand zu ent-

werfende Plan sollte dem Publikum vorgelegt werden. Aber schon ehe es dazu kam, war der Bildhauer Doell in Gotha, bekannt durch sein Euphrosynen-Denkmal in Weimar, vom 'Reichs-Anzeiger' aufgefordert worden, einen Entwurf für das Denkmal zu verfertigen (H. Meyer an Goethe, Mitte Juli 1805, a. a. O. S. 170). Doch wurde der Denkmalsplan ganz fallen gelassen. In Nr. 283 des 'Reichs-Anzeigers' teilt Becker mit, der Denkmalsgedanke habe „aus guten Gründen" keinen Beifall gefunden. Es solle der ganze von den Bühnen eingehende Betrag zum Ankauf eines Landgutes oder Gütchens in einer „schönen, womöglich romantischen" Gegend verwendet und daraus ein Fideikommiß für Schillers Nachkommen gemacht werden. Goethes nicht zustande gekommene Erklärung, die wohl irgendeinem Mißbehagen über den Aufruf Ausdruck geben sollte, würde wohl auch auf seine Absicht, dem Freunde auf dem Weimarischen Theater und in Lauchstädt eine Totenfeier zu bereiten, hingewiesen haben. — Das neue, von dem Berliner Architekten Gentz erbaute Schießhaus der Weimarischen Büchsenschützen-Gesellschaft wurde am 14. Juli mit einem großen Fest eingeweiht (vgl. Meyer an Goethe a. a. O. S. 167 und 169). „Herr Hofkammerrat Kirms", schreibt Meyer, „hat überhaupt sehr guten Willen und Dienstfertigkeit bei dieser Gelegenheit bewiesen und verdiente daher wohl, daß . . . Sie ihm es freundlich gedenken". — Der Bassist ist Johann Heinrich Stromeyer, der erst am 22. März 1806 in „Das unterbrochene Opferfest" debütierte und nachmals als Freund der Karoline Jagemann auf die Leitung des Theaters, besonders nach Goethes Abgang, großen Einfluß ausübte (vgl. Wahle, 'Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung' S. 205 ff. u. ö. und 'Die Erinnerungen der Karoline Jagemann', herausg. von E. v. Bamberg, an verschiedenen Stellen). Karl August hatte ihn Kirms empfohlen; er sei ein miserabler Akteur, könne aber ein guter Sänger werden (Brief an Goethe 27. Juli 1805, Briefwechsel herausg. von Wahl 1, 334), worauf Goethe am 10. August antwortet: „Eine gute Stimme ist eine große Gabe des Himmels. Einige notdürftige theatralische Bewegungen wird man ihm ja wohl auch einlernen können."

2. Ein Brief Goethes an Amtmann Rothe.

Hochwohlgeborner,

Insonders hochzuverehrender Herr.

Von Ew. Hochwohlgebornen mir schon früher bekannten Gefälligkeit darf ich hoffen, daß Gegenwärtiges eine gleichfalls geneigte Aufnahme finden werde. Die Veranlassung zu demselben ist eine unterthänigste Bitte, welche an Ihro Kurfürstliche Durchlaucht zu Sachsen von Seiten Fürstlicher zum hiesigen Hof-

theater verordneten Commission um gnädigste Verlängerung der Concession für Lauchstädt vor kurzem ergangen.

Wenn nun die hiesige Gesellschaft bisher sowohl durch ihr Betragen an jenem Ort sich, so viel wir wissen, genugsam empfohlen als auch durch ein sorgfältiges Spiel ausgewählter Stücke sich Ehre gemacht und einen nicht geringen Zufluß von Fremden herbeigezogen, nicht weniger das mit viel Beschwerden und Kosten errichtete Schauspielhaus eine bedeutende, alle Rücksicht verdienende Unternehmung war, so können wir einer gnädigsten Gewährung unsres gegründeten Gesuches wohl mit Hoffnung entgegensehen, wobei wir uns jedoch wohl bescheiden, daß ein motiviertes gutes Zeugniß der einsichtsvollen näheren Behörden der Angelegenheit die günstigste Wendung geben kann.

Im Namen Fürstlicher Commission nehme ich mir daher die Freiheit, Ew. Hochwohlgeboren gehorsamst zu ersuchen, dieses billige Gesuch nach eigner Überzeugung umsomehr zu unterstützen, als eine frühzeitige Gewißheit einer fortgesetzten Concession für uns höchst wünschenswert ist, indem eine solche theatralische Anstalt nur durch mancherlei Vorarbeit, durch Vorsorge für die Zukunft und eine stetige Consequenz der Behandlung erhalten und verbessert werden kann, wovon, wie wir uns schmeicheln dürfen, unser Theater seit mehrern Jahren schon zum sprechenden Beweise dienen kann. Der ich, diese Angelegenheit und mich selbst bestens empfehlend, die Ehre habe mich mit vorzüglicher Hochachtung zu unterzeichnen.

W., den 23. September 1806. G.

Auch dieser Brief (Konzept von Riemers Hand, Datum und Unterschrift von Kirms zugesetzt) erscheint hier als Nachzügler aus den im Archiv befindlichen Theaterakten. Er ist wahrscheinlich an den Amtmann Rothe in Lauchstädt gerichtet. Das Gesuch der Hoftheaterkommission an den Kurfürsten von Sachsen um Verlängerung der bis 1811 laufenden Konzession auf weitere 12 Jahre ist bei A. Doebber, 'Lauchstädt und Weimar', Berlin 1908, S. 174f. abgedruckt.

3. Ein Brief Herders an Goethe.

. . . So fing ich an; ich habe aber weiterhin nichts zu bemerken gefunden. Alles ist höchst klar und deutlich. Ich wünschte,

daß die Sache weiter geführt wäre. Du giebst uns deine rein zubereiteten Speisen in zu kleinen Bissen; dies ist von Anfang an meine Klage gewesen. Es giebt der Wahrheit eine eigne Stärke, wenn sie fort- und fortgeführt wird, so weit man kann. Doch auch für diesen Bissen meinen besten Dank. Er ist nicht weiß, wie Koth, Asche und Mörtel; in ihm erscheinen alle Farben rein und schön. Verzeihe das Graue des Papiers; —

Sonderbar ist und bleibts doch, daß

Weiß und Schwarz in Mischung (a + b)

eben das, was die schönsten Farben gemischt, Grau (m m) geben. Also

$$\overline{a + b} = x + y + z = m\,m.$$

Mithin, wird der Newtonianer sagen, steckt in a + b, was in x + y + z steckt. Diese sind gesonderte Nuancen (Stufungen), wenn ich auch Brechungen nicht sagen mag, von jenem. Licht ist der reinste Stellvertreter des Weißen, Schwarz die völligste Negation pp., also stecken in Licht, durch Schwarz modificirt, alle, auch die reinsten Farben; nur daß der Färber und Chemiker sie nicht herausbringen kann. Q. E. D. — Du wirst dem Zweifel leicht begegnen. H.

Dieses Fragment eines Briefes Herders an Goethe ist eingeheftet in ein Faszikel des Goethe- und Schiller-Archivs, das die Aufschrift trägt: 'Neuere und älteste Papiere zur Farbenlehre', worin Auszüge aus Werken über Farbenlehre, auf letztere bezügliche Briefe Goethes im Konzept, Briefe an Goethe (von Lichtenberg, v. Dalberg), Besprechungen der 'Beiträge zur Optik' und ähnliches vereinigt sind. Herders Niederschrift, auf rauhem grauem Konzeptpapier geschrieben, bildet offenbar den zweiten Teil eines Briefes, dessen erste Hälfte beim Einheften abgeschnitten worden ist. Sie nimmt Bezug auf Goethes Abhandlung 'Versuch die Elemente der Farbenlehre zu entdecken' (Naturwiss. Schriften 5 I S. 127—157), deren Abfassungszeit in den Schluß des Jahres 1793 fällt (vgl. ebenda S. 458). Diese wurde zu Lebzeiten Goethes nicht gedruckt, doch sind Abschriften davon an auswärtige Gelehrte verschickt worden, so an Lichtenberg in Göttingen (vgl. Goethes Brief an ihn vom 29. Dezember 1793), an den Koadjutor v. Dalberg (Brief vom 19. März 1794, vgl. auch die Hempelsche Goethe-Ausgabe 35, 532 f. Dalbergs Bemerkungen dazu befinden sich in dem genannten Faszikel). In Weimar erhielt außer Herder auch Knebel Kenntnis davon (vgl. Hempel S. 533). Der 'Versuch' be-

handelt in der Hauptsache das Problem der Farbenmischung und kommt zu dem Resultat, daß sowohl Weiß und Schwarz als auch die reinen Farben gemischt Grau ergeben. Im § 39 führt Goethe eine Stelle aus Newton an, daß aus der Vermischung farbiger Pulver „eine graue oder dunkle Mittelfarbe wie die Farbe der Nägel, der Asche, der Steine, des Mörtels, des Kotes und dergleichen" sich ergebe, was Goethe im folgenden Paragraphen zu der Frage veranlaßt, „welchem Beobachter und Theoristen unsrer Zeit man erlauben würde zu sagen: weiß wie Asche, Mörtel und Kot."

4. Eine biographische Betrachtung Goethes.

Es ist bekannt, welch leidenschaftliche Teilnahme Goethe von Jugend auf allem Biographischen zuwandte. Das Wohlgefallen an dem Besonderen im Wesen und in den Schicksalen mehr oder weniger bedeutender oder eigenartiger Persönlichkeiten zieht sich durch sein ganzes Leben hindurch. Ja er gibt gelegentlich der Biographie den Vorrang vor der Geschichte, die gegenüber der Fähigkeit jener, das vergangene Leben mehr oder weniger wirklich oder im ausführlichen Bilde wieder hervorzubringen, immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Totengruft habe. So beschäftigte er sich, aufnehmend und gestaltend, mit den Lebensläufen verschiedenartiger Menschen und legte sich auch eine kleine Sammlung von biographischen Niederschriften merkwürdiger Persönlichkeiten in der Nähe und Ferne und von solchen über sie an, die sich unter der Bezeichnung 'Fremd-Biographisches' teilweise noch in seinem Nachlaß erhalten hat. Darunter befindet sich auch ein Folioblatt mit dem von unbekannter Hand geschriebenen kurzen Lebensabriß des jüdischen Sektierers Jakob Frank, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in verschiedenen Teilen Europas als Jude, und zwar als Oberhaupt der weitverbreiteten Sekte der Sabbathianer, dann aber auch als Mohamedaner und schließlich als Christ ein geheimnisvoll-abenteuerliches, nicht ganz sauberes Dasein führte. (Vgl. über ihn 'Allgemeine Deutsche Biographie' 7, 250ff.) Phantastisches und Schwindelhaftes, Religiöses und Irdisch-Gemeines mischt sich in diesem absonderlichen Leben, und so mußte Goethe bei Betrachtung dieser Lebensumstände der Gedanke an Cagliostro kommen, mit dem er sich gerade damals beschäftigte. Dasselbe Problem, das er im 'Großkophta' behandelt hatte, lag auch hier vor: wie nämlich ein solcher Mensch Einfluß auf die Menge gewinnt und diese auf Grund ihrer Leichtgläubigkeit wie ihres Hanges zur Mystik auszubeuten versteht. Das Blatt ist „Darmstadt, den 2. Sept. 1791" datiert, Goethe erhielt es also kurz nach der Vollendung des 'Großkophta'. Frank starb wenige Wochen darauf, im Dezember. Der Bericht behandelt nur die letzte Wegstrecke seines Lebens. Er hatte sich in Offenbach niedergelassen und lebte da von seinem eigenen großen Vermögen und dem Zuschuß seiner Sekte, der er

7*

trotz der Taufe im geheimen immer noch anhing, auf großem Fuße. Es wird berichtet, daß er 800 Leute, viele darunter aus Polen, wo er selbst herstammte, um sich gehabt habe, von denen er, da alle dort nicht unterzubringen waren, einen Teil nach der Brüdergemeinde Herrnhag geschickt habe. „Die Subordination unter seinen Leuten ist außerordentlich stark, und er behandelt sie sehr streng. Seine sogenannte Leibgarde ... ist sehr prächtig gekleidet, aber auch das ist Maskerade, und wer heute als wohlhabender Offizier, von Golde starrend, dem großen Herrn Frank die Fliegen wehte, der zieht oft morgen als Gemeiner auf die Wacht."

An den Schluß des Blattes, wo diese Mitteilungen stehen, hat Goethe mit Tinte die nachfolgende Niederschrift gesetzt. Sie fällt, wie bereits erwähnt, in die Zeit kurz nach Vollendung des 'Großkophta'; denn es ist anzunehmen, daß er sie gleich nach der Lektüre von Franks Lebenslauf niedergeschrieben hat.

Die Beschränckheit worin die Menschen leben, der Druck der mehr oder weniger auf ihnen liegt, macht sie alle wo nicht immer doch sehr oft hülfsbedürftig und da die ächten, nächsten, vernünftigen Mittel der Hülfe oft fehlen, so ist es kein Wunder, daß die Sehnsucht sich nach fernen, unächten, unvernünftigen Mitteln umsehe. Es ist deßhalb einem Menschen so leicht eine große Anzahl an sich zu ziehen und zu beherrschen, wenn er nur ihrer dringenden Noth abzuhelfen und ihre Übel mit Hoffnung zu lindern versteht. Wir sehen daher kaum Einen Großkophtha entlarvt ja eingesperrt, so sehen wir schon einen andern wieder entstehen. Und da nun einmal diese Geschöpfe aus der sittlichen Welt nicht zu vertilgen sind, so ist es wenigstens räthlich, von ihnen so viel man kann sich zu unterrichten und ihre Wirckungen wo nicht im Ganzen doch in der Nähe zu hindern.

Unveröffentlichte Briefe der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar

Mitgeteilt von Anna Weinberg (Moskau)

Im Staatsarchiv zu Moskau befindet sich eine Reihe in französischer Sprache abgefaßter Briefe der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, der Gattin Karl Augusts, gerichtet an Paul I. von Rußland zur Zeit, als er noch Großfürst und ihr Schwager war.[1])

Kaiser Paul I. von Rußland (geboren 1754, Kaiser 1796—1801) war in erster Ehe mit Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt verheiratet. Prinzessin Wilhelmine und ihre Schwestern, Prinzessin Luise, die spätere Herzogin von Sachsen-Weimar, und Prinzessin Amalie Friederike, die nachmalige Markgräfin von Baden-Durlach, waren Töchter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt.[2]) Ihre Mutter, Landgräfin Karoline, die „große Landgräfin", wie sie genannt wurde, bildete den seelischen Mittelpunkt jenes Darmstädter Kreises von Dichtern und Gelehrten, von dem uns Goethe eingehend im zwölften Buche von 'Dichtung und Wahrheit' erzählt.

Als Großfürst Paul, der einzige Sohn und Thronerbe Katharinas II., ins heiratsfähige Alter gekommen war, beauftragte seine Mutter den dänischen Gesandten am russischen Hofe, den Freiherrn v. Assebung, für ihren Nachfolger an den deutschen Fürstenhöfen nach einer Lebensgefährtin Umschau zu halten. Zu diesem Zwecke besuchte Asseburg die Residenzen der lutherischen Kleinfürsten (eine Katholikin hatte die Kaiserin im voraus abgelehnt), in denen es Prinzessinnen gab, die dem Alter des Großfürsten entsprachen. Es kamen anfangs drei Prinzessinnen in Betracht: Sophie Dorothea von Württemberg, Luise von Sachsen-Gotha und Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, deren Bildnisse von dem ge-

[1]) Diese Briefe wurden mit dem Hausarchiv der Zaren, zu dem sie gehören, zu Anfang der Revolution aus Petersburg nach Moskau gebracht und befinden sich nun im Archiv des früheren Justizministeriums.

[2]) Die älteste Tochter des Landgrafenpaares, Karoline, war an den Prinzen von Hessen-Homburg verheiratet, die zweite, Prinzessin Friederike, an den Neffen Friedrichs des Großen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

wissenhaften Heiratsvermittler der Kaiserin übersandt wurden. Die Wahl fiel nach langem Überlegen auf die mittlere Tochter des Hessen-Darmstädtischen Landgrafenpaares Wilhelmine; denn Sophie Dorothea, welche eigentlich am meisten den Wünschen der Kaiserin entsprochen hätte, zählte erst zwölf Jahre, und auch auf Luise von Sachsen-Gotha hatte man verzichten müssen, weil sie zum orthodoxen Glauben nicht übertreten wollte, was im Falle einer Heirat zur Bedingung gestellt wurde.

Asseburg schickte der Zarin auf ihren Wunsch ein zweites Bildnis der hessischen Prinzessin. Wilhelmine ist darauf lebensgroß in einem graugrünen Kleide, kleinstädtisch-bescheiden, dargestellt. Dieses Gemälde, von einem unbekannten Meister in Öl ausgeführt, befindet sich heute noch im Schlosse Gatschina bei Petersburg.

Die Kaiserin scheint sich aber nicht ohne weiteres dem Geschmacke Asseburgs anvertraut zu haben. Sie beschloß, Prinzessin Wilhelmine, ebenso ihre beiden Schwestern Luise und Amalie Friederike persönlich kennenzulernen, um dann entweder selbständig die Wahl zwischen den dreien zu treffen oder, falls keine von ihnen ihr zusagen sollte, auf die Landgrafentöchter zu verzichten. Deshalb läßt sie ihren Staatsminister, der zugleich Erzieher ihres Sohnes ist, den Grafen Nikita Jwanowitsch Panin, an Asseburg folgendes Schreiben richten:

„... En vous annonçant, mon cher ami, cette résolution de l'Impératrice, je vous conjure de mon côté, d'employer au plutôt tout votre savoir-faire, pour persuader Mde. la Landgrave de Darmstadt d'entreprendre le voyage de Russie avec ses trois filles, et sans engager la parole de S. M. pour aucune des trois, vous pourrez toujours lui faire envisager, qu'il faudrait une fatalité inouie pour qu'aucune d'entre elles n'emporta le suffrage de l'auguste mère conjointement avec celui de son fils qui s'aiment si tendrement; en y ajoutant de plus que cet empressement de Mde. la Landgrave à remplir un désir si juste, ravira S. M. et en lui captivant la reconnaissance d'une souveraine magnanime et généreuse, satisfera en même temps à sa tendresse et à ses sentimens de mère, qui doivent lui être communs à S. M. I.“[1])

Die Landgräfin und ihr Gemahl beschließen, der Aufforderung Katharinas Folge zu leisten, weisen aber Asseburg auf ihre spärlichen Einkünfte hin, welche ihnen eine derartige Reise nicht gestatten.

Die Kaiserin überweist daher 80000 Gulden an den Landgrafenhof und entsendet nach Lübeck zur Überfahrt der hessischen Gäste drei Fregatten, von denen diejenige, in welcher sich die Fürstlichkeiten befinden, von dem persönlichen Freunde des Großfürsten Paul, dem Grafen Andreas Razumofsky) befehligt wird.

---

[1]) Asseburg, 'Denkwürdigkeiten' Berlin 1842, S. 258.

[2]) Graf Andreas Razumofsky (1752—1836), Sohn des Hetmanns von Kleinrußland Kyrill Razumofsky, Schüler Schlözers, beendete seine

Vor der Abfahrt hatte die Landgräfin, gewissermaßen als Antwort auf den Brief Panins, an Assèburg geschrieben[1]):

„. . . Oui, Monsieur, j'aurai le courage de revenir de St. Petersbourg avec mes trois filles plutôt que de rendre l'une ou l'autre malheureuse; je n'ai point été mère barbare jusqu'à présent, et jamais je la deviendrai."

Mit Ungeduld erwartete Kaiserin Katharina ihre Gäste. Ihr letztes Schreiben an die Landgräfin schließt mit den Worten[2]):

„Venez, Madame, venez, je vous attends avec impatience; soyez assurée du vif désir que j'ai de vous voir avec les trois princesses vos filles dans ma cour, dont vous allez faire les délices. Je me fais une fête de vous y recevoir, de faire votre connaissance et de vous donner des marques de mon empressement, à vous témoigner l'estime et l'amitié, avec laquelle je suis, Madame ma Cousine,

de Votre Altesse
la bonne Cousine
Cathérine."

Bis Reval machte die Landgräfin mit ihren Töchtern die Fahrt zu Wasser und setzte sie dann zu Lande nach Petersburg fort.[3]) Neben der Hauptstadt, in dem späteren kaiserlichen Landsitze Gatschina, der damals noch dem Fürsten Grigorij Orloff, dem Günstlinge Katharinas, gehörte, wurden die Gäste von der Kaiserin herzlich begrüßt. Darauf fuhr man in einer sechssitzigen Karosse nach Zarskoje Sselo, woher ihnen Großfürst Paul Petrowitz auf halbem Wege entgegenkam.

Das geschah im Juni des Jahres 1773. Nach zwei Monaten, also Ende August, schrieb Katharina bereits an Assèburg[4]):

„. . . Vous êtes instruit de mon choix et de celui de mon fils; la princesse Wilhelmine a emporté la pomme; vous savez que cette princesse a embrassé la religion grecque, qu'elle a été nommée Natalie

---

Studien an der Straßburger Universität und war bekannt durch seinen Leichtsinn und seine glänzende Lebensweise.

[1]) Assèburg, 'Denkwürdigkeiten', S. 262.

[2]) Ebenda S. 263.

[3]) Zum Gefolge der landgräflichen Familie gehörte unter anderen auch Kriegsrat Merck, der Freund Goethes. 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 28, 203 f.): „. . . die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn [Merck] auf ihrer Reise nach Petersburg in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren."

[4]) Assèburg, 'Denkwürdigkeiten', S. 284.

Alexewna, que le lendemain elle a été fiancée, qu'elle porte depuis ce moment le titre de Grande Duchesse, que l'heureux moment des noces s'approche, j'en ai fixé le terme à la fin de Septembre."

Ende September 1773 feierte man die Vermählung[1]) des Großfürsten Paul und der Großfürstin Natalja Alexejewna. Katharina beschenkte kaiserlich die landgräfliche Familie. Die Mutter der Neuvermählten erhielt 20000 Rubel zur Rückreise, außerdem die Summe von 10000 Rubeln, auch Brillanten und Zobelpelze; jede der Schwestern wurde mit 50000 Rubeln zu ihrer künftigen Mitgift und mit reichem Schmuck bedacht. An Schmuck und Geldgeschenken für das Gefolge fehlte es nicht. Ende Oktober wurde die Heimreise angetreten.

Während dieser wenigen Monate nun hat sich zwischen Großfürst Paul und seiner Schwägerin, der Prinzessin Luise von Darmstadt, jenes freundschaftliche Verhältnis entwickelt, das sich in den nachfolgenden Briefen widerspiegelt. Es sind ihrer elf, in mangelhaftem Französisch abgefaßt[2]); sie erstrecken sich über die Jahre 1774—1776.

Der erste Brief

Le peu de mots que vous avoit bien voulut m'adresser, monseigneur, m'ont causé une joye bien sincère, voiant par la que Votre Altesse ne m'a point encore oublié et qu'elle m'honore meme de Son amitié, qui m'est certainément bien chere; j'ose vous supplier de vouloir me la continuer, c'est toujour avec une vraie satisfaction que je pense avoir eûe l'honneur de faire vôtre connoissance, Monseigneur, ce ne sont point de fades Compliment que je fait la, mais c'est mon Coeur qui sache, et qui ose vous supplier de vouloir bien me conserver les sentiments d'amitié que vôtre Altesse a bien voulut me temoigner pendant les derniers tems, et de me croire pour la vie de vôtre Altesse Imperiale, la tres humble et obéissante servante Louise.

Der zweite Brief

À Darmstadt ce 5 fevrier n/st. 1774.

Chaque fois que j'ai l'honneur de recevoir des nouvelles de Votre Altesse Imperiale, c'est un nouveau plaisir pour moi.

[1]) Zur Vermählung des Großfürstenpaares traf im September in Petersburg auch der zum landgräflichen Gefolge zählende Schriftsteller Friedrich Melchior Grimm ein, mit dem Katharina bis zu ihrem Tode in regem Briefwechsel geblieben ist.

[2]) Schreibung und Zeichensetzung der Originale sind beibehalten.



Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt
(Unbekannter Maler. Schloß Gatschina bei Petersburg)



L'assurance que vous me donnez Monseigneur dans vôtre lettre et dans celle que vous avoit écrite à Ma Mère, de la continuation de vôtre amitié pour moi, me comble de joye et de reconnoissance.

Vous voulez bien encore vous ressouvenir des moments que nous avonts passé ensemble, les moments ne m'étoit jamais aussy cher que vers la fin de nôtre sejour à Petersbourg. C'est alors seulement que nous commencames à nous bien connoitre, et Vôtre Altesse Imperiale avoit la bonté de me dire mes verités, et elle permettroit aussy que Je Lui dise les Siennes.

Vous aviez aussi la bonté de me dire, Monseigneur, que vous vous repentiez les vivacités que vous aviez eû quelquefois envers moi. Ce seroit bien à moi d'en faire milles excuses; peut-être que tres souvent j'y donnoit le plus de sujet; Je m'en repentirois sans cesse et me le reprocheroit toujours.

Vous me faites l'honneur de me parler rondement dans Vôtre lettre, et cela parceque je l'aime, vous avoit bien raison, Monseigneur; Je pense que Vôtre Intention étoit de flatter mon amour propre en me disant qu'en me faisant connoitre Je me faisois estimer, vous y aviez reussie tout à fait.

Une satisfaction bien grande et douce pour moi seroit celle d'avoir un Jour le bonheur de faire ma Cour à Vôtre Altesse; J'ignore si vous n'en seriez pas faché Monseigneur. En attendant ce moment heureux qui n'arivera peut-etre jamais; J'ai l'honneur de me dire avec toute la Consideration possible et l'amitié la plus tendre

Votre tres humble servante
et belle-soeur. Louise pr. de Hesse.

Si vous en trouvez l'occasion Monseigneur oserai je vous supplier de vouloir me mettre au pied de Sa Majesté? Et J'ose vous prier en meme tems d'assurer ma Soeur de toute ma tendre amitié pour elle. Je voudroit savoir si elle trouve cette lettre aussi touchante que celle que Votre Altesse Imperiale m'a fait l'honneur de m'écrire.

Der dritte Brief

ist eine Antwort auf den Beileidsbrief des Großfürsten Paul an Prinzessin Luise anläßlich des Ablebens ihrer Mutter sowie ihrer Großmutter mütterlicherseits, der Herzogin von Zweibrücken. Schon in Petersburg hatte Landgräfin Karoline über Atemnot und Herzschwäche geklagt. Die Trennung von ihrer Tochter und die weite, beschwerliche Reise verschlimmerten schnell ihr Übel. Am 25. März 1774, fünf Tage nach ihrer Mutter, schied sie aus dem Leben.[1])

à Darmstadt ce 6/25 May/avril 1774.

Par la lettre que vous m'aves fait l'honneur de m'écrire, Monseigneur, vous prouvez bien votre attachement pour feu ma Mère et Grand Mere, vous n'ignorez plus la mort de ces deux Jncomparables femmes qui auroit meriter de vivre eternellement.

Les derniers tems de la maladie de ma Mère, je reprennoit esperance et me flattoit pouvoir bientôt annoncer à Vôtre Altesse Imperiale son parfait retablîssement, mais que cela changea vite! Le coup etoit cruel et jamais il y en eüt de pareil. Je souhaite de tout mon Coeur que ces malheurs n'aient point attin vôtre Santé, Monseigneur, n'y celle de ma Soeur! J'envie le Bonheur que Monsieur de Riedesel[2]) a. Il vous voit et moi J'e n'aurai peut etre cette Satisfaction de la vie. Je vous supplie, Monseigneur, de me conserver Vôtre amitié et Bonté et d'être toujour persuader du tendre attachement avec lequel j'ai l'honneur d'etre

de Vôtre Altesse Imperiale
La très humble et tres obeissante Servante
et belle soeur. Louise Princesse de Hesse.

Ma Soeur Amelie me charge de vous présenter ses hommages.

---

[1]) Auch auf Kaiserin Katharina hat der Tod der Landgräfin einen tiefen Eindruck gemacht. Am 25. April 1774 schreibt sie an Grimm: ‚Cette landgrave était une femme unique: comme elle a su mourir! Quand mon tour viendra, je tâcherai de l'imiter et je chasserai comme elle tous les pleureurs d'auprès de moi."

[2]) Herr v. Riedesel gehörte zum Gefolge der Landgräfin während ihrer Reise nach Rußland und begab sich nun abermals mit Briefen dorthin.

Großfürstin Natalja Alexejewna wurde nach ihrer Heirat der Mittelpunkt des Petersburger Hofes, der Liebling der Kaiserin. Großfürst Paul, der nie aufrichtige Liebe und Zärtlichkeit, auch nicht von seiten seiner Mutter, gekannt hatte, zählt sich jetzt zu den glücklichsten Menschen. Katharina unterläßt es nicht, selbst ihren Freunden im Auslande zu berichten, wie sehr sie ihre Schwiegertochter ins Herz geschlossen habe. Doch bald tauchen Schatten auf. Graf Andreas Razumofsky, derselbe, welcher die landgräfliche Familie aus Lübeck nach Rußland begleitet hatte, gehört zu den vertrautesten Freunden des Großfürstenpaares. Bald beginnt man über zarte Beziehungen zwischen ihm und Natalja Alexejewna zu munkeln; allmählich wird ihr Verhältnis zum Tagesgespräch der Hofkreise. Man ist empört über das Betragen der Großfürstin und versucht, dem Gatten die Sachlage klarzumachen. Aber vergebens: er schenkt den Gerüchten keinen Glauben. Die Großfürstin gilt als hochmütig, herrschsüchtig und flatterhaft. Sie macht keine Anstalten, sich die Landessprache anzueignen, um dadurch an Volkstümlichkeit zu gewinnen, wie es einst Katharina II. getan, als sie, ebenfalls als eine kleine deutsche Prinzessin, an den Kaiserhof gekommen war. Was das Schlimmste aber war: Natalja Alexejewna kränkelte beständig und gab dem Lande vorläufig keine Hoffnung auf den gewünschten Thronerben.

Katharina fürchtete vor allem in ihrer Schwiegertochter deren ausgesprochene Herrschsucht; sie witterte beständig rebellische Absichten des Kleinen Hofes mit den Grafen Razumofsky und Panin an der Spitze.

Unterdessen heiratet die ältere der beiden hessischen Prinzessinnen, Amalie Friederike, den damaligen Erbprinzen, späteren Markgrafen Karl Ludwig von Baden-Durlach. Prinzessin Luise weilt bei den Neuvermählten in Karlsruhe und schreibt von dort an den Großfürsten.

Der vierte Brief

à Carlsruhe en $\frac{31}{20}$ Juillet 1774.

Que ne vous dois je, Monseigneur, vous avez eu la bonté de me donner des nouvelles de ma Soeur, pour laquelle j'étoit extremement inquiete; j'ai étoit enchantée d'aprendre par la lettre que ses saignements de nez avait cessés. Nous sommes ici depuis une quinzaine de jours, les noces d'Amelie se ferait le vendredi lendemain de nôtre arrivé, je me flatte qu'elle sera heureuse le prince pensant au mieux. Je songais après l'arrivé de Monsieur de Riedesel, Je le questionnerai si bien, et surtout Je le demanderoit de vos nouvelles Monseigneur et de celles de ma Soeur; Amelie me charge de présenter des

tendres homages à Vôtre Altesse Imperiale. J'ignore . . .[1]), Monsieur de Rathsamhausen . . .[1]) peut être sont-ils encore au bain de Carlsbad! au moins le voyage ne les fatiguera . . .[1]) voilà trois mois qu'ils sont en chemin — excuséz cet horrible griffonage, Monseigneur; mais en verité le chaud est excessif il m'empeche d'ecrire mieu. La santé de ma soeur m'inquiete, j'ai parlé de ses saignements de nez au medecin Leuchsenring[2]), qui la connoit de son enfance, il desire fort, qu'elle ne s'echauffe point et surtout qu'elle ne prenne point de Caffé ce qui lui est pernicieu. J'ai secours a vous Monseigneur et vous supplie de lui présenter tout cela, peut être que vos conseils feront plus d'effet que les miens. Je vous supplie Monseigneur de me croire pour la vie avec l'attachement le plus tendre Votre trés humble et obeissante servante et belle soeur Louise.

Der fünfte Brief

Je vous dois deux reponses Monseigneur! En verité je me trouve inaccusable, Vôtre amitié pour moi daignera me pardonner. Vous me donnez une nouvelle agréable Monseigneur, en me disant que ma Soeur fut saignée, je suis sûre que sa santé commencera a présent à se remettre, mais de grace aiéz soin monseigneur, qu'elle ne prenne n'y trop de caffé n'y chocolat. Votre Altesse Imperiale à la bonté de marquer du plaisir de nous revoir un jour, je craint fort de n'avoir ce bonheur encore de longtems, mais ne desespère point de l'avoir un jour, aiés la bonté Monseigneur de remettre cette lettre à ma Soeur. Il m'est bien doux de recevoir des lettres de Votre Altesse, et d'avoir par la occasion de me rappeler à Votre Souvenir. Mon tendre attachement pour vous Monseigneur ne cessera qu'avec ma vie. Soiéz en bien persuader.

Louise pr. de Hesse.

à Carlsruhe le 6/26 Decembre 1774.

---

[1]) Unleserlich.

[2]) Leuchsenring war Leibarzt am Landgrafenhofe in Darmstadt, ein Verwandter des aus 'Dichtung und Wahrheit' bekannten Franz Michael Leuchsenring.

Mille assurance d'attachement de la part d'Amélie, elle me charge de vous dire Monseigneur, qu'elle aura l'honneur de vous écrire au premier jour.

Um dieselbe Zeit schreibt Kaiserin Katharina an Grimm[1]):

„. . . Elle [die Großfürstin] est presque toujours malade, mais aussi comment ne pas l'être? Tout est à l'excès chez cette dame-là: si l'on se promène à pied, c'est vingt verstes; si l'on danse, c'est vingt contredanses, autant de menuets, sans compter les allemandes; pour éviter le chaud dans les appartements, l'on ne fait pas de feu; si les autres se frottent le visage de glace, d'abord tout le corps devient visage: enfin le milieu est fort loin de chez nous."

Der sechste Brief

Vous avéz quelques amitié pour moi, Monseigneur. J'ose presque en être sûre, vous prendré donc part au parti que j'ai prit qu'est celui d'épouser le Duc de Saxe-Weimar, continuer mois vos bontés, Monseigneur, J'en suis certainement digne par l'attachement que je ne cesserai d'avoir pour vous. Vous êtes honnete homme, le duc aussi, vous pouvéz penser que je serai heureuse, J'ose m'en flatter, mais continuez moi vôtre amitié et Bonté et elles contribueront à me rendre heureuse. Mon attachement tendre et sincère pour vous Monseigneur ne finira qu'avec mes jours.

Louise pr. de Hesse.

à Carlsruhe le $\frac{23}{17}$ Decembre 1774.

Anfang Januar des Jahres 1775 begibt sich der russische Hof für einige Zeit aus Petersburg nach Moskau. Die alte Zarenstadt sieht in Paul den vom Throne Verstoßenen und jubelt ihm und seiner Gemahlin zu. Abermals fürchtet Katharina einen Staatsstreich des Kleinen Hofes, und wieder vermutet sie in Razumofsky den Hauptverschwörer. Ihrem Vertrauten Grimm berichtet sie damals[2]):

„Je ne vous parlerai point du mariage de la princesse Louise, c'est une affaire finie; la santé de sa soeur va de mal en pis, et nous mourons de peur qu'elle ne devienne hétique: elle en a tout plein de symptômes."

---

[1]) Brief an Grimm vom 21. Dezember 1774.

[2]) Brief an Grimm vom 10. Februar 1775.

Der siebente Brief

à Carlsruhe le 17. May n. S. 1775.

Monseigneur!

Il y a un Siecle que je n'ai eûe le bonheur de m'entretenir avec vous Monseigneur, c'était bien malgré moi, mais jusqu'à present j'ai eûe peu de tems à moi, mais j'espere que ma negligeance ou plutot le manque de tems ne m'ait pas essuie de vos bontés et de Votre Souvenir, Monseigneur, j'en serais au desespoir, vous me conoissés assez pour le croire. Je languis de vos nouvelles et celles de ma Soeur, on a perdu un paquet de lettres de Moscou à Francfort, c'est bien choquant de la perdre lorsqu'il est dejà aussy loin. J'ai chargé ma Soeur de vous faire lecture de ma lettre, Monseigneur, qui vous plaira infiniment, c'est une declaration d'amour et une demande de mariage, elle aura vôtre apropation. Je me recommande à vos bontés en vous suppliant d'être persuader du tendre attachement avec lequel je serait toute ma vie, Monseigneur Votre tres humble et tres obeissante

Servante et Soeur Louise pr. de Hesse.

Amelie vous offre ses tendres hommages.

A Son Altesse Imperiale
Monseigneur Le Grand Duc de toutes les Russies
à Moscou.

Der nächste Brief trägt dieselbe Adresse; denn der russische Hof hält sich noch immer in Moskau auf, unternimmt, um der dortigen Bevölkerung näher zu kommen, Fahrten in die umliegenden kleinen Städte und bedeutenden Klöster, so auch in das Troitzky-Kloster zum wundertätigen Grabe des heiligen Sergius. Wir führen wieder einen Brief Katharinas an Grimm[1]) an:

„. . . Aussitôt dit, aussitôt fait: vous souhaitez que mon pélerinage de Troitza produise miracle, que le ciel fasse pour une jeune princesse ce qu'il fit jadis pour Sara et la vieille Elisabeth; vos voeux sont exaucés: cette jeune princesse est dans son troisième mois et sa santé parait raffermie. Cet événement hâte mon retour à Pétersbourg; je m'y rendrai avec les premiers traîneaux."

---

[1]) Brief an Grimm vom 27. August 1775.

Der achte Brief

ist undatiert, wurde aber aller Wahrscheinlichkeit nach am 4. Oktober 1775 geschrieben; denn am 3. Oktober 1775 fand die Eheschließung zwischen Prinzessin Luise und Karl August von Weimar in Karlsruhe statt.

Permettez, Monseigneur, que je vous fasse part de mon mariage avec le duc de Weimar, qui fut celebré hier; vous auriez eu pitié de moi en me voyant, ce jour je fus donc l'etre le plus violent. Et je rend grace à Dieu qu'il soit payé.

Grimm flatte d'un evenement bien interessant, on dit que votre femme est grosse; Monseigneur que ce seroit heureux! Continuez moi vos bontés et amitiés Monseigneur et croyez moi avec l'attachement le plus sincère

Votre très humble et très obligeante
Servante Louise D. de Saxe née pr. de Hesse.

Die Schwangerschaft der Großfürstin näherte sich ihrem Ende, und eine unerwartet schwere Entbindung begann. Fünf Tage und fünf Nächte dauerten die Qualen Natalja Alexejewnas. Um das Leben der Mutter zu retten, opferte man das Kind. Aber umsonst. Wie die Großfürstin in der Sterbestunde ihrer Schwiegermutter gestand, und was auch später von einer ihrer Erzieherinnen bestätigt wurde, trug eine an der hessischen Prinzessin im Jugendalter vollzogene unglückliche Rückgratoperation die Schuld am tragischen Ausgange der Entbindung[1].) Die Kaiserin schildert in einem Briefe an Grimm diesen traurigen Vorfall lebhaft und eingehend, wobei sie selbst, wie gewöhnlich, den Mittelpunkt des Vorganges bildet[2]):

„. . . Vous ne sauriez vous imaginer ce qu'elle a du souffrir, et nous avec elle: j'en ai l'âme déchirée; je n'ai pas eu de moment de repos pendant tous ces cinq jours, et je n'ai quitté ni jour ni nuit cette princesse jusqu'à ce qu'elle ait fermé les yeux. Elle me disait: ‚Vous êtes une excellente garde-malade'. Imaginez-vous ma situation: consoler l'un. raffermir l'autre, n'en pouvant plus de corps et d'âme et étant obligée d'encourager, de décider et d'imaginer tout ce qui ne devait point être oublié."

Am 26. April 1776 starb Großfürstin Natalja Alexejewna. Am 16. Mai traf die Nachricht von ihrem Tode durch einen Herrn v. Edelsheim, Re-

[1]) Asseburg, 'Denkwürdigkeiten', S. 270.

[2]) Brief an Grimm vom 28. April 1776.

gierungsrat am Karlsruher Hofe, in Weimar ein[1]), und am nächsten Tage bereits schreibt Luise voll tiefer Trauer an Großfürst Paul nach Petersburg.

Der neunte Brief

Ah, Monseigneur, qu'elle épreuve; qu'elle crûelle nouvelle ait je apprit hier, qui aurait dûe l'attendre à un coup aussi terrible, je ne puis supporter l'idée d'avoir perdue cette chère soeur.

Me permettiez-vous, Monseigneur, d'osez continuer à vous écrire, quelquefois. Vous savez le tendre interêt que je prend à tout ce qui vous arrive, et l'amitié sincère que je vous ait voûé pour la vie, vous me permettrez donc peut etre de vous demander quelquefois de vos nouvelles?

J'ai encore une grace à vous demander, Monseigneur, qui soit celle, qu'ayez la bonte de me donner vôtre portrait, avec celui de fêu ma bien chère soeur, mais de grace qu'il soit ressemblant, se sera une consolation pour moi, dans ce moment cruel; qu'elle méritait d'être aimé cette digne femme! et qu'elle vous etoit attaché.

Je vous supplie, Monseigneur, de me continuer vos bontés et amitié, je le merite pour l'attachement tendre et inviolable que j'aurai pour vous tant que jexisterai.

Louise Duchesse de Saxe-Weimar, née pr. de Hesse.

à Weimar le $\frac{17}{6}$ May 1776.

Der Deutschrusse Jakob Michael Reinhold Lenz, Goethes Freund von Straßburg her, damals in Weimar, dichtete auf das Ableben Natalja Alexejewnas eine Trauerode: 'Auf einem einsamen Spaziergang der Durchlauchtigsten Herzogin Luise unter Bäumen nach dem tödlichen Hintritt der Großfürstin von Rußland'[2]):

[1]) M. N. Rosanow, 'Jakob Lenz', Moskau 1901, Anhang, Brief Lenzens an Zimmermann, S. 16: „Auch Sie werden die traurige Neuigkeit von der russischen Großfürstin wohl gehört haben, die ein gewisser Herr v. Edelsheim, Regierungsrat am Karlsruher Hofe, ein artiger Mann und der sich einen Freund von Klopstock sagte, hieher gebracht hat. Der Herzog, besonders aber die Herzogin, sind in der lebhaftesten Betrübnis darüber."

[2]) Lenz, 'Gedichte', S. 190.

Darf eine fremde Hand gedämpfte Saiten schlagen,
Hier, wo Dein hoher Schmerz die Gegend schweigen macht,
Prinzessin! oft hat toter Bäume Klagen
In wunde Herzen Trost gebracht.
Darf ich es nennen, was in seufzenden Alleen
Heut ahndungsvoll vielleicht durch Deine Seele rann,
Daß selber Blüt' und Laub, und was wir Göttlichs sehen
In der Natur, durch nichts als innern Schmerz entstehen
Und nicht einmal es sagen kann.

Auf Großfürst Paul hatte der Tod seiner Gattin niederschmetternd gewirkt. Ein heftiges Fieber ergriff ihn. Katharina aber beschloß, seine Gedanken von der Toten abzulenken, seinem Kummer so schnell wie möglich ein Ende zu machen. Sie griff zu einem herzlosen Mittel: sie übergab ihrem Sohne kompromittierende Briefe des Grafen Razumofsky[1]), die sie der Schatulle der Verstorbenen entnommen hatte. Nachdem der Großfürst sie gelesen, verzichtete er darauf, an der Beisetzung seiner Gattin im Alexander-Newski-Kloster teilzunehmen.

Der zehnte Brief

Monseigneur!

Je supplie Vôtre Altesse Imperiale de me faire la grace d'excuser de ce que je n'ai pas eû plûtot l'honneur de lui repondre à la lettre ou M. me notifie la cruelle et triste nouvelle de la mort de ma Soeur.

Mais une incommodité m'avait empeché; je n'ait pût avoir cet avantage qu'aujourd'hui. Je ne saurait encore me taire

[1]) Großfürst Nikolaus Michailowitsch, 'Russische Porträts', Petersburg 1906, Band 2, S. 3. — Graf Andreas Razumofsky wurde nach dem Tod der Großfürstin des Landes verwiesen. Er war russischer Gesandter in Stockholm und Neapel; in Neapel war er der Gönner Philipp Hackerts, der ihm in seiner Lebensbeschreibung ein besonderes Kapitel widmet (Goethe, Werke, 46, 229). Im Jahre 1792 wurde Razumofsky als russischer Gesandter nach Wien berufen; diese Stellung hat er, 1815 in den Fürstenstand erhoben, bis zu seinem Tode im Jahre 1836 eingenommen. „Erzherzog Andreas" nannte ihn die Wiener Gesellschaft wegen seiner fürstlichen Lebensweise. Er war leidenschaftlicher Kunstsammler, liebte die Musik, stand in freundschaftlichem Verhältnis zu Haydn, Mozart und Beethoven.

à cette perte et jamais rien au monde sera capable de me faire oublier cette chere soeur; et vos bontés, Monseigneur, que vous m'aves continûé jusqu'à présent, et que je vous supplie de ne point changer, à ma personne qui les merite, par l'attachement inviolable, et sa haute consideration avec laquelle je suis, Monseigneur

de Votre Altesse Imperiale
La très humble et très obéissante Servante
Louise Duchesse de Saxe Weimar, née pr. de Hesse.
à Weimar ce 7 Juin 1776.

Kaiserin Katharina beeilte sich, den Verlust ihres Sohnes zu ersetzen. „Ayant vu le vaisseau renversé d'un côté, je n'ai pas perdu de temps: je l'ai jeté de l'autre, et tout de suite j'ai mis les fers au feu pour reparer la perte, et par là j'ai réussi à dissiper la profonde douleur qui nous accablait. J'ai commencé par proposer des voyages, des allées, des venues, et puis j'ai dit: mais les morts étant morts, il faut penser aux vivants", so schreibt die Kaiserin kurze Zeit nach dem Tode ihrer Schwiegertochter an Grimm.[1]) Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, spielt den Heiratsvermittler bei der zweiten Vermählung des Großfürsten Paul. Dieses Mal ist die Wahl schnell getroffen. Sophie Dorothea von Württemberg, früher schon von Katharina zur Schwiegertochter auserkoren, hat jetzt das entsprechende Alter erreicht, um eine Ehe mit dem Großfürsten eingehen zu können. Auch der König von Preußen wünscht dieses Bündnis; denn es handelt sich hier um die Tochter seiner Nichte[2]), durch deren Heirat er mit Rußland in freundschaftliche politische Beziehungen zu treten hofft. Prinzessin Sophie Dorothea ist bereits Braut eines anderen, und zwar des Bruders der verstorbenen Großfürstin Natalja Alexejewna, des Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt; aber schmerzlos löst sie die Verlobung mit dem unbedeutenden Fürsten, um den glänzenden Heiratsantrag anzunehmen.

Katharina will ihren Sohn nach dem schweren Schicksalsschlag, der ihn getroffen, zerstreuen. Deshalb beschließt sie, den Großfürsten nach Berlin

[1]) Brief an Grimm vom 29. Juni 1776.

[2]) Die Mutter Sophie Dorotheens von Württemberg war eine Nichte Friedrichs des Großen, d. h. eine Tochter seiner Schwester Sophie Dorothea Maria und des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt.

reisen zu lassen, wo, unter dem Schutze des großen Preußenkönigs, die Zusammenkunft mit der württembergischen Prinzessin stattfinden soll. Große Vorbereitungen werden in den Schlössern Charlottenburg und Sanssouci getroffen[1]); der greise Monarch, im Alter so sparsam, greift tief in den Beutel. Am 10. Juli des Jahres 1776 wird Großfürst Paul Petrowitz voll Begeisterung am Hofe Friedrichs des Großen empfangen. Hierher adressiert Herzogin Luise den letzten Brief an ihren Schwager.

Der elfte Brief

Monseigneur!

Je ne saurait laisser partir, Monsieur de Riedesel, sans le charger d'une lettre pour Votre Altesse Imperiale; que ne donnais-je pour être aussy heureux que lui; d'avoir encore une fois le bonheur, de vous voir, Monseigneur, de vous rappeler les bontés et l'amitié dont vous m'avez bien souvent comblez jusqu'a present, et dont j'ose vous demander la continuation, etant en droit d'y pretendre pour l'attachement inviolable que je vous porterai tant que j'existerai. Soyez convaincu, Monseigneur, de tous les voeux sincères que j'adresse au Ciel à l'occasion de votre prochain mariage. Puissiez vous y trouver toute la douceur et tout le bonheur incroyable celui qui vous est dûe, que vous meritez tant. —

J'ai une grace de vous demander, Monseigneur, et j'espere que vous ne me la refuserez point; qui est celle que j'ose vous demander vôtre portrait et de feûe ma Soeur[2]), j'accepterai ce Don avec toute la reconnaissance incroyable. Oserai-je encore quelquefois vous demander de vos nouvelles, Monseigneur? je ne seroit pas impatient si ce ne sera que tems en tems: en prenant un interet si vif à tout ce qui vous arrive, ce me seroit une bien grande consolation d'oser quelquefois m'entretenir avec vous. Rappelez vous quelquefois, Monseigneur, une Personne, qui vous est bien tendrement

[1]) Pierre Morane, Paul I. avant l'avènement, Paris 1907, S. 168.

[2]) Es ist mir unbekannt, ob die Bitte der Herzogin bezüglich der Bilder vom Großfürsten erfüllt worden ist.

attaché et qui est avec la plus haute consideration, Monseigneur, Vôtre très humble et très obéissante
servante et fidèle soeur
Louise Duchesse de Saxe, née pr. de Hesse.
à Weimar le 17 Juillet n. St. 1776.
à Son Altesse Imperiale
Monseigneur le Grand Duc de Russie
à Berlin.

Wenige Wochen später, am 26. September, feierte man in Petersburg die Vermählung des Thronerben mit Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg.

Das fünfte Kind aus dieser Ehe war Großfürstin Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen-Weimar.

Aus Herders letztem Lebensjahre

Ungedruckte Briefe

Mitgeteilt von **Werner Deetjen** (Weimar)

Aus dem Besitz der Herderschen Familie sind mir unbekannte Briefe Herders und seiner Gattin freundlichst zur Verfügung gestellt worden, von denen einige aus dem Jahre 1803 hier zum Abdruck gelangen mögen. Sie sind an den zweiten Sohn August gerichtet, der als Bergamtsassessor nach Schneeberg im Sächsischen Erzgebirge versetzt worden war.

Für den seit Pfingsten 1803 ernstlich kranken Vater war zu seiner Heilung eine Badekur in Eger in Aussicht genommen worden, da das Trinken des Egerbrunnens zu Hause nicht genügte. Auf der Reise dorthin sollte in Schneeberg bei dem Sohne Rast gemacht werden. Darauf bezieht sich das folgende Schreiben Karolinens an August:

Weimar, d. 4. Julii 1803.

Liebster August. So eben kommt Dein Brief vom 25. Junii. Die Reise des Vaters zu Dir nach Schneeberg hat müssen aufgegeben werden. Die Besserung ging so langsam, und stockend, daß er fortwährend unter der Behandlung des Arztes noch seyn muß. Den 15. Julii trift Frau von Berg[1]) in Leipzig ein; da, in Leipzig will er die Frau v. Berg rencontrieren; er will auch zugleich die Leipziger Buchläden und Antiquare dort besuchen spanischer Bücher wegen. Er hat in einem alten spanischen Buch ein Poema del Cid[2]) gefunden, das ihm große Freude macht. Vielleicht findet er mehr, wenns seine Gesundheit erlaubt sich

---

[1]) Karoline Friederike v. Berg, geb. v. Häseler (1760—1826), hatte Herders im Mai 1783 auf einer Harzreise kennengelernt und sie seitdem mehrfach in Weimar besucht (R. Haym, 'Herder' II, 812).

[2]) Heyne in Göttingen hatte ihm des Sanchez 'Colleccion de Poesias Castellanas', in dem sich ein 'Poema del Cid' befindet, kurz vor der Reise geschickt und ihm damit die Ausführung eines alten Planes ermöglicht (Haym II, 820).

darnach umzusehen. Die Gesichtsfarbe ist zwar besser geworden, auch hat die periodische Schwäche nachgelassen — aber im ganzen ist er wahrhaft noch krank an Körper und Gemüth. Er will die Frau von Berg bitten daß sie den Weg nach Eger über Schneeberg nehme — mich dünkt das ließe sich sehr gut machen. Ich werde selbst die Frau von Berg darum bitten, damit in Schneeberg ein oder zwei Tage Ruhetage gehalten werden. In des Vaters Coffre lege ich einen Brief an Dich, den Dir [unleserlich] geben wird, worinnen ich Deine und meine Meinung über seinen Zustand und seine Lage noch mehr entwickele und was zu thun seyn möchte. Knebel war einige Tage hier und ist derselben Meinung.

Wenn Du ihm nur Muth und Lust machen könntest, nach dem Gebrauch von Eger einen Monath lang bei Dir zuzubringen. Kein Mensch kann begreifen warum er sich nicht von den Amtsarbeiten losmachen will, da ihm doch der Herzog seit Ostern unumschränkten Urlaub gegeben hat. Ach liebes Kind, welche tieftraurige Gedanken kommen oft über mich bei dieser seiner unerklärlichen Beharrlichkeit die Geschäfte nicht abzugeben.

Zum erstenmal gestand er gestern daß ihm die Ruhe wahre Arznei sei; und daß er gestern das gefühlt habe, da der Buhler[1]) und die Kirchners nicht alle Stunden kämen und ihn störten. Und siehe, nur von ihm hängt es ab, sich diese Ruhe in dieser sonderbaren Krankheit zu geben. Ich habe ihm nicht gesagt, daß er nach der Egercur in Schneeberg einige Zeit bei Dir bleiben solle — gerade da es mein Einfall ist, so würde er ihn nicht befolgen. Er muß ihm ganz allein von Dir kommen. Ich werde Dir noch Nachricht geben, wann der Vater nach Leipzig abreist. Lebe tausendmal wohl.

Treue Mutter.

Der angekündigte Brief lautet:

W. d. 10. Julii 1803.

Liebster August. Versprochenermaßen theile ich Dir jetzt meine Gedanken mit, zu einer vorzunehmenden nothwendigen Veränderung der Lage des Vaters.

---

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Oberpfarrers D. Schmidt ist der Oberkonsistorialdiener Johann Wilhelm Philipp Buhler (gest. 1805) gemeint.

Andere Dienste aufzusuchen bei seinem gereizten körperlichen und Seelenzustand ist weder thunlich noch rathsam. In jede fremde Lage muß man sich mit Ruhe und Besonnenheit zu fügen suchen, wenn man nicht ewig wie der Fels im Strom stehen und ihn aufhalten wolle. Einmal läßt sich der Lauf der Dinge nicht durch das Widerstreben eines Einzeln aufhalten oder ändern. Ganz andre Dinge gehören dazu: vereinte Geistes-Kräfte mehrerer edler Menschen. Diese zu vereinigen, zu verbinden und gemeinschaftlich würksam zu machen — das ists, was eminente Menschen thun müssen das Gute zu befördern. Dazu gehören einige subalterne Tugenden die der Vater nicht eben in gehörigem Grad besitzt, ich meine eine vielfache Menschen-Kenntniß und Welt-Klugheit, diejenige gute Seite an dem Menschen die jetzt zu dem guten Geschäft dienlich ist, aufzusuchen und anzuwenden, und so, auch den Halbguten für das bessere Ganze zu gewinnen wissen. Hierinnen liegt die große Kunst zu regieren und das große Gute allgemein zu befördern. Ich darf Dir nicht detaillieren daß diese Klugheit, des Vaters Talent nicht ist. Er will nur ganz reine Menschen zu seinen reinen Zwecken; und da er sie so nicht findet, so werden oft die besten schönsten Geschäfte verschoben, aufgehalten oder gar unterlassen. Bei dem Übergang in fremde Dienste muß er geradezu von vornen anfangen die Gewohnheiten des Landes und die Menschen kennen zu lernen. Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß geht also von neuem wieder an. Denn gerade da er ein Fremder und eminenter Geist ist, so tritt ihm die Finsterniß und die Kabale entgegen — und sein Leben wird ihm aufs neue verbittert und gefressen. Nach einem 27 jährigen Dienst hier in Weimar, darf er wohl auf eine gerechte Entfesselung Anspruch machen. Knebel[1]) hat mir schon zweimal hierüber geschrieben, daß er es könne und müsse, wenn er nicht ganz zu Grund gehn wolle und daß man ihm eine bessere Lage machen werde. — Jetzt höre, wie ich denke daß es auszuführen seyn möchte. Gewinne den Vater daß er nach dem Egerbrunnen,

[1]) Vgl. Düntzer, 'Von und an Herder' III, 190 und Düntzer, 'Zur deutschen Literatur und Geschichte' II, 47.

wenn er mit Frau von Berg über Dresden zurückgegangen ist, von Dresden oder Leipzig aus, zu Dir komme etwa auf 3 bis 4 Wochen. Hier leite in stillen Stunden das Gespräch dahin daß er sich von allen Amtsarbeiten durchaus losmachen müsse. Ach ich will Dir keine Beschreibung von seinem jetzigen gereizten Zustande bei Geschäften machen; er erschreckt mich jeden Tag und ich weiß oft nicht vor Jammer wohin. — So weit kann ein beleidigtes Selbstgefühl das schönste Gemüth verwirren. Der impertinente Brief des Völderndorfs[1]) beim ersten Aufenthalt in Stachesried[2]) hatte hiezu den Grund gelegt, und die Beleidigung des Herzogs[3]) hat es vollendet. In diesem ewig gereizten Zustande hat er diesen ganzen langen Winter Galle auf Galle gehäuft — der Umsturz des Wagens (wovon ich Dir geschrieben[4])) diese schreckhafte Erschütterung hat nun diese hartnäckige Gallenkrankheit herbeigeführt— bei der er in der größten Schwäche die Arbeiten fürs Consistorium that, sie durchaus niemand auftragen wollte, bis er endlich so zusammenbrach daß er sie geradezu nicht mehr thun konnte. Den Gottfried[5]) hat er beständig über sein Befinden so zu sagen getäuscht — er befände sich wohl usw. — nur dies oder das wenige fehle ihm — überdem hat er gegen Gottfried nicht die persönliche Achtung, die der Patient für den Arzt haben muß, ohnerachtet er findet daß Gottfrieds Arzneien ihm vortrefflich unter allen andern Arzneien bekommen. — Doch ich breche diese Digression ab; nur mit 2 Worten wollte ich sagen, daß sein Zustand dringend dringend um Entlassung der Amtsgeschäfte, um Ruhe ruft. Diesen Satz nehme als vest und unumgänglich an, damit Dich der

---

[1]) Regierungspräsident v. Völderndorf in Bayreuth war der Besitzer des Gutes Kolmberg, das Herders Sohn Adelbert anderthalb Jahre verwaltet hatte.

[2]) Ein Gut im Amte Straubing, das von Adelbert gekauft worden war. Herder besuchte den Sohn dort im Sommer 1801.

[3]) Karl August hatte den bayrischen Adel, den Herder zur Sicherung des Besitzes seines Sohnes erworben hatte, nicht anerkannt.

[4]) Vgl. 'Knebels literarischen Nachlaß' II, 386. Karolinens Brief an August ist nicht erhalten.

[5]) Herders ältester Sohn, damals Hofmedicus in Weimar.

Vater nicht hierüber schwankend macht. — Der bessere Weg alsdann zu ergreifen, ist derjenige; der Vater bittet den Herzog um ein Jahr Entlassung von aller Arbeit — in welcher Zeit man sich über die Art und Weise und mit welchem Gehalt er in Ruhe gesetzt werden könne, berathet. Um diese einstweilige Entlassung muß er aber sogleich nach seiner Rückkunft von Eger bitten; denn so wie er hier sogleich nach der Cur wieder in Amtsarbeiten eintritt, so ist auch diese Cur wieder verlohren und der alte Zustand ist wieder da, der ihn zu Grunde richtet.

Nun höre wie ich meine, unter welchen Bedingungen er in Ruhe gesetzt werden kann. — Seine Geschäfte auf dem Consistorium versieht H. v. Wolfskehl[1]) vollkommen; denn einmal muß er die Acten doch lesen; ob er nun als eine stumme Person im Consistorium sitzt, oder selbst referirt, ist Eins; im Gegentheil, und das weiß ich gewiß, so ist ihm letzteres lieber und auch ehrenhafter. Zweitens, ist Günther[2]) in alle Kirchliche Geschäfte von Seiten des Consistoriums so in Übung, daß auch Er des Vaters Stelle da vertreten kann. Das Oberconsistorium übernimmt nun, wie es in der Vacanz gewesen war, die Ephorie übers Gymnasium und des ganzen Schulwesens. Günther übernimmt die geistlichen Amtsverrichtungen des Oberhofpredigers bei der Hof- und Garnisongemeinde und die Einführungen der Geistlichen, der Archidiaconus Wahl[3]) übernimmt Amtsverrichtungen bei der Stadt und die Confirmation, wofür denn beide die eingehenden Accidenzien behalten. Dagegen behielte der Vater die bestimmte jährliche Besoldung an Geld und Deputat an Frucht und Holz. Dies beträgt folgende Summe:

Von der Kammer jährl. an Geld		1200 rh.
Vom Gotteskasten	dito	137 „ 18
Vom Stadtrath	dito	17 „ 12
Summa an Geld		1354—20

[1]) Kammerherr Christian Friedrich Karl v. Wolfskeel, Hof- und Regierungsrat, Mitglied des Oberkonsistoriums.

[2]) Wilhelm Christoph Günther, Oberkonsistorialrat und Hofprediger (1755—1826).

[3]) Johann Georg Anton Wahl, Oberkonsistorialrat und Archidiakonus.

An Getreide	Scheffel Korn	Scheff. Gerste	Scheff. Hafer
Von der Kammer . .	24	24	—
Gotteskasten . . .	42	24	12
	66 Scheff.	48	12

An Holz

Von der Kammer 8 Claft. Scheit.
Gotteskasten 9 . . . . und 1 Schock Wellen.

Das Getreide zu einem Mittelpreiß gerechnet, kann man ohngefähr rechnen auf . . . . 200 rh.
das Holz . . . . 32 rh.
232 rh.
Hiezu die Besoldung an Geld . . 1354—20
Summa . . 1586 rh. 20 G.

Mit dieser Summe müssen wir uns hindrücken. Den Verlust den er an den Accidenzien etwa gegen 300 rh. und am fürstl. Beichtgeld 200 rh., Summa 500 rh. einbüßt, ist für den ihm eigenen Gebrauch seiner Zeit hinzugeben. Und diese Zeit braucht er zu einem Geschäft, wozu ihn das Schicksal selbst auffordert. Nemlich, ein Buchhändl. in Augsburg hat eine Ausgabe seiner sämtlichen Schriften in 20 Bänden angekündigt, um den schändlichen Nachdruckerpreiß 2 Xr den Bogen. Hiedurch war er genöthigt eine Gegenanzeige zu machen und eine correcte Herausgabe seiner sämtlichen Schriften, die ihm allein zukomme, anzukündigen. Hiezu nehme er sich nun die nächsten 2—3 Jahre Zeit. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht durch diese Herausgabe ein Capital von 10 000 rth. erwürbe. Nehme ich nun hievon Deine und unsre Schulden mit 4000 rth. weg, so bleiben 6000 rth., die jährlich 300 rth. Interessen bringen, wodurch zum Theil die eingebüßten Accidenzien ersetzt werden, und er mit dieser Einnahme höchst vergnügt leben kann. Ja, ich wünsche eigentlich, daß er das erste nächste Jahr gar nicht hier leben möchte. Mit 800—1000 rth. könnte er als eine einzelne Person nebst Bedienten vortreflich irgendwo leben — und wieviel könnte ich indessen an den andern 1000 rh. ersparen und

Schulden abtragen. Möchte es ihm doch in Schneeberg bei Dir gefallen — so könnte er sogleich bei Dir bleiben und dies erste Jahr Ruhe, freien Athem schöpfen, und spielend die noch rückständigen 3 Stück der Adrastea[1]) auf dies laufende Jahr fertigen, sodann den Plan über die Herausgabe seiner Schriften überdenken und ihre Abtheilung ordnen. Du wirst sehen welch ein andrer Geist über ihn kommen und seine Gesundheit wieder zurückkehren wird. Ich nehme es über mich den Urlaub vors erste auf ein ganzes Jahr und sodann die Einrichtung der Entlassung nach meinem Plan zu bewürken. Du mußt nur von Deiner Seite alles thun, ihn zu diesem Schritt den er sich und den seinigen schuldig ist, zu bewegen. Er hat zwar noch eine große Verbesserung sämtlicher Schulen, auch eine Verbesserung der Pfarrstellen durch ihre eigenen Öconomien und eine verbesserte Kirchenagende und was daran hängt, vor. Mit diesen Planen geht er aber schon 3—4 Jahre um. Bei der täglichen Mißstimmung hier kann er ja nicht an dies Geschäft, das er mit Lust und Liebe thun will, kommen. Er kann ja alle diese Plane in Schneeberg machen. Und was er hiezu für Acten oder Notizen braucht, die sollen ihm nach Schneeberg geschickt werden. Ach möchte doch Gott Dir Kraft geben, ihn zu diesem Plan zu bewegen, wenn es sein Wille ist.

Ich hatte beinahe vorstehendes geendet, als der Brief von Fr. v. Berg kam, der ihre Ankunft in Leipzig auf den 18. Julii setzte. Da nun der Vater reisefertig ist, und sich in Leipzig so lange nicht herumtreiben kann, so wählte er aus eignem Triebe, die grade Fahrt nach Schneeberg zu Dir, um sich bei Dir auszuruhen und die Frau von Berg bei Dir zu erwarten. Diese Änderung ist vortrefflich — sie ist eine unumgänglich nöthige Vorbereitung für ihn zur Cur — denn er will sich durchaus nicht von den Geschäften losmachen bis er in den Wagen steigt — und der Jammer und Ärger hört nie auf. Zweitens ist die Cur im Monath August unendlich angenehmer, und zuträglicher, und die Quelle ist von dem Zuströmen der Fremden mehr gereinigt. Und drit-

[1]) Die von Herder seit 1801 bei Hartknoch in Leipzig herausgegebene Zeitschrift.

tens ists dem Vater gewiß besser wenn er noch eine Zeitlang die jetzigen Arzneien und die Eger-Cur braucht ehe er an den Eger geht.

Mache die Frau von Berg, die einzige seltene Freundin mit dem Plan der Entlassung bekannt — und daß sie ihn hiezu präparieren helfen möge. Ich hätte ihr gern selbst darüber geschrieben, aber meine Kräfte verlassen mich, ich kann heute nicht mehr schreiben, und der Post mag ichs nicht anvertrauen. Wenn Du mir darüber antwortest, so schreibe die Hauptworte Entlassung und seinen Namen nie aus. Wenigstens setze nicht auf die Couvert pressant, denn dies Wort macht die Leute neugierig. Dein letzter Brief mit pressant war 9 Tage unterwegs.

Nun Gott mit Ihm und mit Dir.

Treue Mutter.

Noch fällt mir Etwas ein. Der Herzog und die reg. Herzogin sind Dir gut; Wenn der Vater auf ein Jahr von den Arbeiten befreit seyn will, so schreibe mir seinen Willen und trage mir auf, seinen Wunsch durch die regierende Herzogin an den Herzog gelangen zu lassen. ([Am Rande:] schreibe den Brief so, daß ich ihn vorzeigen kann. Wir müssen alle Mittel und Wege versuchen, auch müßtest Du sagen daß er bei Dir wegen der gesunden Luft bleiben müsse.) Mache es als dringend nothwendig — — die kindliche Pflicht lege es Dir auf, Deine Bitte mit der meinigen zu vereinigen und um diese einzige Gnade Deinen Vater zu erhalten, zu bitten. Als Eingang des Briefs sage daß Du Deinem Vater diesen Wunsch abgedrungen hättest; daß er nur auf Dein Zureden und Deine Vorstellungen überzeugt worden sei, eine gänzliche Befreiung von allen Amtsarbeiten, werde ihm seine Gesundheit wiedergeben. Hievon seist Du selbst so vest überzeugt daß Du mir den Auftrag an die Herzogin um so zuversichtlicher gäbest, da Du von der Grosmuth des Herzogs, sie zu bewilligen überzeugt seist. Der Geheimerath Lynker[1]) hat 12 Jahre lang Urlaub gehabt, von 1789 bis zu seinem Tode 1801, der Vater hatte für ihn gearbeitet. Jetzt kann ein andrer auch für ihn arbeiten.

[1]) Karl Friedrich Ernst Freiherr von Lyncker, Präsident des Oberkonsistoriums (geb. 1726).

Am 13. Juli war Herder bei dem Sohn in Schneeberg eingetroffen, und am 26. d. M. langte, sehnlich erwartet, Frau v. Berg dort an, um Herder mit nach Eger zu nehmen. Während er in dem böhmischen Bade die Kur genoß, schrieb Karoline an August:

Weimar, d. 1. August 1803.

Liebster August, des Vaters und Deine Briefe vom 15. und 21. aus Schneeberg nebst Admets Haus[1]) haben uns unsägliche Freude gemacht, wie Du leicht denken kannst. Ach, meine Plane für seine Gesundheit und Erholung sind gewiß gut — dies ist abermals ein Beweiß — indessen dauert es mich daß er diesen schönen Aufenthalt durch seine unerklärliche Unruhe, als ob er Dir zur Last falle, sich auf gewisse Weise verdorben hat. So fürcht' ich, wirds in Eger noch viel schlimmer gehn und jeden Bissen Brod wird er sich selbst vergällen, durch dieses unruhige Gefühl beschwerlich zu fallen. — Ich vermuthe ihn daher wieder sehr bald zurück und er wird sich mit all seiner Reizbarkeit wieder in die Geschäfte hinein werfen. Wenn ich Dir jetzt dies sage, so denke nicht daß ich ihm Vorstellungen darüber machen werde — da ich nur zu sehr überzeugt bin, daß ich gerade das Gegentheil bewürke, so habe ich schweigen gelernt. Gott wird ja Umstände herbeiführen meine schreckliche Sorge um ihn zu mindern.

Um unsern armen Wilhelm bin ich jetzt sehr bekümmert. Seine Frau ist nach einer äußerst schmerzhaften Niederkunft, wo das Kind mit der Zange geholt werden mußte, an den Folgen der zurückgebliebenen Nachgeburt, die durch ihre gewöhnlichen Krämpfe zurückgehalten worden, den 23. dieses verstorben, 10 Tage nach der Entbindung. Sie war eine vortrefliche Seele — Du kennst Wilhelms weiche zarte Natur — sein Leiden wird groß seyn. Adelbert schreibt er habe Tag und Nacht gewacht und sei wie ein Schatte. Ach wie hat der arme Mensch seine erste Liebe theuer bezahlt! Ich habe dem Vater nichts davon geschrieben, um ihn in seiner Cur nicht irre zu machen. Luise und ich können uns nicht recht fassen. Wenn nur Wilhelm gesund bleibt!

---

[1]) Herders chorisches Drama „Admetus' Haus, der Tausch des Schicksals". Vgl. Haym, Herder II, 779 f.

Andre Menschen sind so glücklich und können reisen wenn sie wollen; hätte ich jetzt Geld, wir würden uns sogleich aufsetzen und hinreisen.

Neben dieser Sorge um den dritten Sohn Wilhelm, der als Kaufmann in Hamburg lebte, mußten Herders auch für die Existenz des vierten Sohnes Adelbert fürchten, der durch den Kauf von Stachesried in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten war. Karoline bittet darum im weiteren Verlauf des Briefes ihren Ältesten, nach Bayern zu reisen und sich des Bruders anzunehmen. Dagegen kann die Mutter von dem Fleiß, den der fünfte Sohn Emil in seinem Forstamt beweist, Günstiges berichten. Auch für den Jüngsten, Rinaldo, war im Augenblick gesorgt; er hatte in Roßleben in dem Rektor Benedict Wilhelm[1]) einen geeigneten Erzieher gefunden. Karoline rühmt diesen mit den Worten: „Verstand, Geist, Herz, froher Sinn und Lebensweisheit in Eins vereinigt. Er ist ein Schüler vom Vater, hat ihn von Jugend auf gelesen, liebt und verehrt ihn unsäglich. So hat sich also der Vater selbst einen Freund und Lehrer Rinaldos erzogen." Der Brief schließt mit den Worten:

Die Herausgabe des Vaters Schriften kann und soll Hartknoch nicht allein unternehmen — er ist nicht thätig und rührig genug — meine Idee ist den Cotta in Tübingen dazu zu engagieren und mit Hartknoch in Compagnie zu gehn — das ist ein Capital-Buchhändler. Feure den Vater an, daß er diesen Winter den Plan dazu macht.

Schreibe bald, wenn Du was Gutes zu schreiben hast. An Michael will ich Dir ersetzen was Dich der Vater gekostet hat. Und schreibe mir, was die Frau v. Berg sagte?

Lebe wohl.

Nach einer dreiwöchigen Badekur begab sich Herder mit Frau v. Berg über Teplitz und Karlsbad nach Dresden, wo er am 18. August eintraf. Von dort schrieb er seinem Sohne August folgenden Brief:

3. Spt. Dresd. [1803.]

Fast unverzeihlich ists, lieber A., daß ich nach der Liebe und Sorgfalt, die ich bei Dir genossen, Dir nicht früher geschrieben

---

[1]) Vgl. Wesselhöft, 'Das goldene Jubiläum des Rectors Benedict Wilhelm', Weimar 1836.

habe. Du weißt aber, wie es bei dem Brunnen, und in einer Stadt wie Dresden geht. Von Eger aus wollte Podhammer zu Dir. Der wird Dir also erzählt haben. Hier konnte ich im ersten Zuge der Dinge an kein Schreiben kommen. Vernimm also, daß seit ich hier bin, es mir sehr wohl gehe. Ich bin von allen Ministern auf eine Art aufgenommen worden, die über alle mein Verdienst und Erwartung geht, mit Liebe, Zutrauen und einer Zuvorkommenheit, die bei Einigen nahe an Freundschaft grenzet. Alle, die Du mir aufgeschrieben hast, habe ich nicht nur gesehen, sondern mit ihnen gespeiset und sie vertraulich kennen gelernt (den einzigen Gr. Wallwitz ausgenommen, zu dem ich auch wohl noch kommen werde). Über dies alles soll Dir die Mutter meine Br.[iefe] schicken: denn ich mag mich nicht wiederholen. Meinen Geb.[ur]t.[stag] hat, mir höchst unvermuthet und überraschend, Dresd. mit beiliegendem Gedicht gefeiert, das von allen wohl aufgenommen ward; und für die Naturscenen habe ich die schönste Witterung gehabt; in der Kunst mich wie in Italien gefunden. Die Bibl. ist mir über alle meine Hoffnung zu Freude und Dienst, auch in Spanischen Büchern. Manche Bekanntschaft ist geknüpfet, die Dir und vielleicht uns allen (wer siehet in die Zukunft?) nützlich werden kann. Nur, lieber A., bin ich auch zu rechter Zeit gekommen, die geheimen Anlagen zu bemerken, womit Einige, vorzüglich Einer Dich zu untergraben, nicht nur gedenket, sondern bei mehreren leise angefangen hat. Hievon künftig mehr, und vor jetzt diese strenge Regeln:

1. Deine Schulden müssen bezahlt werden, wenigstens größtentheils; ich habe deßhalb an die Mutter geschrieben. Und Du mußt auch dazu ernstlich das Deinige thun, ohne Aufschub. Denn dieser Punct geht Dir an den Kragen.

2. Du mußt Deine Wirthschaft ändern. Du wirst beobachtet (Du glaubst nicht, wie weit!). Man setzt zu, um Dich außer Credit zu bringen (auch in Dienstsachen) und es bis zum Lächerlichen und Verächtlichen zu treiben. Also sei in Allem auf Deiner Hut; denke, daß Du belauert wirst; setze Deiner Freigebigkeit und Geselligkeit Zügel; schaffe das Übertriebene, das Du von

Deiner Besoldung nicht bestreiten kanst, ab. Credit und guter Name sind Dir im Sächsischen Dienst unentbehrlich.

3. Mit T.[1]) gehe wie mit einem Schallosen Ei um. Sprich von ihm nichts, oder lobe und preise ihn, wie auch seine Gemahlin. Verspäte nichts, wenn es auch Kleinigkeiten wären; hierüber hat er hart geklaget. Vermeide, daß Du in die Mitte kommst zwischen Ihm und Andern, und Ihm das Stichblatt werdest. Ich hoffe, daß Du über jene Marienbergische Veste) Bericht erstattet hast und sie los bist; glimpflichen Bericht nämlich, frei von aller Leidenschaft und Empfindlichkeit. Überhaupt mußt Du Dir nichts von Allem dem merken lassen, was ich an Dich schreibe. Man verbauet die Insinuationen mit so viel anscheinender Theilnehmung etc. die auch Uns äußerst vorsichtig machen muß. An Oppel[3]) und Manteufel[4]) hast Du wahrhaftige große, redliche Freunde. Folge jedem Ihrer Winke. Sie sind von goldnem Gemüth.

Wilh. wird bei Dir seyn. Küsse Ihn in meinem Namen herzlich; richte ihn auf, wie Du kanst. Ich kann über seinen Verlust nichts sagen: die Blüthe der Jugendliebe, wenn sie abfällt, bei einem Herzen, wie das Seinige, ist unersetzlich. Indeß auch dem hohen Schicksal muß man sich fügen; gewiß war auch dies gut; obgleich auf eine sehr harte Weise. Ich hoffe ihn in W. zu sehen, den armen, guten, lieben.

Lebt wohl, Beide; und lieber A., mache von dem, was ich Dir über Dich selbst geschrieben, einen vorsichtigen Gebrauch. Laß es Dir in die Seele und ins Herz geredet sein; nicht in den Mund. Mildere Deine Gutmüthigkeit, wo sie Eitelkeit ist und allenthalben Prävention [?] für Dich voraussetzt. Denke Du hast Beobachter, Nebenbuhler, Neider. Lebt herzl. wohl, Beide, Beide.

---

[1]) Friedrich Wilhelm Heinrich v. Trebra, Oberberghauptmann (1740 bis 1819).

[2]) Bevor August Herder nach Schneeberg berufen wurde, war er Bergamtsassessor in Marienberg. In Schneeberg hatte er aber diesen Bezirk zum Teil noch mitzuverwalten.

[3]) Julius Wilhelm v. Oppel, Geheimer Finanzrat (1766—1832).

[4]) Freiherr Georg August Ernst v. Manteuffel, Geheimer Finanzrat (1765—1842).

Die Mutter will, daß ich Dir über Rinaldo Ihren Br.[ief] und die Br.[iefe] des Rect.[ors] zuschicken soll; hier sind sie. Laß dagegen Dir dagegen meine über Dresden schicken; eben für Dich habe ich dies Detail geschrieben. Hoffentl. werde ich künftigen Sonntag dem Kurf.[ürsten] vorgestellt; dann schreibe ich wieder. Lebt Beide wohl, Ihr Lieben.

Die Br.[iefe] von Rect.[or] Wilhelmi schicke an die Mutter wieder. Valete.

Der Brief beweist, daß Herder immer noch Sorgen um seinen Sohn hatte, durch dessen Unwirtschaftlichkeit die Familie schon früher oft in eine peinliche Lage versetzt worden war. Während seines Dresdner Aufenthalts wirkte er vielfach im Interesse Augusts, dessen Schulden das Aufrücken in eine höhere Stellung verhinderten. Leider sollte der Vater den Erfolg seiner Bemühungen nicht mehr erleben. Nach Weimar heimgekehrt, verfiel er bald in eine neue schwere Krankheit, von der ihn am 18. Dezember der Tod erlöste. Zur Enthebung von seinen dienstlichen Pflichten war es nicht mehr gekommen. August v. Herder aber wurde schon nach Jahresfrist als Oberbergamtsassessor und Bergkommissionsrat nach Freiberg berufen und stieg nun von Stufe zu Stufe. 1838 ist er als Oberberghauptmann in Dresden gestorben.

Johann Friedrich August Göttlings Briefe an Goethe

Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs

mitgeteilt von Julius Schiff (Breslau)

Länger als zwei Jahrzehnte hat Goethe mit dem Chemiker Göttling in persönlichem, amtlichem und vor allem wissenschaftlichem Verkehr gestanden. Der Gedankenaustausch zwischen ihnen fand, da sie zumeist in nächster Nachbarschaft lebten, überwiegend mündlich statt. Hierüber ist in Goethes Schriften, den 'Tag- und Jahresheften' und Tagebüchern sowie der Farbenlehre', manches zu lesen, was auch in der einschlägigen neueren Literatur berücksichtigt worden ist. Hingegen ist bisher wenig beachtet worden, daß beide Männer, wenn auch naturgemäß selten, Briefe gewechselt haben. Wir besitzen zwei Schreiben Goethes an Göttling, die in die IV. Abteilung der Weimarer Ausgabe (Briefe) Aufnahme gefunden haben. Ihnen stehen sieben Briefe Göttlings an Goethe gegenüber, die noch unveröffentlicht sind und deren Handschriften im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verwahrt werden. Diese sind zunächst wertvoll für die Goetheforschung; denn sie legen von der nie ruhenden Anteilnahme des Meisters an allen wissenschaftlichen Fortschritten sowie von dem Widerhall, den diese Anteilnahme bei einem ausgezeichneten und verständnisvollen jüngeren Forscher fand, ein schönes Zeugnis ab. Sie verdienen aber auch die Aufmerksamkeit aller für Wissenschaftsgeschichte Interessierten; denn sie werfen ein helles Licht auf einen für die Entwickelung der Naturwissenschaften und vor allem der Chemie bedeutungsvollen Zeitabschnitt

Zum Verständnis seien einige Nachrichten über den Briefschreiber vorausgeschickt.[1]) Göttling wurde geboren im Jahre 1753 und ist, wie die Mehr-

[1]) Vgl. Julius Schiff, 'Goethes chemische Berater und Freunde', 'Deutsche Rundschau' 38. Jahrg., 1912, S. 450ff.; Alexander Gutbier, 'Goethe, Großherzog Carl August und die Chemie in Jena' 1926, und Julius Schiff, 'Die Hof- und Stadtapotheke in Weimar zur Goethezeit', Pharmazeutische Zeitung' 1927, Nr. 37.

zahl der Chemiker jener Zeit, aus der Pharmazie hervorgegangen. Nachdem er an verschiedenen Orten als Lehrling und Gehilfe gearbeitet hatte, eine Universität aber wegen seiner Armut nicht hatte besuchen können, kam er 1774 als Provisor in die Hofapotheke zu Weimar. Hier führte ihn sein Prinzipal Dr. Wilh. Heinr. Sebastian Bucholtz, ein als Forscher und Mensch gleich ausgezeichneter Mann, in die Wissenschaft ein und regte ihn zu selbständigen Arbeiten sowie zu literarischer Betätigung an. Bucholtz war der Vertrauensmann Goethes und Karl Augusts; er hatte die Aufgabe, ihnen „jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte chemisch-physische Merkwürdigkeit“ experimentierend vor Augen zu bringen.[1] Sie wurden bei diesen Experimentalvorträgen, die gewöhnlich in den Räumen der Hofapotheke stattfanden, auf den ungewöhnlich kenntnisreichen und geschickten Gehilfen ihres Vertrauensmanns aufmerksam und lernten ihn so schätzen, daß sie ihn für die Universität Jena, an der damals die Chemie nur als ein Nebenfach in der medizinischen Fakultät gelehrt wurde, für eine zu errichtende selbständige Professur dieses Faches in Aussicht nahmen. Der Herzog gewährte dem bereits im 32. Lebensjahre stehenden Provisor zunächst die Mittel, um (von 1785—1787) in Göttingen das fehlende Hochschulstudium nachzuholen, und schickte ihn dann noch für ein Jahr nach Holland und England, wo er gewerbliche Anlagen besichtigte und mit den hervorragendsten Forschern dieser Länder in Beziehungen trat. Sofort nach seiner Rückkehr, im Herbst 1788, erfolgte seine Ernennung zum Professor der Philosophie mit dem Lehrauftrag für Chemie, Pharmazie und Technologie. Da Goethe schon vorher für ihn ein Laboratorium hatte einrichten lassen, so konnte er bald darauf seine Tätigkeit beginnen. Göttling ist in Jena verblieben und hat hier mehr als zwanzig Jahre, bis zu seinem Tode im Jahre 1809, segensreich gewirkt.

Göttling war ein ausgezeichneter Lehrer. Zu einer Zeit, wo Deutschland im chemischen Unterricht dem Auslande stark nachstand und die Vorlesungen an vielen Universitäten im wesentlichen theoretischer Art waren, hielt er wirkliche Experimentalvorlesungen. Er verfaßte auch eine Anzahl vorzüglicher Lehrbücher der theoretischen und praktischen Chemie sowie der Analyse und der Pharmazie. Als ein besonderer Ruhmestitel ist ihm anzurechnen, daß er sich von den Verirrungen der Naturphilosophie, die zu jener Zeit durch Schellings Einfluß in Deutschland und vor allem in Jena herrschend geworden war, völlig frei hielt und für die empirische Forschung eintrat. Er hatte sogar den Mut, seinen Schülern, von denen sicherlich die meisten dem naturphilosophischen Rausch nicht widerstanden, warnend zuzurufen, der „angehende Chemiker“ möge sich erst an das „Philosophische“ wagen, wenn er „mit dem Empirischen der Chemie hin-

[1]) Goethe, 'Geschichte der botanischen Studien' (Naturwiss. Schriften 6, 102).

länglich vertraut" sei.[1]) Übrigens wurde seine schlichte klare Art auch von den Schellingschülern anerkannt, wie zwei der hervorragendsten von diesen bekundet haben.[2]) Erwähnung verdient auch, daß er, seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voranschreitend, für die Aufnahme der Chemie in den Schulunterricht eingetreten ist.[3])

Goethe rühmt Göttling nach, daß er schon in seiner Weimarer Zeit ein „gebildeter Scheidekünstler" — modern gesprochen: ein tüchtiger Analytiker — war. Auch später beschäftigte er sich viel mit analytischen Arbeiten sowie mit der Fortbildung der analytischen Methoden.[4]) Einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte der Chemie sichert ihm seine Teilnahme an dem Kampfe zwischen der älteren, von dem Deutschen Stahl begründeten Phlogistontheorie und der damals neuen Lavoisierschen Lehre von der Verkalkung und Verbrennung als Oxydationsvorgängen. Während die große Mehrzahl der deutschen Chemiker der „französischen Chemie" scharf ablehnend gegenüberstand, erkannte Göttling schon früh ihren Wert, nahm sie — zunächst als gleichberechtigt mit den älteren Vorstellungen — in sein bescheidenes 'Taschenbuch' auf und gab hier in den Jahren 1789 und 90 für die Deutschen die erste vollständige Übersicht über die neue Nomenklatur.[5]) Wenig später bekannte er sich offen — allerdings mit einigen Einschränkungen — als überzeugten Anhänger Lavoisiers und trug durch zahlreiche Veröffentlichungen, insbesondere durch seine 'Beiträge zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie', 1794 und 1798, wesentlich dazu bei, der Sache des Fortschritts zum Siege zu verhelfen. Weniger erfolgreich waren seine durch viele Jahre fortgesetzten Untersuchungen über das Leuchten des Phosphors. Er kam, da ihm die Darstellung völlig reinen Stickstoffs nicht gelang, zu der falschen Anschauung, daß Phosphor auch bei Abwesenheit von Sauerstoff im Stickstoff leuchten könne, und wurde deshalb vielfach angegriffen; doch finden sich auch in diesen Arbeiten manche bedeutsamen Ergebnisse.

Göttling, der als Gehilfe von Bucholtz Goethen wert geworden war, rückte allmählich ganz in dessen Stelle ein, d. h. er wurde Goethes und hin und wieder auch Karl Augusts Berater für chemische und verwandte Fragen. Wenn Goethe in Jena weilte, trat er stets mit ihm in Verkehr, ließ sich von ihm unterrichten und nahm sogar mehrfach an seinen Ver-

[1]) 'Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie', 1. Teil, 1798, S. XII.

[2]) G. H. v. Schubert, 'Selbstbiographie' Bd. 1, 1854, S. 367, und H. Steffens, 'Was ich erlebte', 4. Bd., 1841, S. 295.

[3]) Es geschah dies in seinem 'Versuch einer physischen Chemie für Jugendlehrer beim Unterricht' 1792.

[4]) Vgl. seine 'Praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie' 1802.

[5]) Göttling begründete 1780 das 'Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker' und führte es länger als zwei Jahrzehnte fort.

suchen teil, beispielsweise an den Phosphorversuchen, auch an der Darstellung von Zucker aus Rüben. Auch für seine optischen Arbeiten zog er den geschickten Chemiker heran und zählt ihn im Gegensatz zu den Widersachern aus dem Lager der Physiker zu den Gelehrten, die ihn gefördert haben.[1]) Immer, wenn er von ihm spricht, spendet er ihm warme Anerkennung, und vor allem rühmt er ihn, daß er als einer der „allerersten" in Deutschland „den allerdings hohen Begriff der neuern französischen Chemie" in sich aufgenommen und sie durch Versuche weiter ausgebaut habe.[2])

Ich teile nunmehr die Briefe mit, denen ich die notwendigsten Erläuterungen folgen lasse.

1.

Es ist bekannt, daß man sehr oft an Gebäuden, zumal an feuchten dumpfigten Orten, wo mit Kalch gemauret worden, einen salzigten, Haaren ähnlichen Auswuchs findet, den man Salpeterfraß zu nennen pflegt und der nach Herrn Wieglebs (Acta academiae electoralis moguntinal. scientiarum utilium etc.' 1776, S. 452) Meynung aus Kalcherde und Salpetersäure bestehen soll. — Eben das salzigte Pulver, so ich von Ihnen erhalten habe und womit die ganze äußerliche Mauer des Schlosses zu Schwarzburg, und besonders die Mauer des Erbbegräbnisses, welche beyde aus Thonschiefer (Cronstedts 'Versuch einer Mineralogie', [übersetzt] von Werner 1780, S. 203) aufgemauret sind, weil die dasigen Berge ganz aus dieser Steinart bestehen, überzogen ist, hielt ich ebenfalls vor Salpeterfraß. — Wie oft man sich aber in dergleichen Schlüssen betrügen kann, erfuhr ich auch hier, denn das von Ihnen erhaltene Salz war, wie sich nach der Untersuchung desselben fand, nichts weniger als Salpeterfraß, sondern ein wahres Bittersalz und bestand aus reiner Bittersalzerde und Vitriolsäure.

Es hatte der salzigte Auswuchs, so wie ich ihn von Ihnen erhalten habe,

1. ein weißgraues, pulverigtes, aber nicht im geringsten crystallinisches Ansehen, welches er vermuthlich durch das Zusammendrücken verlohren hatte.

---

[1]) Im Briefe V spricht sich Göttling übrigens durchaus im Sinne der Newtonschen Lehre aus.

[2]) 'Tag- und Jahreshefte' 1794 (Werke 35, 32).

2. hatte er einen bitterlichen und zuletzt etwas kühlen, aber weder einen vitriolischen noch alaunigten Geschmack.
3. zerging er sehr leicht auf der Zunge, ließ sich eben so leicht in Wasser auflösen und gab eine ganz klare, wasserhelle und nicht im geringsten gefärbte Auflösung.
4. als ich etwas weniges davon in Wasser auflöste und in die davon abfiltrirte helle Auflösung einige Tropfen zerflossenes Weinsteinöl [Kalilauge] tröpfelte, fiel sogleich eine weiße Erde ohne Aufbrausung, wie solches ebenfalls beym Bittersalz geschiehet, daraus nieder.
5. da ich einige Tropfen Vitriolöl auf ohngefähr ein Quentchen von dem salzigten Pulver tröpfelte, bemerkte man nicht den geringsten Geruch nach Salpetersäure, welches doch hätte geschehen müssen, wenn es Salpeterfraß gewesen wäre
6. etwas davon auf glühende Kohlen geworfen, verhielt sich ganz rühig, blähete sich nur ganz wenig auf, behielt, nachdem es trocken war, den bitterlichen Geschmack und spritzelte nicht im geringsten wie Salpeter.
7. Etwas von dieser Salzauflösung mit Galläpfeldekokt vermischt färbte sich nicht im geringsten schwarz.

Ob mich nun gleich diese wenigen Proben überzeugten, daß dieser salzigte Auswuchs kein Salpeterfraß, kein vitriolisches Salz und auch kein Alaun war, so schienen sie mir doch noch nicht hinlänglich zu erklären, unter was vor ein Geschlecht von den vorhandenen Salzen dasselbe gehöre, sondern um solches zu bestimmen, war es nothwendig, die Bestandtheile und Eigenschaften desselben näher zu beleuchten.

Da das von Ihnen erhaltene Salzpulver mit etwas Unreinigkeit vermischt war, welches vermuthlich durch das Abkratzen von der Mauer darunter gekommen, so löste ich das sämtliche Salz, um es von diesen Unreinigkeiten zu reinigen, in Wasser auf und filtrirte die Auflösung durch Löschpapier. Das im Filtro Zurückgebliebene war etwas graue, pulverigte Erde und wenige Stückchen Thonschiefer. Zu der Hälfte dieser durchfiltrirten Flüssigkeit tröpfelte ich, so gleich noch warm, so lange in Wasser aufgelöstes vegetabilisches Laugensalz [Laugensalze: Alkalien],

bis keine weiße Erde mehr daraus niederfiel, und die andere Hälfte von dieser Flüssigkeit ließ ich an der bloßen Sommerwärme nach und nach abrauchen und crystallisiren, wo ich ein nach allen Eigenschaften vollkommenes crystallisirtes Bittersalz erhielt, welches ich Nr. 1 bezeichnete.

Da sich nun die aus der andern Hälfte der Auflösung niedergeschlagene weiße Erde recht gut abgesetzt hatte, goß ich die über derselben befindliche Flüssigkeit helle ab, übergoß sie, um sie von allen salzigten Theilen zu befreyen, noch einigemal mit frischem Wasser, und da die Erde vollkommen ausgesüßt und abgetrocknet war, beschrieb ich sie Nr. 2.

Die von dieser Erde abgegossene Flüssigkeit, die den sauren Bestandtheil, der die Erde aufgelöst erhalten hatte, mit dem Laugensalze verbunden enthielt, ließ ich nun ebenfalls an der Sommerwärme verdampfen und crystallisiren, und erhielt davon einen wahren vitriolisirten Weinstein (Tartar. vitriolat.) [Kaliumsulfat] Nr. 3, zum Beweis, daß der saure Bestandtheil bey diesem erdigten Salze keine Salpetersäure, sondern Vitriolsäure ist; denn wäre dieses Salz Salpeterfraß gewesen, von welchem der saure Bestandtheil die Salpetersäure ist, so hätte dieses nach der Niederschlagung mit fixem vegetabilischen Laugensalze kein vitriolisirter Weinstein, sondern Salpeter seyn müssen.

Da nun der eine Bestandtheil dieses Salzes, die Vitriolsäure, entdeckt war, so war nun noch die Erde Nr. 2 zu untersuchen, womit ich folgender Gestalt zu Werke ging.

1. That ich von der weißen Erde Nr. 2, reine Bittersalzerde, die aus dem Bittersalze durch Laugensalz niedergeschlagen war, und reine an der Luft zerfallene Kalcherde, von jeder 15 Gran, in drey verschiedene Kelchgläschen, und goß auf jede von den Erden ein Quentchen sehr verdünnte Vitriolsäure. Die aus dem ausgewaschenen Salze niedergeschlagene Erde Nr. 2 löste sich sogleich mit Brausen auf, ohne etwas unaufgelöst zurückzulassen, und eben so verhielt sich auch die reine Bittersalzerde; die Kalcherde hingegen brauste auch sehr lebhaft, fiel aber sogleich nach der Verbindung

mit der Vitriolsäure wiederum als Selenit [Gips] nieder, zum sicheren Beweis, daß die Erde des ausgewaschenen Salzes keine Kalcherde, sondern eine Bittersalzerde ist.

2. Befeuchtete ich ein Papier mit der gesättigten Auflösung dieser Erde in Vitriolsäure, und ließ es wiederum trocken werden; so bald dasselbe trocken war und darauf angezündet wurde, brannte es mit einer grünen Flamme. Eben so verhielt sich die mit Vitriolsäure gesättigte reine Bittersalzerde und auch das gereinigte, in Wasser aufgelösete Salz Nr. 1.

3. Etwas von der Erde mit destillirtem Essig gesättiget, gab nach der Abrauchung eine dem arabischen Gummi ähnliche Materie, die an der Luft sehr leicht Feuchtigkeit anzog, eben so wie es die reine Bittersalzerde zu thun pflegt.

Ob nun gleich diese drey eben angezeigten Haupteigenschaften der Bittersalzerde hinlänglich beweisen, daß die Erde Nr. 2 wirklich Bittersalzerde ist, so versuchte ich doch zu mehrerer Versicherung aus diesen beyden angegebenen Bestandtheilen, nämlich der Vitriolsäure und der Bittersalzerde Nr. 2, das nämliche Salz wieder zusammen zu setzen. Etwas von der aus dem ausgewaschenen Salze niedergeschlagenen Erde sättigte ich mit sehr verdünnter Vitriolsäure, so daß man von beyden Seiten nicht die geringste Aufbrausung mehr bemerkte, die Auflösung filtrirte ich durch Löschpapier und ließ sie an der bloßen Sommerwärme vor dem Stubenfenster nach und nach verdampfen und crystallisiren und erhielt davon ein Salz Nr. 4, so nach allen Eigenschaften mit Nr. 1 übereinkam. Auch sättigte ich etwas reine Bittersalzerde mit Vitriolsäure und erhielt durch eben die Behandlung ein Salz Nr. 5, das von Nr. 1 und Nr. 4 in keinem Stücke unterschieden war.

Da ich kaum diese kleine Untersuchung beendiget hatte, fand ich, daß schon Herr Scopoli ('Einleitung zu Kenntniß und Gebrauch der Fossilien,' Riga und Mietau, 1769, S. 37 u. f.) einen ähnlichen Auswuchs am Thonschiefer, so in der Quecksilber-Grube zu Idria beym 'Alten Mann' und in alten Zechen gefunden wird und den die Bergleute Saliter nennen, unter-

sucht hat. Dieser Auswuchs aber, so Herr Scopoli Haarsalz (Halotrichum) nennet, scheint ganz von dem bittersalzartigen zu Schwarzburg befindlichen Auswuchs unterschieden zu seyn, oder er müßte in der Quecksilbergrube, da der Schiefer vielleicht in Gesellschaft anderer Mineralien bricht, diese Veränderung erlitten haben.

Um Ihnen nun auch noch von dem Unterschiede dieser Auswüchse zu überzeugen, will ich nur noch einige von denen Eigenschaften hersetzen, so Herr Scopoli an seinem Haarsalz bemerkt hat. Es hatte dasselbe

1. einen ekelhaften süßen und hernach vitriolischen Geschmack.
2. Die Auflösung desselben war strohfarbig.
3. Auf der Auflösung erschien bey der Ausdunstung eine röthliche glänzende Haut, welche im Feuer brannte und wie Schwefel roch.
4. Bey dem 45. Grad Hitze seines Wärmemessers setzte sich eine gelbe Erde daraus zu Boden.
5. Mit Galläpfelbrühe entstand eine schwärzliche Dinte.
6. Es schießt, wenn sich die gelbe Erde abgesetzt hat, zu schönen, hellen Crystallen an, die im Feuer fließen und endlich in einen röthlichen Kalch zerfallen.
7. Der Salmiak giebt mit diesem Salze einen gelblichen Sublimat.

Ob gleich Scopoli außer denen hier angeführten noch auf zwanzig Proben mit diesem Haarsalze angestellet hat, so hat er doch die eigentliche Natur desselben nicht entdecken können; sondern er sagt, es sey dasselbe weder Salpeter, Mauersalz noch Alaun, sondern ein ganz eigenes Salz. Auch kann ich nicht unterlassen, hier mit anzuführen, daß Monnet ('Abhandlungen der Schwedischen Akad. der Wissenschaften', Bd. 35, S. 333) ein wahres Bittersalz von einem Thonschiefer, der in der Normandie bey Littry gefunden wird, erhalten hat. Sechs Centner von diesem Schiefer wurden geröstet, wobey viel Schwefel verdampfte, und nach der Auslaugung und Einkochung der Lauge schoß lauter Bittersalz an, zuletzt aber noch etwas Alaun und Vitriol. Nun könnte es seyn, daß man, wenn man den frisch

gebrochenen Thonschiefer, wovon die Mauer zu Schwarzburg aufgebauet ist, auf die nämliche Art behandelte, eben dieses Salz ohne Verwitterung davon abscheiden könnte, und dadurch ließe sich dann ganz sicher beweisen, daß diese Steinart nicht allein unter die Thonarten gehöre, sondern daß es ein gemischter Stein ist, von welchem die Hauptbestandtheile Bittersalzerde und Thonerde mit Vitriolsäure gesättiget sind.

J. F. A. Göttling.

Daß dieser Bericht, dem Anrede und Datum fehlen, für Goethe bestimmt war, folgt daraus, daß er ihm übergeben und von ihm in eine Mappe mit der Aufschrift 'Mineralogie von Thüringen und angrenzender Länder' eingereiht worden ist. Aus der Stelle, die Goethe ihm hier angewiesen hat, geht ferner hervor, daß die Untersuchung im Jahre 1782 ausgeführt wurde. Sicherlich hat Göttling das von Goethe in Schwarzburg aufgefundene „salzigte Pulver" durch Vermittlung seines Prinzipals Bucholtz erhalten und den Bericht auch zunächst für diesen verfaßt; anderenfalls würde er sich, wie in den folgenden Schreiben, der Anrede „Gnädiger Herr" bedient haben. Die sehr gründliche Untersuchung zeigt, wie erfahren in der „Scheidekunst" und wie bewandert in der Literatur Göttling schon vor seiner Studienzeit gewesen ist.

II.

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr!

Ew. Hochwohlgeboren Auftrag zufolge habe ich die durch Schröter in Gotha verfertigte Luftpumpe angesehen, nur schade, daß sie nicht völlig fertig war und ich mich also auch von ihrer Wirkung nicht ganz überzeugen konnte. Die Einrichtung aber ist ganz simpel: die bey der Smeatonschen angebrachten Ventile sind hier ganz weggelassen, und nur ein einziger, unten an den Stiefel angebrachter und sich leicht nach verschiedenen Richtungen drehender Hahn vertritt hier die Stelle der Ventile. Diese Einrichtung soll nach Schröters Angabe noch den Vortheil haben, daß die Luft reiner ausgepumpt werden kann, da bey der Smeatonschen allezeit etwas Luft unter den Ventilen sitzen bleibt. Die übrigen dazu gehörigen Geräthschaften sind auch ziemlich vollständig, und es brauchten nur noch einige mehr angeschafft zu

werden. Böse ist es nur, daß die Künstler gar zu langsam arbeiten: diese Luftpumpe ist nun, wie mir Herr Legationsrath Lichtenberg sagte, seit anderthalb Jahren bestellt, und schwerlich wird sie in einem halben Jahre fertig werden. Bey Lichtenberg konnte ich nach dem Verkauf einzelner Apparate nicht fragen, weil ich bey Schrötern hörte, daß er sie dem Herzog von Gotha zusammen angeboten habe.

In Crells 'Chemischen Beyträgen' habe ich ebenfalls kein zuverlässigeres Mittel, den Schwefel in den Mineralwässern zu entdecken, gefunden, als diejenigen sind, welche schon Bergman und andere anführen, und worunter das Anlaufen polirter Metalle, das Gelbwerden des Arseniks und der schwarze Niederschlag durch Bleyauflösung in Essig die vornehmsten sind.

Über das Carlsbader Wasser und dessen Untersuchung habe ich verschiedene Schriftsteller nachgelesen, aber von eigentlichem Schwefelgehalt nichts Zuverlässiges gefunden. Die ältern Untersuchungen, wodurch man die Gegenwart des Schwefels in solchen Wässern zu beweisen glaubte, sind ganz fehlerhaft, weil man den Schwefel, so man bey der Untersuchung künstlich erzeugte, für Gehalt des Wassers ansah. Den Mineralwässern fehlt es nicht an erdharzigtem brennbaren Stoff und auch selten an vitriolsäurehaltigen Salzen; wird nun ein solches Wasser bis zum Trocknen abgedunstet und dem Reste Sublimirfeuer gegeben, wie es einige bey dieser Untersuchung gethan haben, so muß hier allerdings künstlicher Schwefel entstehen. Schwerlich kann ich glauben, daß Bergman und noch andere recht haben, daß der nach Schwefel riechende Dunst, welcher besonders bey einigen warmen Mineralwässern aufsteigt, wirklich Schwefel enthalte, der sich bey Berührung der atmosphärischen Luft absetze — vorzüglich aber kann ich mir vom flüchtigen Schwefel, wovon Brückmann sagt, gar keinen Begriff machen, und es ist ganz wider die Natur des Schwefels, wenn er wirklicher Schwefel genannt werden kann, daß er sich lieber mit der fixen Luft oder Luftsäure als mit dem mineralischen Laugensalze verbinden sollte, das doch beym Carlsbader Wasser einen so vorzüglichen Bestandtheil ausmacht, und die Laugensalze das wahre Auflösungsmittel des Schwefels sind. Wahrscheinlicher scheint es zu

seyn, daß der von solchen Wässern aufsteigende, nach Schwefel riechende Dunst bloßes brennbares Wesen [Wasserstoff, Sumpfgas und dergl.] mit Luftsäure verbunden ist, das durch die dazu kommende atmosphärische Luft von der Luftsäure getrennt wird und seiner Flüchtigkeit wegen verdampfen muß, ohne auf die Wirkung des zurücklassenden Wassers den geringsten Bezug zu haben.

So viel mir bekannt ist, hat noch niemand mit dem von heißen Mineralquellen aufsteigenden hepatischen luftartigen Dunst [Schwefelwasserstoff] Untersuchungen angestellt, die doch vielleicht am zuverlässigsten über die Entstehung der heißen Mineralquellen Licht geben könnten. Man könnte diesen luftartigen Dunst auffangen, ihn durch frisches Kalkwasser von der Luftsäure trennen und dann die zurückbleibende Luft nach ihren Eigenschaften prüfen, vorzüglich aber ihr Verhalten mit dem Eudiometer versuchen.

Mit dem vollkommensten Respect höre ich nie auf zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren

Göttingen, unterthänigst gehorsamster

den 7. May 1786. Johann Friedrich August Göttling.

Dieser Brief — Antwort auf eine uns nicht erhaltene Anfrage Goethes — stammt aus der Zeit, in der Göttling in Göttingen studierte und dort seinem Lehrer, dem berühmten Physiker und Satiriker Lichtenberg, freundschaftlich nahe getreten war.[1]) Die Smeatonsche Luftpumpe interessierte Goethe deshalb, weil die Ausrüstung der ihm unterstellten Jenaer Institute mit guten Apparaten ihm immer sehr am Herzen lag. Daß Goethe über die Entstehung des Karlsbader Sprudels und der Thermen überhaupt fortgesetzt nachgedacht und geforscht hat, ist bekannt. Hierfür schrieb er zeitweise auch dem Schwefel eine Mitwirkung zu. Göttlings Bescheid, daß freier Schwefel im Karlsbader Wasser nicht enthalten und die ganze Frage noch nicht spruchreif sei, mag ihn daher enttäuscht haben.[2])

---

[1]) Vgl. 'Lichtenbergs Briefe', hrsg. von Alb. Leitzmann und Karl Schüddekopf, 1901—1904, Briefe 232 und 500.

[2]) Siehe hierüber Max Semper, 'Die geologischen Studien Goethes', 1914, S. 109.

III.

Hochwohlgeborner,

Gnädiger Herr Geheimer Rath!

Daß Ew. Hochwohlgeboren die bisherigen Fortschritte der Chemie und ihre Anwendung auf die Erscheinungen in der Natur nicht gleichgültig waren, machten mir einige Äußerungen von Denenselben bemerkbar, und eben daher glaubte ich's wagen zu dürfen, Denenselben mit beyliegenden dahin einschlagenden kleinen Beobachtungen gehorsamst aufzuwarten. Es ließ sich bisher sowohl gegen die phlogistischen als antiphlogistischen Erklärungen mehreres und zwar aus Gründen einwenden, und diese Einwendungen scheinen mir bloß in einigen unrichtig beobachteten Erfahrungen ihren Grund zu haben, die man wahrscheinlich für zu geringfügig hielt, um sich lange dabey aufzuhalten. Bisher nahm man allgemein an, daß der Phosphor in der ganz reinen Lebensluft besser leuchte als in der atmosphärischen und in der sogenannten phlogistisirten oder Stickluft gar nicht, und daher mußte dieses Leuchten eine schwache Verbrennung seyn. Hiervon habe ich aber gerade das Gegentheil gefunden, und das sind nun die Hauptsätze meiner neuen Erklärungsart geworden, die dann auch noch einige andere hierher gehörige Versuche veranlaßt haben. Ich glaube mich dadurch berechtiget, den Lichtstoff als einen eigenen vom Wärmestoff ganz unabhängigen Stoff anzusehen und so auch wirkliches Verbrennen und bloßes Leuchten ohne empfindbare Wärme als ganz von einander verschiedene Operationen betrachten zu müssen. Es läßt sich dieses auf alle Erscheinungen in der Chemie sehr gut anwenden, welches ich künftig noch durch mehrere Versuche, die noch nicht beendiget sind, zu beweisen hoffe.

Mit dem vollkommensten Respect habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Jena, d. 1. April 1794. J. F. A. Göttling.

Mit diesem Briefe überreichte Göttling den soeben erschienenen 1. Teil seiner bereits genannten 'Beiträge zur Berichtigung usw.' Goethes Er-

widerung[1]) ist sehr anerkennend und ausführlich. Alle Versuche, die den „Lichtstoff und seine Verwandtschaften zu anderen Körpern" betreffen, seien ihm mit Rücksicht auf seine eigenen Studien „doppelt interessant".

IV.

Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr Geheimer Rath!

Ew. Hochwohlgeboren hatte ich die Ehre schon vor einiger Zeit zu sagen, daß ich eine neue Bearbeitung des Cramerschen 'Probierbuchs' unter den Händen hätte, und da diese Arbeit jetzt so eben beendiget [ist], so nehme ich mir die Freyheit, Denenselben damit gehorsamst aufzuwarten. Es würde die größte Aufmunterung für mich seyn, wenn Ew. Hochwohlgeboren beym Vergleich dieser neuen Ausgabe mit der Gellertschen finden sollten, daß ich bey der neuen Bearbeitung des Buchs eines zu seiner Zeit so verdienten praktischen Metallurgen nicht ganz unglücklich gewesen sey und ihm wirklich für unsere Zeit etwas mehr Brauchbarkeit gegeben habe.

Ew. Hochwohlgeboren fernerem Wohlwollen empfehle ich mich aufs angelegentlichste und habe die Ehre, mit vollkommenstem Respect zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener

Jena, den 20. Jun. 1794. J. F. A. Göttling.

Zwischen diesem und dem folgenden Briefe ist wahrscheinlich eine Lücke vorhanden. Es fehlt nämlich eine Antwort auf Goethes Schreiben vom 7. Dezember 1796, in dem Goethe Göttling um sein Urteil über eine von A. v. Humboldt erfundene Grubenlampe sowie um Untersuchung eines in der Nähe von Weimar entdeckten Gesundbrunnens bittet. Daß die Fragen mündlich beantwortet wurden, ist unwahrscheinlich; sonst würde sich wohl ein Hinweis im Goethischen Tagebuch finden.

[1]) Briefe 10, 154.

V.

Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr Geheimer Rath!

Ew. Hochwohlgeboren sage ich für das vortreffliche Geschenk der 'Beyträge zur Optik' den unterthänigsten Dank. Zugleich freuet es mich ungemein, daß Dieselben auf den Gedanken gekommen sind, es könnten vielleicht die optischen Erfahrungen mit den chemischen verbunden werden, oder die Wirkung, die das Licht auf verschiedene Gegenstände ausübe, sey chemisch und beruhe also auf chemischen Verwandtschaftsgesetzen. Ich glaube gewiß, daß wir hierin einen großen Schritt vorwärts thun würden, wenn es durch überzeugende Versuche ausgemacht werden könnte, ob die verschiedenen Farben, in welche das Licht durch das Prisma zerlegt werden kann, auf Gegenstände, wovon wir aus Erfahrung wissen, daß das Licht auf sie eine besondere Wirkung auszuüben geschickt ist, eine gleiche oder eine verschiedene Wirkung zeigen. Wir sehen, daß verschiedene Farben durch die Einwirkung des Lichts eine auffallende Veränderung leiden: es ist aber noch nicht durch Versuche ausgemacht, ob der rothe, der violette oder ein anderer Lichtstrahl eben dieselbe Veränderung auf diese Farben als das aus den verschiedenen Farben zusammengesetzte Licht hervorbringe oder ob sie darauf verschieden wirken. Sollte es daher wohl nicht möglich seyn, die verschiedenen prismatischen Farben mehrere Tage hintereinander auf einen mit einer Saftfarbe angestrichenen Bogen Papier fallen zu lassen und zu beobachten, ob die Farbe verschieden verändert werde? Man müßte freylich den Ort jeder Farbe genau bezeichnen und das Prisma so zu richten suchen, daß jede Farbe immer wieder auf ihren einmal angewiesenen Ort hinfalle. Würde nun die Farbe auf dem Papier verschieden verändert, so ließe sich vielleicht dadurch auf ganz verschiedene Verwandtschaften in Ansehung der verschiedenen Lichtstrahlen und des Farbstoffs schließen. Es giebt außerdem noch mehrere andere chemische Produkte, auf welche das Licht eine ganz eigene Wirkung hat, z. B. die Bestuscheffische Nerventinktur [gelbbraune Lösung eines Eisensalzes in Alkohol], das Hornsilber u. s. w. Man könnte vielleicht auch leicht bey diesen eine Veranstaltung treffen, auch auf diese Produkte

die verschiedenen Farben des Lichts wirken zu lassen, und ich glaube gewiß, daß sich hier noch eine Menge neue Erfahrungen machen lassen, die für den feineren Theil der Chemie von Wichtigkeit seyn können. Es fehlt mir zu sehr an Gelegenheit, diese Versuche selbst zu unternehmen; sollten aber Ew. Hochwohlgeboren diese oder ähnliche Versuche der Mühe nicht ganz unwerth oder nicht zu entfernt von den wichtigen prismatischen Untersuchungen, womit sich Dieselben bisher beschäftiget haben, finden, so würde es mir viel Freude machen, wenn ich die nöthigen Produkte dazu liefern könnte.

Da ich durch Herrn Schleußner [Arzt in Jena] weiß, daß Ew. Hochwohlgeboren den ersten Theil von Berthollets Farbenbuche schon gesehen haben, so werde ich mir die Freyheit nehmen, so bald der zweite Theil die Presse verlassen hat, mit beyden Theilen aufzuwarten.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich auch die Ehre, die Sammlung chemischer Präparate zu übersenden. Sollten Dieselben solche Ihres Beyfalls nicht ganz unwürdig finden, so würde dieses die größte Aufmunterung für mich seyn.

Ich verharre mit dem vollkommensten Respect

Ew. Hochwohlgeboren

unterthäniger Diener

Jena, d. 17. Jun. 1797. J. F. A. Göttling.

Dieser Brief hat auf Goethe in hohem Maße anregend gewirkt, wie der Didaktische Teil der 'Farbenlehre', Abschnitte LV und LVI, zeigt. — „Sammlungen chemischer Präparate", wie die hier überreichte, wurden von Göttling — wohl zur Aufbesserung des sehr bescheidenen Professorengehalts — in seinem 'Taschenbuche' und an anderen Stellen den „Liebhabern der Chemie" zum Kaufe angeboten. Goethe hat diesen „chemischen Kabinetten" in den 'Wahlverwandtschaften' ein literarisches Denkmal gesetzt.

VI.

Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr Geheimer Rath!

Überzeugt, daß Ew. Hochwohlgeboren auch die kleinsten Bemühungen, in der Naturwissenschaft die Lehre von Licht und Feuer etwas aufzuhellen, nicht gleichgültig sind, wage ich es,

Denenselben das zweyte Stück meines 'Beytrags zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie' zu übersenden.

Eine Menge Versuche, welche ich, um diesen Gegenstand, vorzüglich was meine erstern Versuche betrifft, etwas mehr ins Licht zu stellen, zu unternehmen hatte und die, um von ihrem Erfolg hinlänglich versichert zu seyn, [des] öfteren wiederholt werden mußten, war die Ursach, daß ich mit dieser Fortsetzung so lange zurück geblieben bin. Ich bescheide mich nun sehr wohl, daß die Sache durch diese Fortsetzung noch nicht zur mathematischen Gewißheit gekommen ist; aber ich glaube doch dargethan zu haben, daß das Leuchten des Phosphors im Stickgas nicht bloß von noch dabey befindlicher Sauerstoffluft abhängt, wie man gegen meine ersten Versuche fast allgemein behauptet. Zugleich hat mir ein oft wiederholter Versuch gewiesen, daß die Sauerstoffluft durch die Wirkung auf den Phosphor bey schwachen Temperaturen zur Stickluft werden könne und es also auch von dieser Seite dargethan sey, daß die Grundlage der Stickluft und Sauerstoffluft von einerley Natur seyn müsse.

Sollten Ew. Hochwohlgeboren diese geringen Bemühungen auch nur deßhalb Ihres Beyfalls nicht ganz unwerth finden, weil sie andern, welche über diesen Gegenstand ebenfalls Versuche angestellt haben, vielleicht bey ihren ferneren Untersuchungen einen etwas weiteren Gesichtskreis zu geben im Stande sind, so würde solches schon Reitz genug für mich seyn, diese Untersuchungen künftig selbst noch fleißig fortzusetzen.

Mit dem vollkommensten Respect habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Jena, d. 9. Sept. 1798. J. F. A. Göttling.

Die Vorstellung imponderabler Substanzen galt damals noch fast allgemein; auch Lavoisier lehnte sie nicht ab. Insbesondere betrachteten er und seine Schule den Sauerstoff als eine Zusammensetzung einer wägbaren Grundlage mit Wärmestoff. Wie dieser Brief und der frühere Nr. 11[illegible] lehren, hielt Göttling es für nötig, zur Erklärung seiner — allerdings unrichtigen — Phosphorversuche auch einen imponderablen Lichtstoff einzuführen und diesen im Stickstoff, [illegible] er mit einer wägbaren Grundlage verbunden sei, anzunehmen. Näheres ergeben seine 'Bei[illegible]träge', die die Beilage der beiden Briefe bildeten.

VII.

Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr Geheimer Rath!

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich gehorsamst um Verzeihung, daß ich mir die Freyheit nehme, Denenselben abermals eine kleine literarische Arbeit zu überreichen.

Mit dem vollkommensten Respect habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Jena, d. 23. Oct. 1798. J. F. A. Göttling.

Seit dem Jahre 1798 sind, soweit wir wissen, Briefe zwischen Göttling und Goethe nicht mehr gewechselt worden, hingegen hat der wissenschaftliche und persönliche Verkehr mündlich zwischen ihnen unverändert fortbestanden. Als Göttling am 1. September 1809 starb, empfand Goethe seinen Tod, wie er an den Herzog schrieb, als einen fühlbaren Verlust. Warme Teilnahme bewies er der Witwe des Gelehrten. Als sie ihm des Gatten große Bücherei und Instrumentensammlung für die 'Oberaufsicht' zum Kaufe anbot, ging er auf ihren Vorschlag sofort ein; denn es sei ihm „sehr angenehm . . . den Hinterlassenen eines vorzüglichen Mannes", den er sehr geschätzt und dessen Einsichten er vieles verdanke, „etwas Angenehmes und Nützliches erzeigen zu können".[1] Tatsächlich kam auch „das in Frage stehende Geschäft" nach den Vorschlägen der „Frau Professorin" zustande, was nicht nur für diese, sondern auch für Göttlings Nachfolger J. W. Döbereiner, den später so berühmten Chemiker, dem Bücher und Apparate übergeben wurden, von Vorteil war.[2]) Göttlings einziger Sohn Karl Wilhelm Göttling wurde ein hervorragender Altertumsforscher; er gehörte der Universität Jena seit 1822 als Lehrer an und trat Goethen in noch höherem Maße nahe, als es bei dem Vater der Fall gewesen war.

[1]) 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft', 12 (1926), 33.

[2]) Näheres hierüber siehe 'Briefwechsel zwischen Goethe und J. W. Döbereiner, hrsg. von Julius Schiff', 1914.

Drei Vignetten Goethes zu 'Divan'-Gedichten

Von E. F. Koßmann (Haag)

Durch das ganze Jahr 1816 zieht sich Goethes Sorge um die Einführung und Ausstattung seines west-östlichen Lieblings. Für die Vorbereitung des Publikums wurden Cottas 'Morgenblatt' und 'Taschenbuch für Damen' in Anspruch genommen: eine ausführliche Selbstanzeige (Werke 41^I, 86—89) konnte schon im Februar im 'Morgenblatt' (24. Februar 1816) erscheinen, die „Proben" für das 'Taschenbuch' beschäftigten den Dichter wiederholt, bis er sie am 26. Juni abschicken konnte. Und allerlei Zierliches sollte der fremdländischen 'Versammlung' ein frohspielendes Ansehen geben. Für diesen Zweck richteten sich Goethes Gedanken erst auf den Jenaer Stempelschneider L. Heß[1]), dessen nette Druckerstöckchen ihm Eindruck gemacht hatten und dem er denn auch zwei Turbane zu schneiden auftrug. Demnächst dachte Goethe aber sich mit einem größeren Meister, dem ihm von früher persönlich bekannten Professor Friedrich Wilhelm Gubitz in Berlin, dessen Spezialität ja Holzschnittverzierungen waren, in Verbindung zu setzen, um eine erfreuliche Ausgabe des 'Divan' zustande zu bringen. Im Juni war der Entschluß gefaßt, sich an diesen zu wenden; vermutlich sollte die Sache in dem Brief an Gottfried Schadow vom 11. Juni eingeleitet werden, doch vorerst kam es nicht dazu. Da wollte es kurz darauf ein glücklicher Zufall, daß Gubitz von sich aus eine Verbindung mit Goethe einleitete, indem er sich an ihn mit der Bitte um Beiträge für seine 'Gaben der Milde' und den neu erscheinenden 'Gesellschafter' wandte. Goethe entschloß sich, sein

[1]) Über Chr. E. Ludwig Heß (1776—1853) siehe jetzt Thieme-Beckers Künstlerlexikon.

altes Divangedicht „Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket“ zusammen mit dem folgenden „Und was im Pend-Nameh steht“ für den wohltätigen Zweck der ʻGaben der Milde’ zur Verfügung zu stellen und seine eignen Absichten in die Sache zu verflechten. Das Antwortschreiben an Gubitz vom 10. Dezember 1816, das aus wiederholter Überlegung erwuchs, ist besonders durch die ursprünglichen, später gestrichenen Einzelheiten aufschlußreich. Eine schier literarhistorische Einleitung gibt der gewährten Gabe eine ungewöhnliche Weihe; dann aber schieben sich die eigenen Interessen ein: „Dabei kommen Sie aber auch selbst in Gefahr. Der Gedanke, meinen ʻWest-östlichen Divan’ herauszugeben, beschäftigt mich gegenwärtig. Zu solchem Zweck sind kleine Druckerstöcke höchst wünschenswert . . . Z. B. würde an der Stelle des * eine Vignette wie die beikommende einen bedeutenden und angenehmen Eindruck machen. Vielleicht könnten Sie gleich dieses anmutige Bild benutzen und durch Ihre kunstreiche Hand dem Gedicht seine wahre Bedeutung geben.“ Ursprünglich hatte hier die Beschreibung der Vignette gestanden: „ein paar Hände, wovon die eine einen reichen Ärmel über einer mit Ringen geschmückt[en] zeigte, welche ein Geldstück in eine nackte Hand fallen läßt, die nur durch ein Stückchen Leinwand schließt“; diese Beschreibung wurde überflüssig, weil Goethe die Zeichnung selbst, die für den Brief vom 10. Dezember freilich nicht fertig geworden war, nachzusenden versprach. Dann wird auf die Illustration hingewiesen, mit der die „Proben“ des ʻDamenkalenders’ geschmückt worden waren, und endlich werden die Vignetten charakterisiert, wie der Dichter sie sich für den ʻDivan’ selbst dachte: „In dem ʻDamenkalender’ hab’ ich’s mit ein paar Turbanen versucht. Nun wären anzubringen: Waffen, Reichsinsignien, Waren, geschliffene Glasflaschen, Rosen, streitbare Nachtigallen, Juwelenketten, Ringe, Perlenschnuren, Spiegel usw. Dann ihre berühmtesten Früchte: Melonen, Trauben, unter den Blumen die Lilien nicht zu vergessen. . . . Wer würde einer solchen Ausgabe mehr Glanz verleihen können als Ew. Wohlgeboren und Ihre Schüler.“ Und Goethe konnte sich nicht genug tun, auch selbst seiner Gabe Glanz zu verleihen. Die wenigen Verse der beiden Gedichte wurden als Einheit

unter der Überschrift ‘Wonne des Gebens’ auf drei Seiten verteilt, auf der vierten wurde mit Meyers Beistand (Brief an Meyer vom 23. Dezember) die beabsichtigte Vignette angedeutet, ein beigelegtes Blatt zeigte ihre „deutlichere Ausführung“; so wurde das Ganze am 26. Dezember an Gubitz geschickt. Weitere Ausschmückung wurde dem Künstler nahegelegt: „Ob es rätlich sei, mit einer kleinen Einfassung die Seiten zu verzieren, wird Ihr geprüfter Geschmack entscheiden, auch auf welche Weise.“ So wiegte sich Goethe in der Hoffnung schönsten Erfolges und äußerte seine Zuversicht sogar schon gegenüber Cotta (6. Dezember 1816): „Zufälliger Weise konnte ich Herrn Gubitz eine Gefälligkeit erweisen, daß er zu der Ausgabe des ‘Divans’ mit Holzschnitten gewiß das Seinige beitragen würde.“ Und ebenso meldet er dem Freunde Zelter (26. Dezember 1816): „Herrn Gubitz schick’ ich eine Kleinigkeit, aus der er aber etwas machen kann.“

Doch es kam anders. Cotta freilich gab im ‘Taschenbuch für Damen’ die Divanproben wie gewünscht mit dem Schmuck der beiden Turbane von Heß; aber Gubitz versagte gänzlich. Die ‘Gaben der Milde’ erschienen ja überhaupt völlig bildlos, ohne irgendwelche Verzierung aus Gubitzens Werkstatt, und so auch der Beitrag Goethes, der das zweite Bändchen eröffnete, aber auf einer Seite hintereinander weggedruckt, in drei Abschnitten, die vermutlich jener Dreiteilung des Manuskripts vom 26. Dezember entsprechen, mit nur je einer Zeile Raum zwischen den drei Teilen.

Von Goethes Enttäuschung zeugt kein gesprochenes oder geschriebenes Wort. Desto beredter ist das Schweigen. Gubitz ward nicht mehr angeredet, ja nicht mehr erwähnt, in keinem Briefe an die Berliner Freunde noch sonst (sein Name im Brief an Schadow vom 11. März 1819 bezeichnet den ‘Gesellschafter’, sonst stünde „Herr“ Gubitz); er erhielt nie einen Beitrag zum ‘Gesellschafter’, so regelmäßig er ihn auch sandte, und auch bei den späteren Berührungen Goethes mit der ‘Mittwochsgesellschaft’ tritt er nie als Person auf. Und in bezug auf den verzierten ‘Divan’ war alles abgebrochen: resigniert heißt es im Briefe Goethes vom 17. April 1817 an Cotta: „Wegen des ‘Divans’ tue [ich] nächstens

Vorschläge; wir wollen die Sache ganz einfach nehmen, denn Zeichner, Kupferstecher und Holzschneider sind mit Vorausbestellungen so überhäuft, daß mit ihnen durchaus nichts anzufangen ist."

Dabei blieb es; Goethes Vignette blieb ungenutzt und unbekannt, und die Erinnerung an diese Vorgänge erlosch fast völlig mit den beteiligten Personen.

Doch nicht ganz. Gubitz selbst hat zweiunddreißig Jahre später sonderbar genug daran gerührt. Zu Goethes hundertstem Geburtstag eröffnete er seinen 'Volks-Kalender' 1849 mit einem Aufsatz 'Goethe und Deutschlands Zukunft' und mit durchaus unpersönlichen 'Erinnerungen an Goethe' von seinem Sohn Anton; beigegeben waren fünf Holzschnitte, von denen der erste das Goetheporträt von Dawe in freier Bearbeitung, der zweite die Titelradierung Tony Johannots aus der französischen Wertherausgabe von 1845, der dritte den Frauenplan mit dem Goethehaus, der vierte Bettinas Titelbild vom Frankfurter Mansardenzimmer, das irrig als Goethes Weimarer Arbeitszimmer bezeichnet wird, darstellte, und der fünfte eine Vignette wiedergab, zu welcher Gubitz selbst erläuternd hinzufügte: „Wir können . . . etwas ganz Eigentümliches anschließen, ein Bildchen nach einer Originalzeichnung von Goethe. Der Dichter schenkte sie mir zu Weihnacht 1816 mit freundlicher Zuschrift, und als Erklärung war das hier folgende Gedicht beigefügt [folgt das Gedicht „Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket"]. Wohl wüßt' ich selbst noch einiges zu sagen über Goethe, der bei manchem Anlaß mir eine unvergeßliche Teilnahme für meine Bestrebungen bezeugte. Einstweilen hab' ich indeß Gründe, die Mitteilung von ein paar Zügen, die den großen Dichter in seiner vollen Liebenswürdigkeit erscheinen lassen, noch zu vertagen, werde aber jedenfalls dafür sorgen, daß sie unverloren sind."

Wir wissen längst, daß Gubitz kein zuverlässiger Gewährsmann ist (siehe 'Goethe-Jahrbuch' 3, 351), aber dies ist doch ein gar starkes Stück. Goethes Vignette ein persönliches Weihnachtsgeschenk, mit freundlicher Zuschrift, und das Gedicht zur Erklärung! Die Vignette selbst jedoch wird nun durch die Beschreibung in Goethes Konzept beglaubigt, und wenn sie auch dieser viel-

leicht nicht genau entspricht, so dürfen wir doch annehmen, daß sie Goethes Zeichnung ebenso getreu wiedergibt, wie es die vier anderen kontrollierbaren Holzschnitte mit ihren Originalen tun.

Was Gubitz über sein Verhältnis zu Goethe noch mitteilen wollte, läßt sich nur vermuten. Die Gelegenheit, fünf Jahre später in den 'Berühmten Schriftstellern der Deutschen' sich zu äußern, hat er freilich nicht ergriffen. In seinem 'Volks-Kalender' ist er noch öfters wacker für Goethe eingetreten, zumal als die Politik die Meinungen trübte, doch ohne Persönliches beizubringen. Dann aber hat er in seinen 'Erlebnissen' ausführlich von seiner Begegnung mit Goethe im Jahre 1804 erzählt: das ist augenscheinlich die Mitteilung, welche er im 'Volks-Kalender' 1849 in Aussicht stellte. Wunderlich aber: der Berührung von 1816 wird mit keinem Wort gedacht, und vergebens sucht man unter dem Überfluß mitgeteilter Briefe nach einem der Schreiben Goethes. Und doch tritt Goethe bei den Erinnerungen aus der 'Mittwochsgesellschaft' wieder in den Mittelpunkt des Interesses. Man könnte fragen, ob etwa noch ein Band 'Erlebnisse' geplant war, da sie so stumpf endigen, und ob Goethe dafür aufgespart geblieben sei, aber das ist kaum glaublich; denn außer diesem Einen hatte er doch nichts Persönliches mehr mitzuteilen. Auffällig muß auch bleiben, daß jene beiden Briefe Goethes verschollen sind, die Weimarausgabe konnte sie nur aus dem Konzept geben. Sollte Gubitz gefühlt haben, daß nach seiner Darstellung im 'Volks-Kalender' die Originale nicht mehr bestehen durften?

Von den drei Vignetten ist Goethe jedenfalls der künstlerische Urheber, wenn sich auch nicht mehr feststellen läßt, wie groß sein Anteil an der Ausführung der Schnittvorlagen ist und was auf Rechnung der Heß, Meyer, Gubitz gesetzt werden muß. Besonders die Vignette der Hände beansprucht ihren Platz in Goethes Werk; hat er sie doch mit Bedacht entworfen, um lieben Versen ihre „wahre Bedeutung" zu geben:

Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegendränget,
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
Schau' es recht, und du wirst immer geben.

Goethes Plan eines Gesamtkatalogs der weimarischen Bibliotheken

Von Karl Georg Brandis (Jena)

In Goethes Vortrag: 'Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit', dessen Niederschrift vor dem 22. Oktober 1795 stattfand, heißt es: „Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere: die hiesige, die Jenaisch-Akademische, die Buderische und die Büttnerische, welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden, deren virtuale Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hiezu die nötigen Vorkenntnisse zu sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näher zu bringen, würde schon allein einer literarischen Sozietät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht versäumt werden".[1])

Wir haben hier den ersten Hinweis auf eine Vereinigung der verschiedenen, im Herzogtum Weimar vorhandenen Bibliotheken zu einem Ganzen, zu einer Einheit.

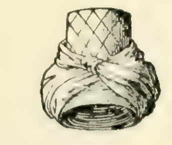
Goethe zählt vier Bibliotheken auf, von denen eine (die „hiesige", das ist die heutige Landesbibliothek) in Weimar, drei dagegen (die Akademische, die Buderische und die Büttnerische) in Jena waren. Die Buderische Bibliothek war schon damals mit der Akademischen (heute: Universitätsbibliothek) wenigstens räumlich vereinigt; nur die Büttnerische war für sich im Schloß zu Jena aufgestellt und unterstand noch vollständig ihrem Gründer und ursprünglichen Besitzer, dem Professor Christian Wilhelm Büttner, der sie freilich schon im Jahre 1782 für 8000 Taler an den Herzog Karl August verkauft hatte. So kann man zwar

[1]) 'Goethe-Jahrbuch' 14 (1893), 11 (Werke 53,187).

1

West=Oestlicher Divan.

Versammelt
von
G o e t h e.



In den Jahren 1814 und 1815.

2

3

XII.

V o l l e n d u n g.

Sagt es Niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet.
In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung,
Wenn die stille Kerze leuchtet.
Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsterniß Beschattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.
Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.
Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.



Vignetten zum „West östlichen Divan"

Die erste und dritte aus: „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1817. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung"
Die zweite aus: „Volks Kalender, 1849. Herausgegeben von F. W. Gubitz"



im Hinblick auf den Ort ihrer Aufstellung, also auf den „Platz“, wie Goethe sagt, nur von drei Bibliotheken sprechen, in Wirklichkeit waren es aber vier Bibliotheken, deren jede ihr Leben für sich führte, deren jede ihren Katalog hatte, deren jede ohne Rücksicht auf die anderen verwaltet und (außer der Buderischen) auch vermehrt wurde.

Was versteht nun Goethe unter jener „virtualen Vereinigung“ dieser vier weimarischen Bibliotheken? Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Goethe sie auch künftig nicht zu einer Bibliothek vereinigen will in dem Sinne, daß sie in einem Gebäude untergebracht, einer einheitlichen Verwaltung unterstellt und miteinander so verschmolzen werden sollen, daß aus ihnen ein Ganzes entstände — das sagen die Worte: „welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden“. Also „virtuale Vereinigung“ kann nur so verstanden werden, daß diese vier Bibliotheken unter einen ihnen allen gemeinsamen Gesichtspunkt gestellt und von hier aus in nähere Beziehung zueinander gebracht werden sollen.

Wie sich Goethe dies denkt, wird sich im folgenden zeigen. Am 9. Dezember 1797 schreibt er an Schiller: „Unser guter, alter Kollege Schnauß [der die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten des Herzogtums gehabt hatte] hat sich denn endlich auch davongemacht. Vielleicht habe ich bei Bibliotheksachen künftig einigen Einfluß. Sagen Sie, ob Sie die Idee vor tulich halten, mit der ich mich schon lange trage, die hiesige, die Büttnerische und Akademische Bibliothek, virtualiter, in ein Korpus zu vereinigen und über die verschiedenen Fächer, so wie über einen bestimmtern und zweckmäßigern Ankauf Abrede zu nehmen und Verordnungen zu geben. Bei der jetzigen Einrichtung gewinnt niemand nichts; manches Geld wird unnütz ausgegeben, manches Gute stockt, und doch sehe ich Hindernisse genug voraus, die sich finden werden, nur damit das Rechte nicht auf eine andere Art geschehe, als das Unzweckmäßige bisher bestanden hat.“ Hierauf antwortet Schiller am 12. Dezember 1797: „Ihre Idee wegen Vereinigung der drei Bibliotheken in einem Ganzen wird gewiß jeder Vernünftige in Jena und Weimar ausgeführt wünschen. Fände man nur alsdann auch

ein Subjekt, welches fähig wäre, dem Ganzen vorzustehen und den Plan der Einheit und Vollständigkeit zu verfolgen. Es ist gewiß schon viel Materie da, vieles ist wohl doppelt und dreifach, womit Neues kann eingetauscht werden; auch sehe ich nicht, warum man nicht noch einige neue Bäche in den Bibliothekfond leiten könnte."

Beide Männer sprechen hier von drei Bibliotheken. Und das ist richtig, da sich ja, wie ich oben ausgeführt habe, die Buderische Bibliothek, die Goethe in seinem Vortrag von 1795 als vierte zählte, damals schon in einem Gebäude mit der Akademischen Bibliothek befand, so daß beide wenigstens äußerlich als eine Einheit betrachtet werden konnten.

Goethe gebraucht den Ausdruck: „virtualiter", und während er in seinem Vortrage von einer „virtualen Vereinigung" der vier Anstalten sprach, will er hier dieselben „virtualiter in ein Korpus vereinigen". An eine wirkliche Vereinigung, an eine tatsächliche Verschmelzung der drei Bibliotheken zu einem Ganzen denkt er nicht; er sucht nach einem Mittel, ihre Wirkungen dadurch zu steigern, daß sie, die bisher jede für sich ihr Dasein führten, so viel von ihrer Selbständigkeit aufgeben, um zugunsten eines höheren und größeren Gedankens eine ideelle Gemeinschaft eingehen zu können. Und diese Gemeinschaft muß darin bestehen, daß sie sich untereinander verständigen und „über die verschiedenen Fächer, so wie über einen bestimmtern und zweckmäßigern Ankauf Abrede nehmen". Was soll hier „über die verschiedenen Fächer Abrede nehmen" heißen? Goethe meint, so scheint mir's, daß nicht die drei Bibliotheken dieselben Fächer pflegen, sondern daß jede von ihnen Fächer zugeteilt erhalten soll, welche sie besonders zu bearbeiten hat, während die anderen anderen Wissensgebieten ihre Pflege angedeihen lassen sollen. Schillers Zustimmung zu dem Goethischen Vorschlag ist warm und uneingeschränkt, aber doch so allgemein, daß auf den Kernpunkt — das ist doch offenbar die Aufteilung der verschiedenen Fächer und die zweckmäßigere Art des Ankaufs — nicht näher eingegangen wird. Ja, man ist versucht anzunehmen, daß Schiller die Vereinigung der drei Bibliotheken zu einem Ganzen wörtlich genommen und dabei an eine räumliche und wirkliche Verschmel-

zung gedacht hat. Denn seine Worte: „Fände man nur alsdann auch ein Subjekt, welches fähig wäre, dem Ganzen vorzustehen und den Plan der Einheit und Vollständigkeit zu verfolgen," sind doch kaum anders zu deuten. Wie dem nun auch sein mag, Goethe jedenfalls stellte sich unter einer „virtualen Vereinigung" der verschiedenen Bibliotheken etwas anderes vor.

Es scheint mir nötig, bevor wir weitergehen, bei der Büttnerschen Bibliothek etwas zu verweilen, welche, wie schon erwähnt, im Jahre 1782 nach Jena gebracht und im Schlosse aufgestellt worden war. Daher ist sie denn identisch mit der oft erwähnten Schloßbibliothek.

Die erste Erwähnung der Büttnerschen Bibliothek in Jena finde ich bei Friedrich August Wolf, der von einer auf der Büttnerschen Bibliothek im Jahre 1786 stattgehabten Begegnung mit Goethe berichtet.[1]) Wiederholt wird ihrer dann im Goethe-Schillerschen Briefwechsel gedacht. Am 10. August 1796 schreibt Goethe: „Was Sie eigentlich von den Herculanischen Entdeckungen zu wissen wünschen, möchte ich näher wissen, um Ihnen zweckmäßig aushelfen zu können. Ich schicke Ihnen hierbei den Volkmann; auch ist in der Büttnerischen Bibliothek ein Buch: 'Beschreibung von Herakleia, aus dem Italienischen des Don Marcello Venuti. Frankfurt und Leipzig 1749'." Wenn Goethe in Jena war, wohnte er im Schloß „neben den Büttnerischen Laren", wie er am 23. Mai 1797 an Schiller schreibt. Und am 25. Juli 1800 teilt er dem Freunde mit, daß er gleich nach seiner Ankunft in Jena sich in die Büttnersche Bibliothek verfügt, einen 'Voltaire' heraufgeholt und den 'Tancred' zu übersetzen angefangen habe. Von der Reichhaltigkeit und dem Wert dieser Bibliothek können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir aus einer Mitteilung des Herzogs an Goethe erfahren, daß die Bibraschen Karten, welche heute noch zu dem wertvollsten Besitz der Weimarer Bibliothek gehören, aus der Büttnerschen Bibliothek stammen. Auch Schiller benutzt aus derselben „Charten"[2]) — leider erfahren wir nicht, was das für Karten waren.

---

[1]) Bernays, 'Goethes Briefe an Friedrich August Wolf', S. 138.
[2]) An Goethe 2. 12. 1799.

Die Büttnersche Bibliothek ist recht beträchtlich gewesen. In dem unten angeführten Promemoria Goethes an den Herzog wird sie auf 10000 Bände veranschlagt. Diese Zahl ist zu gering. Wenige Tage nach dem Promemoria, am 22. Januar 1802, erwähnte Goethe 6—8000 Bände, „von denen wir so gut als nichts wußten, da sie noch nicht in den Katalog eingetragen sind".[1]) Darnach werden die zuerst erwähnten 10000 Bände katalogisiert gewesen sein, die Gesamtzahl 16—18000 betragen haben. Wenn, wie Goethe am 11. Mai 1802 schreibt, in dreizehn Tagen Vulpius 2134 Stück Zettel geschrieben und überhaupt vier Personen etwa mit 6000 Zetteln in dieser Zeit fertig geworden sind[2]), so wird man geneigt sein, auch die Zahl von 16—18000 Bänden noch für zu niedrig zu halten. Vulpius, der in diesem und den folgenden Jahren oft und lange in Jena war, um die Büttnersche Bibliothek zu ordnen und zu verzeichnen, gibt ihre Bändezahl einmal auf 30000, das andere Mal auf 36000 an.[3]) Aber das ist wohl zu hoch gegriffen; wir werden mit einer Gesamtzahl von 25—30000 Bänden zu rechnen haben.

Die Hoffnung, die Goethe in dem oben angeführten Brief vom 9. Dezember 1797 an Schiller ausspricht, künftig in Bibliothekssachen einigen Einfluß zu haben, sollte sich rasch erfüllen: am 9. Dezember 1797 hatte Karl August einer Kommission, die aus Goethe und dem Minister Ch. G. Voigt bestand, die Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst übertragen. Dazu gehörten in Weimar: Bibliothek und Freies Zeicheninstitut; in Jena: der Botanische Garten, die Universitätsinstitute und die herzoglichen Sammlungen, unter diesen letzteren selbstverständlich auch die Büttnersche Bibliothek, welche ja vom Herzog käuflich erworben war. Sie wurde nun auch sofort Gegenstand der Fürsorge Goethes. Am 30. März 1798 schreibt er aus Jena an Voigt[4]), nachdem er von der Auf-

[1]) Briefe 16, 17.

[2]) Briefe 16, 85.

[3]) Vulpius an Nikolaus Meyer ('Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' 5, 129f. 134).

[4]) Paul v. Bojanowski, 'Aus der ersten Zeit der Leitung der Großherzoglichen Bibliothek durch Goethe (1797—1800)', Weimar 1899 (abgedruckt aus der 'Weimarischen Zeitung' 1899, August—September).

stellung neuer Repositorien in Weimar gesprochen hat: „Hofrath Loder hat auf eine frühere Anfrage wegen der Büttnerischen Katalogen von Fürstl. Kammer keine Antwort erhalten und erst deshalb abermals vor kurzem angefragt. Freilich hat man hier 30 Rthl. vor die Abschrift gefordert, welches Fürstl. Kammer erschreckt haben mag und mir selbst zu viel scheint. Ich will die Seitenzahlen sämtlicher Bände summieren lassen, die Hauptsumme überschreiben, daß man eher die Forderung übersehen kann. Halten Sie bis dahin eine Resolution der Kammer zurück. Ich spreche indessen auch hier noch mit einem Kopisten."

Am 23. Mai 1798 kommt Goethe nochmals auf diese Bibliothek zurück[1]): „Hierbei überschicke ich zwei Bände des Büttnerschen Katalogs, welche vor Ihrer Abreise noch womöglich an einen Abschreiber zu accordieren bitte und zwar unter folgenden Bedingungen: 1. Werden die Katalogen Blatt vor Blatt geschrieben und die allenfalls sich vorfindenden Zwischenräume gelassen. 2. Zwischen jedem Blatt läßt der Abschreiber ein weißes, welches er aber auch rot liniiert, zu künftigem Nachtragen. 3. Die vollgeschriebenen Blätter werden mit eben denselben Nummern wie jetzt paginiert. Die weiß gelassenen Blätter erhalten vorerst keine Nummer. 4. Wäre Beschleunigung zu empfehlen." Auf der dritten Seite des Bogens notiert Voigt, daß der Band des Büttnerschen Katalogs sub rubr. Libri glottici an den Schreiber Riehl mit der nötigen Anweisung abgegeben, auch 10 Buch Papier von der Kammer dazu verwilligt worden seien. So weit v. Bojanowski, der sich gar nicht darüber ausspricht, wozu denn zwei Bände des Büttnerschen Kataloges nach Weimar zur Abschrift gesandt wurden. Daß diese nur ein Teil des gesamten Kataloges waren, geht aus Goethes Worten klar hervor.

Zwischen diesen Brief Goethes vom 23. Mai und den folgenden vom 27. Mai 1798 muß ein Brief Voigts an Goethe fallen, der über die Vergebung der Abschrift der Kataloge an Riehl berichtete. Denn Goethe schreibt[2]): „Wenn Riehl fleißig ist und accurat, so können wir ihm schon etwas mehr geben; da uns die Katalogen unentbehrlich sind und wir auf dem jenaischen Tra-

[1]) v. Bojanowski a. a. O. S. 15.

[2]) Briefe 13, 159.

mite wohl schwerlich eine Abschrift sobald erhalten möchten, so kommt es auf einige Taler mehr nicht an. Haben Sie die Güte, mir Mittwochs einige Buch Papier, wie Sie solche Riehlen gegeben, zu überschicken. Geist hat hier manche müßige Stunde und kann bei meinem Hiersein vielleicht auch einen Band fördern."

Das war im Jahre 1798. Verfolgt man die Büttnersche Bibliothek in den nächsten Jahren, wie wir das noch wiederholt tun müssen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Goethe die Abschrift ihrer Katalogbände betrieb, weil die alten nicht mehr genügten und schwer zu benutzen waren, sei es, daß sie schadhaft geworden, sei es, daß sie durch viele Nachträge unübersichtlich und verschmiert waren. Aber sie waren jedenfalls auch unvollständig und umfaßten nicht die ganze Bibliothek. Das geht aus Goethes Anweisung klar hervor, der Abschreiber solle zwischen jedes Blatt ein weißes, welches er aber auch rot liniiert, zu künftigen Nachträgen legen. Und es gab bei Büttner neben den katalogisierten Büchern ungezählte nichtkatalogisierte, wie wir weiter unten sehen werden. Das ist sicher der Zweck dieser Abschrift, den Goethe zunächst im Auge hatte: einen sauber geschriebenen, gut übersichtlichen Katalog zu erhalten. Ob er darüber hinaus auch schon an eine „virtuale Vereinigung" der drei weimar-jenaischen Bibliotheken dachte, ist nicht ersichtlich. Aber dieser 1795 und dann 1797 im Briefe an Schiller ausgesprochene Gedanke lebte auf und drängte zur Ausführung, als Büttner im Oktober 1801 starb und damit seine Bibliothek in die Verwaltung der vom Herzog verordneten Oberaufsicht überging.

Goethe fuhr selbst Mitte Januar 1802 nach Jena hinüber und bewirkte zunächst, daß in den von Büttner hinterlassenen Zimmern Ordnung hergestellt wurde. Er fand, daß die geläufigste Zunge und die geschickteste Feder nicht fähig sein würde zu beschreiben, wie diese Zimmer vorgefunden wurden. „Sie schienen keineswegs von einem Menschen bewohnt gewesen zu sein, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz konfus durcheinander, mit diesen literarischen Schätzen bedeckt. Darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders

mehrere Hackebretter und Drehorgeln . . . Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese literarische Schweinigelei eine militarische Propretät folgen kann."[1]) Man versteht, wieviel Arbeit und Mühe nötig war, ehe mit den Arbeiten an den Büchern selbst begonnen werden konnte. Auch in den 'Tag- und Jahresheften' 1802 entwirft Goethe eine lebendige Schilderung dieses chaotischen Zustandes.

Aber nachdem in Büttners Wohnung die nötige Ordnung hergestellt, das alte Gerümpel, der Unrat weggeschafft worden war, bevor also noch an die Bestandsaufnahme der Bücher und ihre Katalogisierung herangegangen werden konnte, mußte Goethe das ganze Quartier räumen und sämtliche Bücher in andere Zimmer bringen lassen. In seinen Briefen an Voigt und Schiller ist oft davon die Rede.[2])

Nach diesen unerfreulichen Arbeiten, die Goethe selbst anordnete und deren Fortgang er sorgsam überwachte, ging man an die Ordnung der Bibliothek. Man begreift nach dem Vorhergehenden leicht, daß Büttner, der bis an sein Ende seine Bibliothek dauernd vergrößert, für ihren inneren Ausbau nichts getan hatte. „Was werden Sie aber sagen," schreibt Goethe an Voigt am 22. Januar 1802, „wenn ich Ihnen versichern kann, daß der Alte während seines Hierseins eine Masse von sechs bis acht tausend Bänden, von denen wir so gut als nichts wußten, da sie noch nicht in den Katalog eingetragen sind, übereinander gehäuft hat. So fanden sich noch ein paar uneröffnete Kisten, die aus Auktionen angekommen waren." Über die älteren Bestände gab es Kataloge, wie wir gesehen haben, über die neu hinzugekommenen mußten neue angelegt werden; auch war für das Einbinden derselben zu sorgen. Dazu kam die Aussonderung der Doppelstücke, die verkauft werden sollten, und deren gab es viele. In allen Auktionen, so berichtet Goethe in den 'Tag- und Jahresheften' 1802 (Werke 35, 130) hatte Büttner Bücher bestellt, „und als der alte Schloßvoigt, sein Kommissionär, ihm einstmals eröffnete, daß ein bedeutendes Buch schon zweimal

[1]) An Voigt 22. 1. 1802 (Briefe 16, 16); an Christiane vom gleichen Datum (Briefe 16, 20).

[2]) Briefe 16, 25. 30. 32—33. 38. 76—77. 80 u. ö.

vorhanden sei, hieß es dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben". Goethe hat diese Sammelwut Büttners niemals vergessen; noch im Dezember 1831 kommt er darauf zurück ('Le Livre des Cent-et-un'): „Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer vorseienden Auktion im Katalog angestrichen, schon dreimal besitze. 'Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben', versetzte er, und es ward zum viertenmal angeschafft" (Werke 41^{II}, 370).

Alle diese Arbeiten, von Vulpius ausgeführt, zogen sich über mehrere Jahre hin. Man sehe die jüngst veröffentlichten Briefe von Vulpius an Nikolaus Meyer[1]) und Goethes Bemerkung in den 'Tag- und Jahresheften' zum Jahre 1804 (Werke 35, 178): „Die von Hofrat Büttner hinterlassene Bibliothek gab noch immer manches zu tun und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beschäftigung." Noch im Jahre 1812 heißt es in Goethes Bericht an den Herzog über den Zustand der Museen und anderer wissenschaftlicher Anstalten zu Jena[2]): „Noch aus der Büttnerschen Verlassenschaft zerstreut gebliebene rohe Werke sind zusammengebracht, komplettiert und gebunden worden."

Jedenfalls blieb — und das ist hier für uns die Hauptsache — die Büttnersche Bibliothek vorläufig im Schloß als geschlossenes Ganzes für sich bestehen: sie hatte wie jede Sammlung in Jena ihren Kustoden und ihre regelmäßige Dienst- und Ausleihezeit.[3])

Dabei verfolgte Goethe aber von Anfang an seinen Gedanken „eines virtualen Katalogs der drei im Lande bestehenden Bibliotheken", wie er am 19. Januar 1802 an Schiller schreibt. Und was er unter einem „virtualen" Katalog versteht, spricht er klar und deutlich in einem am selben Tage an Voigt geschriebenen Briefe aus: „Die Büttnerische Bibliothek und Zubehör habe ich ganz, wie ich sie erwartete, gefunden; auch konnte mir nicht wohl bei diesem Geschäft etwas Neues aufstoßen. Ich will die Sache so einrichten, daß alles, nach und nach, ohne große

[1]) 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' Bd. 5.

[2]) 'Goethe-Jahrbuch' 30 (1909), 21.

[3]) 'Goethe-Jahrbuch' 30 (1909), 21 f.

Kosten in Ordnung kommen kann. Wichtiger ist der Moment in Absicht auf den Entschluß wegen des Gesamtkatalogs. Ich habe darüber ein kurzes beiliegendes Promemoria aufgesetzt." Was nun folgt, betrifft Aufbringung der Kosten durch Verkauf der reichlichen Doppelstücke, Ausführung der zur Herstellung des Gesamtkatalogs nötigen Arbeiten und einiges andere einzelne, worauf ich gelegentlich zurückkommen werde. Hier taucht der Name „Gesamtkatalog" zuerst auf und mit ihm zugleich ein wohldurchdachter Plan, ihn auszuführen.

Das von Goethe erwähnte Promemoria hat sich in den Weimarischen Bibliotheksakten gefunden. Es lautet:

Der Vorschlag, daß der Katalog der Akademischen Bibliothek, in alphabetischer Ordnung durchaus, ohne weitere Rücksicht auf Fakultät oder sonstige wissenschaftliche Eintheilung, eingerichtet werden solle, ist bei dem Senate einstimmig durchgegangen, und man hat zugleich die schon längst gehegte Idee, daß in diesen Katalog auch die Herzoglich Weimarischen und Büttnerischen Bücher zugleich eingetragen werden möchten, aufs neue wünschenswerth gefunden.

Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind freilich sehr in die Augen fallend, die Gelegenheit erwünscht, und der Augenblick einzig. Nur der Kostenpunkt kann Bedenken erregen, welchen ins Klare zu setzen man nachstehenden Anschlag gemacht hat.

Herzogliche Bibliothek	70000 Bände
Büttnerische	10000
Akademische	30000
	110000 Bände,

bei welchen sich die mehrerern zusammengebundenen Schriften mit denen, welche mehrere Bände einnehmen, allenfalls compensieren mögen.

Man kann also ungefähr eben so viele Titel annehmen. Rechnet man auf jeden Titel 1 Pfennig, so kommen ungefähr 600 Thaler heraus.

Das Papier zu dem bloßen Akademischen Katalog, jedoch sehr weitläufig geschrieben, ist auf 40 Thaler berechnet.

Da nun auf jedes Blatt, z. B. irgend eines benannten Autors, auch die Bücher aus den anderen Bibliotheken eingetragen werden, so dürfte man etwa das Doppelte anschlagen. Wir nehmen aber 60 Thaler an, da das Ganze sich etwa auf 700 Thaler belaufen möchte.

Wären nun die Fakultäten zu disponieren, diese Gelder einstweilen aus dem Bibliotheks-Fond nach und nach vorzuschießen, und man bestimmte die aus den Doubletten zu erlösende Summe zur Wiederbezahlung der Schuld, so würde, wenn Serenissimus noster auch die Doubletten Ihrer Bibliotheken zu diesem Behuf zu bestimmen geneigt wären, so viel herauskommen, daß die ganze Anstalt ohne weiteren Zuschuß aus solchem Fond wahrscheinlich hergestellt werden könnte.

Eine solche Versicherung im allgemeinen würde wahrscheinlich hinreichen, um die Akademie zu bestimmen, und man würde alsdann das, was zur Ausführung nothwendig seyn dürfte, in weitere Überlegung ziehen.

Jena, d. 19ten Jan. 1802. Goethe.

Aber zur Ausführung des Planes eines Gesamtkatalogs schritt man zunächst nicht. Zwar bewilligte der Senat die nötigen Gelder, wie der Bibliothekar Ersch in einem Schreiben an den Minister Voigt vom 21. Juli 1802 bezeugt[1]) und Eichstädt wiederholt bestätigt[2]), war also mit dem Goethischen Plane einverstanden. Schwierigkeiten sah Ersch in seinem Briefe vielmehr darin, daß vor dem Anfang des Katalogs „erst die vom Hofrat Büttner hinterlassenen Bücher in bessere Ordnung gebracht werden sollen". Und erst vom 25. Mai 1803 datiert eine Niederschrift Goethes, woraus wir Näheres über die Einrichtung des Gesamtkatalogs erfahren.

Am 25. Mai 1803

Begab sich Unterzeichneter auf die jenaische Akademische Bibliothek, wo sich Herr Justizrath Hufeland, Herr Professor

---

[1]) Im Geh. Haupt- und Staatsarchiv zu Weimar A 6438 fol. 50.

[2]) Jenaer Bibliotheksakten.

Ersch und Herr Secretair Vulpius eingefunden hatten, um über den vorzunehmenden Generalkatalog sich eines endlichen Beschlusses zu vereinigen.

Von dem weimarischen Katalog waren zwey Bände, sowohl von dem nominalen als anonymen, früher communiciert worden, dessen Abschrift bey der ganzen Arbeit zum Grunde gelegt werden sollte.

Folgende Puncte wurden festgesetzt:

1. Das Papier wird von Herteln genommen, nach der Probe, das Ries zu 2 Rthlr. 6 Gr.

2. Es wird nur Eine Linie am Rande hergezogen.

3. Die Bezeichnung des Buchstabens kommt oben in die Ecke.

4. Der Name, oder das bezeichnende Wort bey den Anonymen, wird oben in die Mitte, auf die erste Seite, geschrieben.

5. Die zweyte Seite wird leer gelassen.

6. Das Papier wird in Lagen zu vier Bogen beschnitten.

7. In die Linie am Rande kommt jedesmal die Bezeichnung der Bibliothek, in welcher das Buch befindlich:

Weimarische Bibliothek		W
Büttnerische	„	B
Jenaische	„	J

Die Zeichen der Unterabtheilungen der jenaischen Bibliothek[1]) werden hinter die Titel geschrieben.

8. Wenn die Bücher auf mehr als einer Bibliothek sich finden, werden zwey oder drey Zeichen beygeschrieben.

9. Notarius Thieme, dessen Handschrift acceptabel gefunden worden, hat aufs hundert Titel 8 Gr. gefordert; man böte ihm 3 Rthlr. für das Tausend, die Linien mit eingerechnet.

10. Der Anfang wäre baldigst zu machen.

Nachrichtlich Goethe.

In der Tat wurde der Anfang baldigst gemacht, und der Notarius Thieme begann mit der Abschrift des weimarischen Ka-

[1]) Unter Unterabteilungen sind die Spezialbibliotheken, woraus die Akademische (Universitäts-) Bibliothek damals bestand, zu verstehen.

talogs. Aber dieselbe rückte so langsam vor, daß der damalige Bibliothekar Eichstädt im November 1804 beim Senate beantragte, daß es vergönnt werde, „von jetzt an wenigstens vier Personen mit Mundierung des weimarischen Katalogs zugleich zu beschäftigen". Denn bis jetzt (d. h. also bis November 1804) hätte Thieme nur 2 Bände des weimarischen Katalogs abgeschrieben. Da dieser aber aus 51 Bänden bestehe, so würden „zur Abschrift der uns noch fehlenden 49 Bände, wenn alles in dem jetzigen Gange fortgehen sollte, ungefähr eben so viele Jahre nötig sein und mithin erst in einem halben Saeculum der Anfang gemacht werden, die hiesige Bibliothek in diesen Universalkatalog einzurangieren". Der Senat bewilligte darauf 500 Taler, und Eichstädt will jetzt immer an 8 Bänden des weimarischen Katalogs von 8 verschiedenen Kopisten hier (d. h. in Jena) zugleich schreiben lassen. Aber das geht nicht; denn es ist ihm nicht gelungen, „aller angewendeten Mühe ungeachtet, so viele Bände zu gleicher Zeit von Weimar zu erhalten. Nur zwei sind immer verabfolget und diese von Herrn Thieme und einem hiesigen Studenten abgeschrieben worden". Nun ist aber, so berichtet Eichstädt weiter, „von den Herren Geheimen Räten [das sind Goethe und Voigt] der Vorschlag gemacht worden, die Abschrift in Weimar selbst zu veranstalten, wo man gute und fleißige Kopisten genug finden würde, welche dieses Geschäft gleich auf der Bibliothek selbst besorgen könnten. Der beabsichtigte Zweck wird auf diese Art unfehlbar gewisser und leichter erreicht; doch habe ich es für Pflicht gehalten, mir dazu die besondere Genehmigung des Illustern Senats zu erbitten". Das war am 23. September 1805. Der Senat gab seine Zustimmung. Denn im November 1811 konnte Eichstädt dem Senat mitteilen, daß „der weimarische Katalog vollständig abgeschrieben sei. Er besteht aus 56 Bänden, nämlich 37 Bände für die benannten und 19 Bände für anonyme Schriftsteller, desgleichen Dissertationen u. s. w."

Was da zustande gekommen war, war aber doch nur eine Abschrift des weimarischen Katalogs, und diese ist heute noch in Jena vorhanden. Aber Goethe wollte mehr: in diese Abschrift sollten auch die Bestände der beiden jenaischen Bibliotheken hineingearbeitet werden. Das ist nie geschehen. Ich glaube, die un=

ruhigen Zeiten haben die Ausführung dieses weiteren Planes gehindert. In Jena bestanden die Schloß-(Büttnersche) und Universitätsbibliothek jede für sich weiter. Erst als Goethe im Herbst 1817 die Leitung der Universitätsbibliothek übernahm, traten einschneidende Veränderungen ein: die Schloßbibliothek wurde in die Akademische übergeführt und für beide Bibliotheken ein Katalog hergestellt. Damit hörten dann auch die Einzelkataloge auf, wie es deren so viele gab, immer je einer für jede früher der Universitätsbibliothek einverleibte Büchersammlung. Das ist Goethes großes Verdienst in Jena, eine Bibliothek mit einem Katalog geschaffen zu haben. Weshalb Goethe in diesen Jahren seiner Bibliotheksleitung (1817—1824) nun nicht den letzten Schritt tat, um seinen seit so vielen Jahren gehegten und bedachten Plan eines weimarischen Gesamtkatalogs auszuführen, ist nicht klar. Zwar wurde die Abschrift des weimarischen Katalogs, die, wie wir sahen, 1811 fertig vorlag, über dieses Jahr hinaus ergänzt und durch neue Einträge vermehrt, aber nicht, wie Goethe ursprünglich wollte, durch Hinzufügung der jenaischen Bestände zu einem Gesamtkatalog ausgebaut.

Wenn jetzt nach langen Jahren der preußische Gesamtkatalog seinem Abschluß nahe ist und seine Drucklegung erwogen wird, so darf man wohl daran erinnern, daß lange vorher kein Geringerer als Goethe, von denselben Gedanken ausgehend, für das sachsen-weimarische Land einen gleichen Plan zur Ausführung zu bringen versucht hat.

Ralph Waldo Emersons Goethebild

Von **Paul Sakmann** (Stuttgart)

Emerson und Goethe — wer darüber sprechen will, muß von dem ausgehen, was Emerson selbst darüber sagte, vor allem dem Essay, in dem er die Bedeutung Goethes für die Menschheit darlegt, dem Essay 'Goethe' in den 'Representative Men'. Um diese Abhandlung recht zu verstehen, muß man im Auge behalten, daß hier kein Professor spricht, der eine erschöpfende Würdigung seines Gegenstandes geben will, auch nicht ein Journalist, der über allerlei Eindrücke unverantwortlicher Art mit uns plaudert, sondern ein religiöser Mensch, der sich für nichts interessiert als für Offenbarungen Gottes, der von diesem Gesichtspunkt aus das religiös Bedeutende heraushebt aus der Masse des für ihn Nichtssagenden und nach diesem geistlichen Maßstab die Geister sichtet. Denn das liegt in dem Ausdruck „Repräsentative Männer", der nicht mit dem Carlyleschen „Helden" in 'Heroes and Heroworship' gleichgeltend ist.

Repräsentative, Vertreter, sind diese Männer in erster Linie für die Gottheit, die Gottheit, die für Emerson keine andere ist, als sie für alle Männer der neugermanischen Renaissance war von Rousseau bis Hegel, in deren Reihe er der letzte, nicht der Geringste war. Alle die Namen, mit denen diese Geister den Unaussprechlichen verehrend dachten, hätte Emerson auch brauchen können und hat sie gebraucht: Rousseaus „Natur", Goethes „Gott-Natur", Schleiermachers „Universum", Hegels „Weltgeist", Schellings „Absolutes", Fichtes „Sittliche Weltordnung"; seine eigene Formel war „Überseele" oder auch einfach „Es", weil er das menschelnde „Er" vermeiden wollte. Dieses „Es" erschließt sich uns nicht unmittelbar — sagen wir es biblisch: „Gott wohnt in einem Licht, da niemand zu kommen kann" —

oder höchstens in der tiefsten Brunnenstube des Innersten; in unsern höchsten Augenblicken erschauen wir in einer Art unio mystica einen Widerschein des Unzugänglichen. Aber Gott hat sich doch auch in der Welt um uns nicht unbezeugt gelassen: sein unschaubares Licht bricht sich in Farbenstrahlen, die unser Auge fassen kann: das ist die religiöse Bedeutung von Natur, Kunst, Geschichte. In der Geschichte sind es Ideen und Personen, in denen der Weltgeist uns nahe tritt. Also ganz wie bei Hegel, an dessen Einfluß man denken könnte, wenn wir nicht wüßten, daß Emerson erst in den letzten Jahren seines Lebens etwas von ihm erfahren hat. Das Wesen und die Bedeutung der Repräsentativen ist, daß sie eine Seite im Weltwesen oder in unserem eigenen Wesen anschaulich verkörpern, so daß wir das, was in unserer Privatperson auch angelegt ist, aber kümmerlich west, in Vollendung freudig schauen.

Auch Goethe kommt als ein solcher in Betracht. Er vertritt uns die Natur nach einer Seite: die Natur ist nicht bloß ein Wirken aus sich heraus — als solche hat sie ihre Vertreter in den großen Tatmenschen —, sondern auch ein Sinnen in sich hinein, ein ewiges Anschauen ihres eigenen Tuns; als solche setzt sie die Männer der vita contemplativa aus sich heraus, die auch zu ihrer Struktur gehören und deren Beruf es ist, dem Wirken des Lebensgeistes nachzuspüren und es klar herauszugestalten. Die Natur hat ihre „writers", sozusagen ihre Geheimsekretäre, die aber nicht nur einen Abklatsch oder stenographischen Auszug der Welt liefern, vielmehr Spiegel der Natur sind, und zwar lebendige, die durch ihr eigenkräftiges Mitwirken die Natur nachschaffen, zum zweiten Male formend, lichtvoller für uns, weil sie die Linien der großen Zusammenhänge einzeichnen da, wo wir andern nichts als lose, wirre Bruchstücke sehen. An der Spitze der „writers" in diesem Sinne steht Goethe, der das Beste über die Natur gesagt hat, was darüber gesagt werden kann; denn er hat Naturwissenschaft getrieben in der Weise der Alten und nicht in der Weise der französischen und englischen Modernen, deren zergliedernden Fingern das Poetische und Menschliche der Natur entgleitet, und das ist gerade die Hauptsache. Mit seinem Instinkt für

Einheit und Einfachheit hat Goethe den Schlüssel zu vielen Kammern der Natur entdeckt; von ihm haben wir den Leitgedanken der neueren Botanik und Zoologie in seiner Metamorphose der Pflanzen und Tiere, die uns im Blatt die Ureinheit der Pflanze, im Wirbel die Einheit des Skeletts sehen läßt.

Das Wort representative hat noch eine andere Bedeutung. So wie wir es bis jetzt betrachteten, besagt es die Vertretung einer ewigen Tendenz und Funktion der Natur. Wir müssen aber wissen, daß sie ihr ewiges Wesen nur in der Zeit entfaltet, in den Zeiten nacheinander, deren jede ihren besonderen Geist hat. Wer die Welt erfassen möchte, müßte die Geister der Zeiten, müßte insbesondere den Geist der eigenen Zeit verstehen, diese Einheit in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Hier wiederum bietet sich uns Goethe als repräsentativ, als Rätsellöser, dar; wir könnten ein Nietzschewort gebrauchen: „er resumiert die Modernität". Gewiß nicht er allein, er nur in der Linie seiner Eigenheit, Einseitigkeit, wenn man will. Die andere, eben so wichtige Tendenz der Zeit brauchte und schuf sich einen eigenen Vertreter, der ebenbürtig neben Goethe steht, Bonaparte, den Vertreter des nach außen gerichteten Lebens und Strebens der Zeit.

Inwiefern ist Goethe Vertreter der Zeit, des neunzehnten Jahrhunderts, ja die Seele des Zeitalters? Dazu müssen wir wissen, was das Kennzeichen der Zeit ist. Es ist das ein gewisser Mangel an Ursprünglichkeit — der Dichter, der echte, zeigt sich seltener, und die heroischen Charaktere verschwinden —, ein Mangel an Einfalt und Einfachheit, wie die Alten sie noch hatten und das Mittelalter; dafür eine unübersehbare Vielfachheit und Mannigfaltigkeit von Tatsachen und Wissenschaften, und diese ausgebreitet in einer allgemeinen, der Gesellschaft bequem dargebotenen Kultur. Wir sehen, es sind Züge, die wir neuerdings in dem Wort Zivilisation im engeren Sinn, im Gegensatz zum Begriff der Kultur, zusammenfassen. In diesem Jahrhundert und in dieser Welt fühlt sich Goethe heimisch und wohl, ganz im Gegensatz zu anderen unglücklicheren Genien. Denn dieser Liebhaber aller Künste und Wissenschaften, dem schlecht-

weg nichts verborgen ist, der die Fülle des angehäuften Stoffes ordnet und vereinheitlicht, und zwar nicht als Vielwisser, sondern als einer, der alles selbst sieht, überprüft und nichts auf Treu und Glauben annimmt, er ist der Philosoph dieser Vielfältigkeit. Ein Mann, der in einer Kleinstadt, in einem Kleinstaat, in einem besiegten Volke lebt und doch keine Spur von provinzlerhafter Beschränktheit zeigt, sondern schlechtweg universal ist. Darum ist die Blüte seines Werkes und seiner Zeit der zweite Teil 'Faust' ('Helena', wie er das Ganze vom Teil aus nennt), diese grandiose Überschau der Vergangenheits- und Gegenwartskultur, die hier auf Ideen zurückgeführt werden. Als dieser Deuter der Kultur hat Goethe uns aufgeklärt über den Unterschied des antiken und des modernen Geistes; er hat den Begriff der Kunst bestimmt und ihre Gesetze festgelegt. Er gibt in seinem 'Wilhelm Meister' ein in seinem Reichtum noch ganz unausgeschöpftes Bild der modernen Gesellschaft, und zwar des Innersten ihres Lebens, nicht bloß mit ihrem Kostüm und in den Umrissen ihrer Umwelt, wie Walter Scott. Sein Deuten ist aber mehr als bloßes Nachbilden. Es ist ursprüngliches Schaffen, das sich nirgends glänzender bewährt als in der Kunst, mit der es volkstümliche Gestalten der Überlieferung umschmilzt, wie z. B. den Teufel; sein Gentleman-Mephisto mit seiner Kälte, Glaubenslosigkeit und Selbstsucht, mit dem puren Verstand als Wesenskern, aber dem Verstand im Dienste der Sinne, er ist die erste organisch erwachsene Dichtergestalt seit Jahrhunderten, die so lange dauern wird wie der Prometheus-Typus.

Weiter. Nicht bloß in zeitlicher Abfolge entfaltet sich der Weltgeist, er breitet sich auch über die Räume hin aus, in Volksgeistern sich verkörpernd; auch in dieser Hinsicht ist Goethe repräsentativ, der Vertreter des Deutschtums. Was ist deutsch? In England und Amerika wird das Talent geschätzt, wenn es sich in den Dienst einer Sache ziehen läßt, in Frankreich auch ohne das, wenn es glänzt. Der deutsche Geist hat nicht die englische Richtung auf das Praktisch-Nützliche, nicht das Funkeln des französischen esprit, sein Wesen ist Ehrlichkeit, Gutgläubigkeit, Ernst. Ihm ist es um die Sache selbst zu tun, um den letzten

Sinn der Dinge. Dem Deutschen gilt darum der Mann, die Persönlichkeit hinter dem Werk, mehr als das Talent; er muß ihm etwas zu sagen haben, solide Tatsachen will er von ihm haben, die er durchschaut haben muß und ihm deuten soll; Gottes Wort im Menschen will er hören. Wir sehen, Emerson hätte Fichtes Wort unterschrieben: Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun. In diesem Sinn ist Goethe, der Weise, Haupt und Körper der Nation; denn er spricht nicht aus einem Talent heraus, sondern aus der Wahrheit, mit der er umgeht, aus dem ewigen Genius, der die Welt geschaffen und sich ihm mehr zugekehrt hat als anderen. Darum sind seine Werke das Geringste an ihm. Nimmt man nur seine Werke, so ist er bruchstückhaft: was hat er geschrieben? Gelegenheitsgedichte und eine Enzyklopädie von Sprüchen, Bände voll von lose zusammenhängenden Paragraphen. Dieser Gesetzgeber der Kunst ist kein Künstler.

Noch haben wir die Bedeutung des Wortes „repräsentativ" nicht erschöpft, es liegt noch etwas darin, ein Nur. Der Vertreter der Majestät ist nicht die Majestät selbst. Die Einheit, die er verkörpert, ist immer auch eine Einseitigkeit. Was ist die Einheit Goethes, des Menschen? Er ist der Typus der Kultur um ihrer selbst willen. Das war das Neue für England, das alte und das neue, an Goethes Selbstbiographie, nicht das Biographische (in dieser Hinsicht ist das Werk unzulänglich), sondern der Ausdruck der Idee, daß ein Mensch da ist zur Bildung seiner selbst, ein Mensch, der sich als dritte Person betrachtet und der die Dinge darauf hin ansieht, wie sie auf ihn, den Menschen, gewirkt haben. Ebenso ist es auch in den 'Tag- und Jahresheften', in der 'Italienischen Reise', in der 'Kampagne in Frankreich', und noch in der 'Farbenlehre', wo ihm das Wichtigste die Beziehung der Granden der europäischen Wissenschaften zu ihm selbst ist. So muß man die weltlichen Züge (Emerson meint das sinnliche Element) in seinen Romanen verstehen: es ist die Schwäche eines Intellektuellen, der die Welt liebte aus Dankbarkeit für das, was sie ihm für seine Selbstbildung abwarf, und so nimmt Emerson 'Wilhelm Meister' in Schutz gegen das Ärgernis, das die feine englische Gesellschaft, be-

kanntlich anfangs auch die deutsche, an den vielen Schwächen und Unreinheiten des Helden und an seinem schlechten Umgang nahm. Der Grundgedanke des 'Meister' ist der Übergang eines Demokraten (er meint: eines Bürgerlichen) zur Aristokratie, aber nicht in gewöhnlicher Weise, sondern durch Natur und Charakter. Daher konnte auch der heilige Novalis, der das Unromantische am 'Meister' so peinlich empfand, doch nicht von ihm lassen.

Diese Einheit, die Goethe verehrte, ist nun aber nicht die höchste. Hier erscheinen seine Schranken. Was ihm fehlt, ist die letzte Hingabe. Auch die Frömmigkeit ist ihm kein Endziel, sondern nur ein Mittel, zur höchsten Kultur zu gelangen. Er ist unfähig der Selbsthingabe an das sittliche Gefühl. Männer, die ärmer sind an Talent, haben hier reinere Töne angeschlagen. Darum ist 'Wilhelm Meister' doch ein unbefriedigendes Buch: durchaus nicht deswegen, weil es den enttäuscht, dem es nur um Unterhaltung zu tun ist, sondern weil der nicht ganz auf seine Kosten kommt, der Höheres darin sucht, nämlich eine würdige Geschichte des Genius und seines Schicksals. Über dieses Thema hat George Sand in ihrem 'Consuelo' wahrer und edler geschrieben. Goethe ist nicht einmal die Hingabe an die reine Wahrheit, nur an die Wahrheit der Bildung wegen. Der Gedanke der unbedingten Wahrheit, wobei ich nicht an meine Bereicherung durch sie denke, die Hingabe an die göttliche Eingebung ist höher. Daher das Statuenhafte an Goethe, daß er nicht hassen kann und keinen Feind hat. So kann Goethe dem Menschen nicht teuer sein, wie Platon ihm teuer ist.

Soweit der Essay, in dem wir das authentische Urteil Emersons über Goethe zu sehen haben. Das ist nun aber bei weitem nicht alles, was er über ihn gesagt hat. Es liegen so viele Äußerungen über ihn vor, daß sich aus ihnen leicht ein Essay 'Goethe II' bauen ließe, so wie er seinem Essay 'Plato' einen 'Plato II' angefügt hat, Äußerungen hin und her zerstreut über die Hauptwerke, im Briefwechsel, in Zeitschriften, ein Aufsatz über die moderne Literatur, 1840 in der Zeitschrift 'The Dial' erschienen, eine Skizze für den Essay, ein anderer ebendort über Europa und europäische Bücher, 1843, vor allem aber zahlreiche Ein-

träge in den 10 Bänden seiner Tagebücher, die im Jahr des Kriegsbeginns veröffentlicht und in Deutschland bis jetzt so gut wie unbeachtet geblieben sind. Es lohnt sich wohl der Mühe, diese übrigen Brocken zu sammeln, nicht bloß damit nichts umkomme und damit einem philologischen Vollständigkeitstrieb Genüge geschehe. Nein, bei Emersons Art, der nichts Gehaltloses und nichts Ungeformtes dem Mund oder der Feder entschlüpfen ließ, weder in Briefen noch in Unterhaltungen noch im stillen Selbstgespräch über den Tagebuchblättern, sind diese Analekten alle der Beachtung wert und eine willkommene Erläuterung der oft rätselhaft gedrungenen Sätze des Essay. Ja, psychologisch wenigstens, mögen wir sie in gewissem Sinne sogar dem ausgeglichen-abgewogenen Endurteil des Essay vorziehen, als Echos des Augenblicks, als lebendige Rückwirkung auf lebendiges Berührtwerden, als Hin- und Herzittern des Züngleins der Richtwage vor der Ruhelage. Wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß manche Urteile Ausflüsse augenblicklicher Stimmungen sind, auf die sich niemand, sicher auch ein Emerson nicht, wird festlegen lassen wollen. Wir fügen diese disjecta membra in den Rahmen der Gedankenordnung des Essay ein; wenn es dabei gedanklich nicht ohne gewisse Wiederholungen abgeht, so wirken die vielen glücklichen neuen Formulierungen doch immer erfrischend und bereichernd.

Zur Einleitung mitteilungswert ist, wie und wann Emerson mit Goethe Bekanntschaft machte. Es geschah das in seinem 27. Lebensjahr durch Vermittlung Carlyles, in dessen Übersetzung er den 'Wilhelm Meister' liest, aus dem er, wie der Herausgeber der Tagebücher uns mitteilt, viele Auszüge seinem Tagebuch einverleibt. Unter den drei bis vier großen Männern, den Lehrern, nach denen er sich sehnte und deren Bekanntschaft zu machen der einzige Zweck der Europareise des Dreißigjährigen war, wäre auch Goethe gewesen; die Weimarfahrt unterblieb, weil Goethe eben gestorben war. Er hatte Gelegenheit, für ihn einzutreten, als er Wordsworth besucht, der auf 'Wilhelm Meister' mit seinen vielen „Hurengeschichten" weidlich schimpft und dabei mit temperamentvoller Gebärde das Buch in eine Ecke schleudert. „Ich sagte, was ich konnte, für die guten Par-

tien im Buch, und er versprach mir, es noch einmal vorzunehmen." Er lernt Goethes wegen, und nur Goethes wegen, auf Carlyles Anregung hin Deutsch; er findet ihn leichter zu lesen als alle Deutschen, und es muß ja wohl so sein, meint er, daß ein gescheiter Mann in einer Fremdsprache besser verständlich ist als schwächere Geister: bei dem einen übersetzen die Dinge mit, bei dem anderen nicht. Dann zieht ihn der Briefwechsel an und Eckermann, der „voll von feinen Dingen ist und einem so sehr hilft für das Verständnis Goethes". Nach dem einem Engländer geläufigen Vorgang von Johnson und Boswell ist es ihm wohlverständlich, wie Goethe so einen armen deutschen Boswell aufstöberte, nur um etwas zu haben, an das er hinreden konnte. Das Tagebuch notiert so manche Unterhaltung über „den deutschen Mann". Auf der Europareise ist unter seinem spärlichen Reisegepäck sein Goethe, der ihm die Abendstunden verschönt in seiner stillen Klause. Er sucht in seine Schule zu gehen, nicht ohne sich das Recht des Widerspruchs zu wahren. Wenn Goethe sagt, wer Neapel gesehen habe, könne nie mehr ganz unglücklich sein, so möchte er lieber sagen: nie mehr ganz glücklich; denn er kommt nicht hinweg über das, von dem Goethe wegsieht, das jammervolle Leben des Lumpenpacks. Goethes Mahnung eingedenk, man müsse unverworren durch Vorurteile ein Bild als ein Bild, ein Liedchen als Liedchen auf sich wirken lassen, entschließt sich der Puritaner in Italien sogar zum Besuch des Balletts. Aber diesen Zuschauer überkommt das Gefühl, es wäre besser für die Menschheit, wenn es solche Tänzerinnen nicht gäbe, und in der Tatsache, die man ihm mitteilt, daß fast alle Ballettmädchen Halbidioten seien, sieht er Gottes Entscheidung, die ihm recht gibt. Auch in der Heimat ist ihm Goethe ein freundlicher Begleiter auf seinen Waldspaziergängen wie im Studierzimmer, wie die vielen Zitate im Tagebuch beweisen und so mancher Eintrag wie der: „Es war ein lieblicher Nachmittag, ich ging zum Waldensee und las Goethe am Ufer". Bis er endlich gesättigt ist. Da heißt es dann: „Goethe und Schleiermacher liegen ungelesen zu Hause; wie verschlang ich doch als Student die 'Edinburgh Review' [Carlyles Aufsätze]!, jetzt folge ich Goethe mit etwas matterer

Aufmerksamkeit — und doch, auf Reisen, in der Stille des Gasthofzimmers, wie willkommen ist er da stets!" „Mein Sohn kann nun auch ohne mich sein Latein lernen, und so komme ich jetzt aus auch ohne Platon und Goethe, und doch wie entzückend ist es, wenn man seine eigenen Gedanken in einem so großen Manne wiederfindet!"

Nun zur Sache selbst. Zunächst wieder Goethe, the writer, oder der Repräsentant der Natur nach ihrer sinnenden Seite, der Vertreter der Menschen der vita contemplativa. „Sieht man ihn an, diesen König aller Forscher, so möchte man sagen: vor ihm gab es nie einen Beobachter; tausend Menschen scheinen aus seinen Augen herauszusehen. Er lernte so rasch, wie andere atmen. Seiner Zergliederung bleiben nie nur Teile in der Hand, immer hat sie Ganzheiten als Ergebnis. Immer dringt er in die Tiefe; beobachtet er einen Zustand, eine Sitte, eine Kunst oder ein Werk der Kunst, immer strebt er leitenden Ideen zu. Seine Liebe zur Natur schien diesem Wort eine ganz neue Bedeutung zu geben." Emerson sagt uns, worin diese Naturauffassung Goethes bestand. Unsere Klassifikation bis auf Goethe — er meint die scholastische, noch ins 18. Jahrhundert herein nachwirkende — war bequem zur Einführung, aber unbefriedigend, weil willkürlich, Tatsachen nebeneinanderstellend, bloß vorläufig. Die rechte Klassifikation, die ihre Begründung in sich selbst enthält, diejenige, welche Entfaltung einer Idee sein müßte, die den Tatsachen vorangeht, hatten wir nicht; uns fehlte die Idee, nach der die Welt geschaffen wurde, uns fehlte insbesondere eine Theorie der beseelten Natur. Dieses Sehnen erfüllte sich in Goethes Einheitsschau, in seiner Lehre von den Analogien, von der Metamorphose, die in allen individuellen Abweichungen den Familiencharakter des Gattungsmäßigen (die Urpflanze, das Urtier) erkennt, in seinem Monadismus, der im Baum ein Gemengsel von Lebewesen sieht (gemeint ist, was wir die Zellentheorie des Lebens heißen). Bei ihm hält man den Krug unter die fließende Quelle, statt Tropfen auf Tropfen in ihn hineinzufüllen. Wenn wir vor ihm sezierend mordeten, so belauscht er die lebendige Natur, die nach seiner feinen Lehre alles irgendwo einmal von selbst gesagt hat. Goethe

wußte, daß es keine große Naturforschung gibt ohne Einbildungskraft und war sich dieser Hilfe wohl bewußt. Diese Vision machte ihn zum Propheten unter Doktoren. Er gehört mit Platon, Shakespeare, Swedenborg zu den großen Kontemplativen, für deren Intuition sich die Alleinheit und ihre Gesetze erschließen.

Eine besonders feine Charakteristik Goethes, des [illegible], findet sich in einem Brief an seine Braut. „Das Rätsel des Lebens, das offene Geheimnis, wie er selbst es nennt, das ist das, worüber unser Goethe so gerne sann und dessen Verkörperung das Mühen seines Geistes geweiht war. Ich habe ihn in diesen letzten zwei bis drei Tagen gelesen, und er scheint mir viel glücklicher in diesem Spiel als alle seine Zeitgenossen. Da sitzt er im Mittelpunkt alles Sichtbaren und Erkennbaren und bläst seine Seifenblasen so durchscheinend, so geründet, so farbenprächtig, daß er denkt — und du denkst es mit ihm —, das seien doch recht gelungene Miniaturausgaben des Alls. Solche Versuche sind alle seine kleinen Gedichte, Sprichwörter, Xenien, Parabeln. Freilich, die Gefahr eines solchen Strebens nach einer kosmischen Poesie ist die, daß nichts so ärmlich ist als ein Versagen hier. Schreibt einer einen schlechten Roman oder ein schlechtes Drama, so hat das nicht viel zu sagen, das ist auch anderen passiert; aber wenn die großen Wahrheiten in flache Gemeinplätze auslaufen, da wird uns elend zumute."

Wir wenden uns wieder Goethen, dem Repräsentanten der Zeit zu. Bemerkt sei nebenbei, daß er im 'Dial' die Zeit etwas anders charakterisiert als im Essay, nämlich als das Zeitalter der Subjektivität (er will diesen „deutschen Ausdruck" gebrauchen) und der Unendlichkeitssehnsucht. Begreiflich! war doch im Jahr 1840 die Romantik für Amerika noch nicht abgeklungen, während im Jahr 1850 auch dort schon der Positivismus, die Weltanschauung der Zivilisation, seinen Einzug gehalten hatte. — Wir begegnen höchst markanten Sätzen über Goethes Führerstellung. Goethe, der Hohepriester des Zeitalters, steht hoch über allen deutschen Denkern als der Wahrhaftigste von ihnen allen, und auch durch seine Vollendung in Stil und Geschmack, die keineswegs ein Gemeingut der deutschen

Schriftsteller ist. „Kein modernes Genie — das wurde mir klar — kann nach ihm die Wirkung auf die Menschheit haben, die er hatte; alle jüngeren Geister, wenn sie aufrichtig sind, müssen sehen, daß das, was sie hervorbringen, auf dem ruht, was er erkannt hat. Goethe wird nicht so bald sterben" (will die hard). Mit ihm dreht sich die Zeit in ihren Angeln: die alte Zeit schließt er ab, die neue eröffnet er. „Auch wenn du nach Goethes Tod geboren bist, falls du Goethe oder die Goethianer nicht gelesen hast, bist du ein alter Philister und gehörst zu den Vorsintflutlern." Insbesondere für die Kulturgeschichte Amerikas im 19. Jahrhundert ist die entscheidende Tatsache, neben dem Einfluß, den die großen Renaissancekünstler erlangen, und neben dem Studium Shakespeares, das Studium Goethes.

Was ihm diese Stellung verleiht, ist seine Universalität. Niemand hat den Stoff für seine Dichtung aus so weiten Bereichen gesogen. „Mit kundiger Hand, ein weiser Künstler, zieht er alles in sein Dichtergewebe: Gefühle und Erregungen des entzückten Enthusiasten, geheimnisvolle Zufälle, Vorzeichen, Träume, mystische Erlebnisse so gut wie die ganze Breite der schlichten religiösen Erfahrung. Kleinigkeiten gab es für ihn nicht. Welche Weite des Überblicks und was für ein Augenmaß: Papiergeld, Religionsgeschichte, französische Revolution! wie tief eindringend sind seine Ansichten über diese doch schon zum Überdruß abgehandelten Themen und wie wenig Fehlgriffe in dieser Fülle von Urteilen! Die Wertung von Lawrence Sterne ist einer, meines Erachtens, und Byron überschätzt er vielleicht — Shakespeare nicht! —; aber alles Eigentümliche an Byron hat er erfaßt. Tiefste Beobachtungen tauchen ganz gelegentlich in Nebensätzen bei Goethe auf. Auch nur seine Notizen zu lesen, wie er Personen aufs einfachste beschreibt, oft fast bloß nennt, eben von seinem Gesichtspunkt aus, ist außerordentlich fördernd. Was macht es uns anderen zu schaffen, wenn wir ein Genie wie Voltaire, wie Newton würdigen wollen! Goethe braucht den Mann bloß mit seinem Namen anzuführen in seiner alles in sich zusammenfassenden, geschlossenen Art, und das Problem ist gelöst. Schlechterdings nichts läßt er stehen, wie es vor ihm stand. Mag sein, daß auf

alles einzelne von dem, was er sagte, auch ein anderer hätte kommen können; aber die überquellende Fülle seiner Sprüche, von denen jeder gut und schlagend ist: das vermochte niemand. Wo die Leistung sich zu einer solchen Höhe aufsummiert, da müssen wir verehren."

Interessant, für uns besonders, mag einiges Nachträgliche über Goethe als Vertreter seines Volkes und des deutschen Wesens sein. „Kultur! Wie viel liegt in diesem deutschen Wort Kultur und wie wenig gleicht es der englischen Bedeutung des Wortes! Der Engländer besucht ein Museum oder einen Berg des Museums oder des Berges wegen, der Deutsche seiner selbst wegen. Der Engländer sucht Unterhaltung, der Deutsche Bildung. Der Deutsche ist innerlich, und seine Ziele sind groß, der Engländer lebt vom Augenschein und ist eingetaucht in die Erscheinungswelt. Mich will bedünken, daß in diesem alten, verhockten Deutschland Ursprünglichkeit des Charakters, ein frisches Emporquellen der lieben Natur nicht so selten sei wie in unserem Land, das man neu und frei nennt. Im Vergleich mit den Deutschen sind wir lendenlahme, alte Onkel und Tanten, die höchst zimpferlich auf gebahnten Straßen einhertrippeln. Und Goethe der Deutsche! Die gewaltige Weite der Erfahrung und Bildung, die Sicherheit, mit der er, ein großer Gentleman des Kontinents, unvoreingenommen alle Literaturen, Gebirge, Ozeane, Provinzen überschaut, immer das Beste aus ihnen an sich ziehend, sein vollendetes Schönheitsgefühl, die in ihrer Strenge so glücklichen Wendungen seines Stils: welch ein Gegensatz zu der engbrüstigen Starrheit des Engländers, zu der leichthin absprechenden Zungengeläufigkeit des Franzosen!"

Die Aufmerksamkeit ist, wie wir sehen, dem Ganzen des Werks und der Persönlichkeit zugewendet. Eine Kritik der einzelnen Werke ist seltener, fehlt aber nicht. Gelegentlich erwähnt wird 'Hans Sachs', 'Lilis Park', der 'West-östliche Divan' mit seinen Noten, die Studie 'Winckelmann', bei der er „unseres fröhlichen Franklinartigen Philosophen freundliche Weltbetrachtung" hervorhebt: „er ist gehalten und ein bißchen gönnerhaft gegen die Götter". Dann 'Weltseele', in der er eine Weiterführung des

Gedankens findet, die der gewaltigen Rede des Demiurgen an seine Götter in Platons 'Timäus' zugrunde liegt; die 'Tag- und Jahreshefte', deren Einstellung nicht ihresgleichen hat in Amerika, sofern ihr Gesichtspunkt einzig der ist: „Wie soll diese Seele, die Goethe heißt, erzogen werden?" und sofern alles Tun und Ergehen bloß als Stoff für die Entwicklung seines Geistes in Betracht kommt. — Von den Dramen: 'Tasso', als Muster einer dramatischen Dichtung, in der die Krisen, wie es sich gehört, aus den Fehlern und Bedingtheiten der beteiligten Personen sich ergeben. Dann 'Iphigenie', ein erquickendes, ein rührendes, sogar heldenhaftes Werk, aber mit der großen Einschränkung, daß es eine moderne Nachahmung der Antike ist: wie kann ein großes Genie wie Goethe sich damit zufriedengeben, künstliche Juwelen herzustellen, und das ist doch der Eindruck, wenn man die großen Muster zum Vergleich heranzieht! „Sophokles, den wir noch am selben Abend lasen, stellt alles Moderne in Schatten." Dramatische Kraft hat Goethe sehr wenig. Seine Dramen sind gut geplant und gebaut, aber von Shakespeares erhabener Muse und diesen Wundern der Dichtkraft hat er nichts. Die Selbstbiographie wird ab und zu mit einigen kritischen Randbemerkungen versehen. Einmal entwirft Emerson eine ganze Liste von Fragen, auf die eine Selbstbiographie Rede und Antwort stehen müßte, mit dem zweifelnden Zusatz: „Gibt Goethe darauf Antwort?" Nach der Lektüre des dritten Bandes schreibt er ins Tagebuch: „Goethe scheint mir etwas viel von sich selbst zu wissen." Einen späteren Eintrag gestehe ich nicht ganz zu verstehen: „Heute sieht die Selbstbiographie aus wie ein storm of gold headed canes; William Ellery Channing meinte etwas Schnupftabakdose darin zu riechen."

Angetan hat es ihm doch besonders der 'Meister', an dem ihn vor allem der Respekt Goethes vor dem Weib sympathisch berührt: „Wie erfüllen uns doch Gestalten wie Natalie und Therese mit Hoffnung!" und der „einem die große Welt anziehend macht, über die wir uns eben noch entrüsten wollten". Auch die Perle der Philinen-Worte: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" ist ihm in ihrer Bedeutung nicht entgangen.

Mit Jarno und dem Abbé, diesen echten Königen der Menge, diesen Gentlemen ohne höfisches Prunkgewand, geht er viel in Gedanken um: „Wie gerne würde auch ich solche Lektionen einer überraschenden, schneidenden Weisheit entgegennehmen!“ Makarie, die, der Einsamkeit ergeben, sich der Betrachtung der Sterne weiht und durch Briefe ihren Einfluß übt, ist ihm eines der Idealbilder der Altersweisheit. „'Wilhelm Meister' ist und bleibt das beste Vorbild des Charakterromans, der hoch über dem Unterhaltungsroman und auch über dem geschichtlichen Kostümroman Walter Scotts steht. Nur ein solcher Roman, in dem die Entwicklung der Persönlichkeit das Problem ist, behandelt den Leser mit Respekt und läßt nicht bloß den Helden, der seine schöne und reiche Braut bekommt wie Quentin Durward, sondern auch den Leser mit ankommen; denn alles Gute darin bleibt ihm, wenn er das Buch geschlossen hat. Ein edles Buch, dieser 'Meister', mit seinem Idealbild einer gebildeten Gesellschaft, wie sie noch nirgends verwirklicht ist, gegründet auf die eine Bedingung, das Notwendige und das Wertvolle, was es auch sei, zu tun, und dabei doch nur dem eigenen Genius gehorsam und rückhaltlos, sich hinzugeben, lebend und webend in Redlichkeit und Gerechtigkeit, die nichts von Vorrechten will, sondern dem Staat gern alles gibt, was des Staates ist. Und das alles erhöht von einem Element der Schönheit, das jedem eine edle Würde gibt. Wenn einer in der Prüfung sich nur als treu und echt bewährt, stehen ihm alle Türen offen; Adel schließt Brüderschaft mit dem Adel, wobei nach dem Stammbaum nicht gefragt wird; die einzig anerkannte Kraft ist die Kraft des Charakters.“

Bei 'Faust' macht er einen sonderbaren Unterschied zwischen dem Ersten und dem Zweiten Teil. „Ich las heute, um mir über Shakespeares Verdienst klar zu werden, den Ersten Teil 'Faust' wieder durch und fand ihn ein bißchen zu modern und zu verständlich. Ein solches Gewebe können wir auch aus anderen Spinnereien beziehen, wenn schon geringeren Wertes; das Wunderbare, die Schönheit, die in keiner Spinnerei gewebt wird, sie fehlt.“ Den Gesang der Engel im Eingang heißt er gar Magazin-Poesie. „Im 'Faust' ist des Abstoßenden gar

zu viel. Das Laster, der Egoismus und der Witz ist lüstern, raffiniert, pariserhaft. Als Folie kann man ja Priapus in Gegenwart von Zeus wohl gelten lassen; aber hier steht er als Held auf gleicher Ebene. Das Buch ist fraglos von einem Meister geschrieben und ist leider ein richtiger Ausdruck der ganzen modernen Welt; aber es ist ein unangenehmes Kapitel der Literatur und bildet eine Anklage gleichermaßen gegen den Dichter wie gegen die Zeit. Shakespeare hätte auch so abstoßend sein können, wenn er weniger Genie gehabt und wenn ihn das Häßliche angezogen hätte. Uns jedenfalls hat unsere englische Natur und Anlage zu den schärfsten Kritikern Goethes gemacht, uns, die wir die Sprache sprechen, die Shakespeare sprach, und vom Glauben und den Idealen zehren, die Milton beseelten.“ Über Mephisto hat er das Wort: „Der pure Verstand ist der reine Teufel, wenn man alle seine Masken abreißt“; er vermutet seltsamerweise, daß Goethe geneigt gewesen sei, den „dunklen Ritter“ zu bekehren und seine Seele durch die Freundschaft mit Faust zu retten. — Dagegen ist ihm der Zweite Teil 'Faust' das gewaltigste Unternehmen der Literatur seit dem 'Verlorenen Paradies', eine in Poesie umgesetzte Philosophie der Geschichte. In 'Helena' ist Faust redlich strebend und ein Vertreter des gediegenen Menschen von Bildung und Naturkraft; ohne diese Gestalt wäre das Buch freilich ein arges Durcheinander. „Diese Greifen, Chiron, Phorkyas, Leda und Helena, sagte sich Goethe, sind etwas und üben einen eigenen Einfluß auf den Geist aus als ewige Wesenheiten, die sie sind, und sind so lebendig wie in der ersten Olympiade. Diesen Sinn in seinem Geist bewegend, gibt er ihnen aus seiner Stimmung Körperlichkeit durch seine Bildkraft, und obwohl das Stück traumartig verschwimmend und phantastisch ist, zieht es mich mehr an als seine regelgerechteren Stücke; es tut dem Geist wunderbar wohl in seinem Abweichen von der Heerstraße gewöhnlicher Bilder, in der wilden Freiheit seines Planes, die des Lesers eigene Erfindungskraft und Phantasie aufruft. Wenn ich Goethe schon als Höfling, als glaubenslosen Gesellschaftsmenschen und Weltling tadeln wollte und wenn ich dann wieder in seine 'Helena' blicke, erkenne ich in ihm einen Inder

der Wüste, ein Stück reiner Natur wie einen Apfel oder wie eine Eiche, das groß ist wie der Morgen und wie die Nacht und rein wie eine Rose der Heide."

Damit haben wir uns schon dem Schlußkapitel genähert, in dem Emerson wie allen seinen Repräsentativen so auch Goethen gegenüber die Rechte wahrt, die dem Vertretenen zustehen dem Vertreter gegenüber, und in dem er den representative man nach seiner individuellen Eigenheit, Einseitigkeit und Schwäche charakterisiert und kritisiert. Wir werden sehen, daß in diesem Kapitel Emerson zu keiner eindeutigen Entscheidung gelangt ist und daß es bis zum Ende bei dem Worte bleibt, in dem er seinen anfänglichen Eindruck formuliert: „Ich kann mit Goethe nicht ins Reine kommen, mit unserem weisen und sinnlichen, unserem geliebten und gehaßten Goethe", wie es im Brief an die Braut heißt. Es hat hier ein Hin und Her von Anziehung und Abstoßung, von Anerkennung, ja Bewunderung und scharfem Gericht gewaltet, das wir so stehen lassen müssen, wie es ist.

Nennen wir erst die edlen Charakterzüge, die er an Goethe entdeckt. Da ist es in erster Linie Goethes Echtheit (genuineness), die darauf beruht, daß Streben und Kräfte bei ihm in schönem Gleichgewichte stehen, und die sich darin zeigt, daß er nicht ein einziges Wort schreibt, das nicht etwas besagt. Die Redlichkeit ist in ihm, welche in der Literatur den ganzen Wert ausmacht, sie, die eine Stimme, der eine Schriftsteller, der alle guten Bücher schrieb. Er meint dasselbe, wenn er ihn mit Luther zusammenstellt als voll lebend (well alive), wenn er seine Lust und Kraft zum Kämpfen preist und das urkräftige Behagen (stout comfortableness übersetzt er es), das von ihm ausströmt. Dann sein hoher Sinn, dieser Haß gegen alle Philisterei und Philistermoral, die aber nicht Immoralismus ist, sondern im Gegenteil Verehrung der reinsten Sittlichkeit, die allerdings von ihm vor allem als höchste Schönheit, also in ästhetischer Art, verehrt wird. Ferner der feine Zug der Dankbarkeit, die ihn bekennen läßt, daß er sein Werk keineswegs eigener Weisheit verdanke, sondern Tausenden von Dingen und Personen, und daß es ein Aggregat von Wesen der ganzen Natur sei, das nur

den Namen Goethe trage. Und dann, wie er den Dank gegen die vor ihm dadurch abzutragen bemüht ist, daß er den großen Zeitgenossen durch sein eigenes Bestreben in die Hände arbeiten möchte. Das war die rechte Dankbarkeit und das rechte Wohltun, und es war komisch von dem guten Riemer, eine Liste von Goethes Schenkungen und Guttaten anzulegen: soviel hundert Taler an Stilling, an Tischbein, ein einträglicher Posten für Professor Voß usw. Die längste Liste von solchen Einzelheiten müßte sehr kurz aussehen, und der Mensch ist ein ärmliches Wesen, wenn er so gemessen wird. Ferner die Fähigkeit zarter und edler Gefühle, die Goethe, noch im hohen Alter der Liebe offen, nie verlor. Der unermüdliche Fleiß, der jeden Tag zu schätzen weiß, weil er für solchen Sinn unmeßbar lang ist: so manches Werk hielt er von der Jugend bis ins Alter hinein auf der Staffelei, Monat für Monat oder Jahr für Jahr einen Strich hinzufügend, immer bedächtig wartend — ein literarischer Astrolog — auf den glücklichen Augenblick, da alle Sterne zusammenstimmen. Dieser weise Fleiß ist für Emerson ein Sporn: wie beschämen uns seine Briefe und stacheln uns an zum Wetteifer mit ihm in gleichem Mühen! Wenn man bedenkt, wieweit es Goethe damit gebracht hat, zu welchen Höhen des Denkens, in denen es keine Niederungen gibt — ein großes asiatisches Hochland —, so ist uns das eine frohe Gewähr, daß die uralte Kraft der Natur noch nicht verbraucht ist, und man freut sich der Aussicht, wie weit die Menschheit noch einmal kommen wird.

Er beneidet ihn wie andere Großen, einen Napoleon, einen Humboldt, um sein Körperliches; was für zähe Körper müssen diese nicht ermattenden Seelen zur Verfügung gehabt haben! Sympathisch ist ihm, daß Goethe, dem es immer um die Hebung seines Wesens zu tun war, dem Gräßlichen aus dem Wege geht und seine acherontischen Erfahrungen in einem besonderen Sack verschlossen hält; auch daß er, was uns freilich wundern mag, im ganzen Goethe nichts Scherzartiges oder Komisches gefunden hat, außer etwa die auf ihrem Koffer Nüsse knackende Philine oder eine Stichelei Friedrichs gegen Natalie. Nicht als Tadel, sondern als Lob meint er das, was er über seinen Stolz sagt in der Art seines Schriftstellerns; er teilt ihn mit allen großen

Männern, die es verschmähen, sich zu kommentieren. Das Gleiche gilt von der Bemerkung, daß sich Goethe so gut wie Burns auf den Ton des gemeinen Mannes verstanden und ihn so ausgezeichnet getroffen habe. Die Idee von dem hohen, fruchtbaren Wert des Nahen, Gemeinen, Niedrigen inspiriert auch den Genius Goethes, der damit der Modernste der Modernen ist und wie kein zweiter dem Genius der Alten gleichkommt.

Aber Emerson kann nun auch ganz andere Töne anschlagen. Die Charakteristik der Zentralidee des Goethischen Lebens, wie er sie sieht, ist schon auch eine Kritik. Goethe ist Künstler mit Wissen und Willen; er will Gott und den Menschen, die Zukunft und die Unendlichkeit als Zuschauer anschauen, der sich nicht aufgibt und hingibt, in der Meinung, daß er das, was er sieht, künstlerisch zu gestalten vermöge. Selbstbildung ist das Grundmotiv von allem, was Goethe geschrieben hat. „Da war es weise gefragt von Herder, ob ein Mensch das Recht habe, so den Gott zu spielen, statt von ganzem Herzen an seinem Ort zu wirken. Und es ist manchmal mein unmaßgebliches Urteil, wir könnten uns den Ölzweig und den Lorbeerkranz für ihn schenken. Denn er war kein Gott; seine glänzende Allseitigkeit war eine Hülle, unter der auch nur eine arme Monade steckte, und das Tiefste an ihm ist das Bekenntnishafte, die unterirdisch begleitende Idee des Bekennens und Staunens."

Er wird noch deutlicher und schärfer. Nicht bloß aufzunehmen gilt es alle Eindrücke, ebenso wichtig ist, sie streng zu sichten. Wer einmal sich mit klarem Sinn zu Worten bekannt hat wie Selbstverleugnung, Unsichtbarer Führer, Bildende Gewalt der Schmerzen, der ist ein für allemal dem Dienst des höchsten Menschlichen verhaftet. Goethe, der überragende Geist der Neuzeit, hat einen Sinn für das Spirituale (gemeint ist das Geistige im reinsten Sinn), aber er ist nicht spiritual. Von der Subjektivität der Zeit, die er im guten Sinne hat, hat er sich anstecken lassen, so daß er sie auch im schlimmen Sinn mit ihr teilt. Wieland fand, daß das Ich, das ille ego, ein feines Element Egoismus, obwohl in unendlicher Verfeinerung und ohne alle Ruhmredigkeit, doch überall durchschimmert; das schadet zwar nicht dem, was er dichtet, wohl aber seinem sittlichen

Einfluß auf die Menschen. Von den wahrhaft Großen unterscheidet ihn sein völliger Mangel an herzlicher Aufgeschlossenheit: niemand durfte wagen, Goethe Bruder zu nennen. Er verbarg sich und wirkte immer, Staunen zu erregen, was Egoismus ist und also klein. Wenn es aber ein Fehler ist, daß ein Mensch unaufgeschlossen ist gegen das sittliche Gefühl, so ist es auch einer, wenn der dafür Empfängliche nicht sieht, daß er ihm unbedingte Gehorsamspflicht schuldet. Die Abwesenheit des sittlichen Gefühls, die eigentümliche Gleichwertigkeit des sittlich Guten und Bösen für ihn, verringert den Wert seiner Dichtung für die Reinen. Goethe ist der Dichter der Realität, nicht des Idealen, der Dichter dieser Welt, nicht der der Religion der Hoffnung; er ist in der Lehre der Schicksalshaftigkeit befangen. Wir werden nie über uns selber hinausgehoben, nie in unendliche Liebe getaucht, nie mit einem großen Vertrauen gewappnet.

Goethe mit allen seinen schönen Sachen über Entsagen kann doch wieder schreiben wie ein Rochester, wie ein Béranger. Emerson schwankt allerdings etwas in dem Urteil über die sinnlichen Partien in Goethes Dichtungen, die hier gemeint sind. Es kommt ihm doch auch zum Bewußtsein, daß dieses Anstößige mit Goethes Weltanschauung im Zusammenhang stehen könnte. So sagt er: „Goethe beschreibt den Teufel als die große Verneinung, d. h. wohl, wie Carlyle meint, als das Zweitbeste, wenn man Gott und die Wahrheit als das Erstbeste ansetzt, und da hat er dann wohl für sich die Rolle als des dritten Terminus im Auge (the universal Quizz), also eine Art Brücke von der Wahrheit zur Lüge, und darum hielt er es für nötig, den ganzen Kreis des Erlebbaren zu umzirken: so allein kann ich mir einige von seinen Geschichten zurechtlegen."

Aber Emerson ist nicht immer so wohlwollend. Goethes Leben insbesondere gefällt ihm nicht: sein Samtleben; wie unangemessen war das und wie gefährlich für seinen Genius! Fünfzig Jahre lang am Hofe zu sitzen! Hätte ihm doch lieber sein Herzog den Kopf abgeschlagen! Dann hätte er ihm und uns das ärmliche Schauspiel erspart, wie der bei seinem Jubiläum mit Weihrauch Gefeierte in seine Gemächer sich zurückzieht, um seine Geschenke und Medaillen geschmackvoll zu arrangieren. Goethen fehlt das

Heroische, die Schule der Anfeindung und Widerwärtigkeit, die jeder durchmachen muß, der als ein Held leben will. Wie anders war das Leben Michel Angelos, das diesem denn auch schönere Kränze sichert! Wie ganz mit Unrecht läßt man Goethes Allseitigkeit als einen Freibrief dafür gelten, daß er, der Mann religiöser Ideen, wie ein Epikureer lebte. Und so streicht er denn Goethe aus einer freilich überraschend kurzen Liste der Persönlichkeiten von Charakter, von jenem urkräftig gesunden Geist, wie er uns anzieht in einem Alfred (dem König), einem Chaucer, einem Dante: ein Interesse solcher Art flößt uns Goethe nicht ein. „In seinem Briefwechsel mit dem Großherzog von Weimar glänzt Goethe nicht; da ist der Fürst dem olympischen Genius überlegen, wie denn immer der Charakter, wo er auftritt, das Licht des Geistes verdunkelt." „Ich fürchte sehr," sagt er, „die Zeit, der erhabene Richter, wird kein so gutes Endurteil über ihn fällen wie Carlyle. Ich fürchte, daß seinem Glauben ein Nicht-Glauben zugrunde liegt und seiner Liebe eine Liebe zum leicht dahinfließenden Leben, wenn schon seine Muße so umfassend war wie nur je eine."

Aus dieser Schranke der Persönlichkeit wie des Lebens erklärt sich die Unzulänglichkeit der geschichtlichen Nachwirkung, wie er sie sieht. „Was haben, alles in allem, diese deutschen Weimarer Freunde geleistet! Sie haben im Streben nach unbedingter Wahrheit alles Überlieferte und Übliche verworfen, ohne doch das Herz der Wahrheit zu treffen. Ich fühle keine große Förderung durch sie. Was mir an ihnen fehlt, ist das Heroische und das Heilige. Sie sehen herab, sie leben das Menschliche nicht recht mit. Die Stimme der Natur, die sie zu Gehör bringen, ist nicht göttlich, sondern dämonhaft, hart und kalt. Sie erleuchten mich nicht, sie erbauen mich nicht, sie bringen mir nicht die Freude und Erhebung, wie die Plutarchischen Helden, wie die alten Miltone, die Sydneys, die Paulusse mit ihrem warmen Herzblut. Alles Große und Hehre muß im schlichten Leben wurzeln; Goethe aber hat eine olympische Selbstgefälligkeit und ein gönnerhaftes Wesen. Er redet von „dem vortrefflichen Kant, dem guten Haller". Ein Mann von Goethes Gaben sollte die Welt nicht lassen, wie er sie vorfand. Aber ist

die Welt nun weitergekommen durch Goethe? Von welcher Last hat er Männer und Frauen erlöst? Da ist Österreich und England, das alte und das neue, voll von unerträglich gewordenen Einrichtungen und Sitten, voll von altgeborenen Menschen; die jungen Menschen fragen ohne Unterlaß: Was soll ich tun?, fragen hilflos. Aber laßt einen Zenon oder Epaminondas, einen Mose oder Jesaja in unsere Gesellschaft kommen, und ihr werdet sehen, wie er sie in die Schranken fordert, wie er uns kräftigt, ihr zu trotzen, uns von ihr zu lösen und sie von Grund aus neu zu gestalten. Jede Vita Plutarchs flößt dem jungen Mann neuen Mut und Rüstigkeit ein und macht ihn fröhlicher und kühner zu seinem neuen Werk. Goethe jedoch vertritt wohl die Vollendung seines Zeitalters, aber nicht dessen, das da kommen will und soll; er ist nicht Schöpfer im hohen Sinn, er ist kein Erlöser des menschlichen Geistes; die Menschheit muß noch auf ihren Arzt warten; aber das unersättliche Sehnen wird noch einmal gestillt werden. So ist es wahr, obschon etwas traurig, daß jeder schöne Genius uns auch lehrt, wie wir ihn tadeln: da er so viel ist, so können wir ihm nicht vergeben, daß er nicht noch mehr ist."

Es ist doch nicht, wie mancher meinen könnte, das gewöhnliche englische Vorurteil, das hier aus Emerson spricht; wo ihm das aufstößt, da macht er scharf Opposition. „P. redete den Bostonern zu Gefallen," heißt es einmal im Tagebuch, „indem er Goethe schmähte, weil er kein Neu-England-Kalvinist war. Wenn diese beschränkten guten Leutchen ihren Gesichtskreis etwas erweitern könnten, so würden sie sehen, daß ein Verehrer, ein feiner Erforscher der Wahrheit wie Goethe mit seinem Haß gegen Falschheit und Heuchelei ein weit tüchtigerer Mann war und ein Bundesgenosse der Religion von unvergleichlich höherem Wert als die Zehntausende lauwarmer Kirchenmänner, die sich an alles Überlieferte anklammern und den Zehnten zu seiner Aufrechterhaltung spenden. Dieser Geistliche hätte wissen müssen, daß die Bewegung des amerikanischen Unitarismus, der er angehört, in dem Geiste dieses Mannes begann, den er heruntersetzt und der doch derjenige war, in dem die neuen Ideen erschienen und sich gleich in größter Universalität erschlossen."

Soweit Emerson. Nun noch ein Wort der Kritik über den Kritiker. Sicher ist, daß vieles fehlt, was wir heute erwarten. Zwar daß er, unbeschwert von aller Literatur-Philologie, nicht viel zu sagen weiß von Umwelt und Entwicklung, das hätte für tadelnswert gelten mögen einst in der Blütezeit des Historismus und des Positivismus; heute im Zeitalter der Wesensschau fällt es nicht mehr so schwer ins Gewicht. Bedenklicher ist nicht sowohl die vielgerügte Rubrizierung Goethes als writer; denn diese Rüge ruht, wie wir sahen, auf der falschen Übersetzung des Wortes durch „Schriftsteller" (im Sinn von Nur-Schriftsteller, nicht Dichter): wohl aber, daß ihm Goethe der Dichter, der Lyriker so wenig sagt und daß er ihm den Namen Künstler abspricht: wenn das schon, wie wir sahen, in seinem Mund als Lob gemeint ist. Dieser Mangel wird auch nicht aufgewogen durch den Richterspruch seiner Muse in dem Gedicht 'The Test', wo Goethe einen der fünf Dichterkränze erhält, welche die Menschheit zu vergeben hat. Aber das Wesen deutscher Lyrik, Goethischer Lyrik fühlt eben nur, wer deutsche Luft tief geatmet hat, man möchte sagen: als Heimatluft. Vielleicht auch fehlt ihm eine Seite in der Brust, so reich und voll die anderen alle anklingen bei jedem Ton von erhabenem Pathos oder begeistert-beschwingter Gedankendichtung; die eine Saite, die abgestimmt ist auf die schlichte Schönheit des einfachen, rhythmisch wogenden Gefühls, sie erklingt ihm nie. Und daß in dem „Erlebnis" eine Quelle sprudelt, aus der die Dichter vor Goethe nicht oder doch nicht so wie er geschöpft haben, das ist ihm auch entgangen. Er hat wohl nicht gesehen, in wie viel höherem Maße Goethe Dichter war als ein Klopstock, ein Milton. Alle diese Mängel wirken sich in groben Fehlurteilen aus, beispielsweise dem über den Lobgesang der Engel, in dem er doch die Übersetzung seiner eigenen Philosophie in die Sprache des reinsten Lyrismus mit freudiger Überraschung hätte entdecken müssen. Wenn seine Hochschätzung des Zweiten 'Faust' ihn auch bei den Adepten des modernen Geschmacks als Vorgänger empfehlen mag, seine abschätzenden Worte über den Ersten Teil sind nur begreiflich, wenn man sich einfach sagt: er konnte nicht genug Deutsch, ihn zu verstehen.

Das sittliche Urteil über Goethes Lebensführung, insbesondere über seine Freiheit in geschlechtlichen Dingen, wird Emerson von vielen als angelsächsisch-puritanische Prüderie verübelt werden. Mit Unrecht. Es ist das Urteil, das der fällen muß, der sich zu dem gemein-christlichen Ideal der Reinheit bekennt. Man kann den Mut haben, dieses Ideal abzulehnen, ja es mag sein, daß seine Tage gezählt sind. Doch es als ethischen Maßstab anerkennen und handhaben und dann bei Männern wie Goethe sich davon dispensieren, weil man den Ruf der Engherzigkeit dem anerkannten Genius gegenüber scheut, das mag heute der Brauch sein; aber es ist ein Brauch, der eine Feigheit ist. Richtig ist, daß er Goethen, dem Mann, gegenüber auch sonst immer etwas spröde Zurückhaltendes hat und daß er sich davon auch durch den Freund Carlyle nicht abbringen läßt, der ihm sagt, er sehe einseitig nur Goethe, den Heiden der Frühzeit, nicht Goethe, den Christen der Spätzeit. Mir ist es wahrscheinlich, daß ein persönliches Erlebnis, von dem Emersons Sohn uns berichtet, hier entscheidend gewirkt hat. Es ist bekannt, daß Emerson, als ihm seine freie theologische Überzeugung nicht mehr mit seinem geistlichen Amt vereinbar schien, das Pfarramt der Wahrheit opferte, so sehr es ihm als Beruf ans Herz gewachsen war und so schwer den unbegüterten Mann der Schritt ins Ungewisse ankommen mußte. Nun, Emersons älterer Bruder William, der denselben Konflikt mit demselben Mannesmut löste, war als Göttinger Theologiestudent in seinen Gewissensbedenken nach Weimar zu Goethe gegangen und erhielt dort den Rat, in seinem Beruf zu bleiben, sich den üblichen Formen anzubequemen und seine Familie und seine Hörer durch seine Zweifel nicht zu verwirren. Der puritanische Jüngling folgte diesem Rat nicht; er empfand ihn mit seinem Bruder Ralph Waldo als „laxe kontinentale Moral". Emerson braucht so wenig wie unser Fr. Th. Vischer eine Entschuldigung dafür, daß er dieses Widerstreben nicht unterdrückt, das im Tiefsten und Besten seiner sittlichen Natur wurzelt; im Gegenteil, er ist damit ein guter Lehrer der rechten Heldenverehrung, ein besserer als Carlyle, der das nicht vermag, was sein Freund kann, nämlich Kritik und Bewunderung mit sicherer Hand in gleichschwebenden

Schalen zu halten. Im übrigen dürfen wir es Goethen wohl zutrauen, daß er sich über die eingeschränkte Bewunderung seines amerikanischen Propheten mindestens ebensosehr gefreut hätte wie über die uneingeschränkte seines englischen Evangelisten.

Denn wenn man über das Bisherige je nach der persönlichen Einstellung verschieden urteilen mag, darüber dürfte unter den Kundigen Einigkeit herrschen, daß das, was Goethe an sich selbst als bedeutend schätzte, von Emerson besser verstanden wurde als von Carlyle, der seinen Goethe immer etwas in den ihm eigentlich allein wesensverwandten Fichteanismus umsetzen mußte: ein von ursprünglichem Weltschmerz zu Fichte hinüber sich bekehrender Byron, das war das Carlylesche Goethebild. Wir fassen kurz die großen positiven Leistungen der Emersonischen Goethekritik zusammen. Erstaunlich früh, früher als ein großer Teil der deutschen Leserwelt, acht Jahre nach Goethes Tod, hat er die überragende Bedeutung Goethes in der Plejade der deutschen Dichter-Denker erkannt, Goethes und seines Einflusses; noch heute wissen manche Deutsche nicht, was Emerson wußte und sagte, daß in Schellings und Hegels Philosophie Goethische Konzeptionen durchwirken, mehr als die Kantischen Impulse. Emerson hat ins Schwarze getroffen, indem er Goethes eigentümliches Verhältnis zur Natur als sein Zentrales erkannte, der Natur, die einen Drang hat, sich ihrer selbst bewußt zu werden, die „allebendig, urlebendig ist, als das erweiterte, göttlich beseelte Gegenbild des Menschen", weshalb das Ewig-Eine, vielfach sich offenbarend, symbolisch gegenwärtig ist in jeder seiner Erscheinungen. Er sieht richtig Goethes Auffassung und Übung der Kunst als ein „zentriertes Verfahren der Natur", Goethes Selbstbildungs- und Gestaltungswillen aus der großen Natur zur schönen Kultur, Goethes Stellung in seiner Zeit als die des einzigen in der Zivilisationsperiode einer Kultur noch möglichen Dichters.

Emerson ist mehr als jeder der Mit- und Nachgeborenen kongenial mit Goethe, namentlich mit dem Goethe der 'Maximen und Reflexionen', der Sprüche in Reimen, vor allem in der Lebenshaltung des weltbejahenden kosmischen Optimismus. Wie man Evangelienharmonien herstellt, so könnte man eine

lange Liste von Parallelen zwischen Goethes Kernworten und den Perlen Emersonischer Spruchweisheit anlegen, wobei das Schönste ist, daß es sich nicht um Entlehnungen oder Umschreibungen von Lesefrüchten handelt. Ja man darf wohl sagen: Emerson hat nicht einmalgenug erkannt, wie sehr er Goethen verwandt war. Für jede seiner Hauptlehren würde sich ein Goethewort ungezwungen als Motto darbieten. Für seine Lehre von den „Korrespondenzen" das Wort: „Alles Existierende ist ein Analogon jedes Existierenden"; für seine Metamorphosenlehre das Wort vom „Umschaffen des Geschaffnen, damit sich's nicht zum Starren waffne," und die Faustische Anschauung, daß Stillestehen, Beharrenwollen, die einzige, die eigentliche Sünde ist; für seine Geschichtsphilosophie der Spruch, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus sei, den sie errege, und das Wort zum Shakespearetag: „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns"; für seine Lehre vom „inneren Licht" die Sätze aus 'Dichtung und Wahrheit' über unsere ideelle Rolle, die wir gefunden haben, wenn wir erklären, das Rechte sei, was uns gemäß ist, und daß sich etwas Bedeutendes nur produzieren lasse, wenn man sich isoliere, die Erkenntnis, „daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird"; für seine Erkenntnistheorie, die für wahr hält was fördert, der Spruch: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr."

Doch genug der Beispiele für die innige Geistesverwandtschaft der beiden Männer. Sie ist eine Tatsache, die wir nicht bloß als geschichtliche Wahrheit festzustellen haben; wir dürfen uns ihrer freuen als Deutsche und als Menschen. Für die Zukunft unserer Kultur ist es von hohem Wert, wenn Amerika und Deutschland, die beiden Völker der Welt, die am meisten Zukunftsgehalt haben, sich verstehen und ihre Gegensätzlichkeit in ersprießlicher Weise ergänzen lernen. Welch ein Glück, daß diesem Ausgleich schon vorausgewaltet ist in der Geistesharmonie ihrer führenden Männer!

Christian August Kestner, der Verfasser der 'Agape'

Von Hermann Ullrich (Gotha)

Über die zahlreichen Persönlichkeiten, die Goethen im Verlaufe seines langen Lebens näher getreten sind, hat die Goetheforschung wohl ziemlich ausnahmslos Kunde gegeben, wenn nicht die allgemeine biographische Literatur dafür schon gesorgt hatte. Da ist es denn einigermaßen auffällig, daß bei diesen Nachforschungen ein Mann bisher noch keine Würdigung erfahren hat, dessen Hauptwerk den Dichter nicht nur geraume Zeit gefesselt, sondern für das er auch mehrere seiner Freunde zu interessieren versucht und von dessen Eindruck er sich schließlich nach seiner Gewohnheit durch ein allerdings nur kleines Gedicht zu befreien gewußt hat. Es ist Christian August Kestner, und das in Frage stehende Werk ist betitelt: 'Die Agape, oder der geheime Weltbund der Christen' (Weimar 1819). Mit ihm sollen sich daher die folgenden Zeilen beschäftigen.

Christian August Kestner wurde geboren am 27. Juni 1794 zu Waltershausen (Sachsen-Gotha) als Sohn des Materialwarenhändlers Johann Balthasar Kestner und der Martha Elisabeth Reinhardt, Tochter des Landkommissars und Ratsherrn Johann Gottfried Reinhardt. Einer zweiten Ehe seines Vaters sind drei Töchter entsprossen; eine von diesen weilte einmal bei ihrem Stiefbruder in Jena, als dieser eben einen Besuch von Goethe erhielt. Ihre Tochter berichtet: „Die Mutter liebte ihre Begegnung mit Goethe zu erzählen. Sie war als Mädchen in Jena zum Besuche ihres Bruders gewesen, des Theologieprofessors August Kestner. Da kam Goethe eines Morgens selber, den Onkel August besuchen, um mit ihm über dessen Werk 'Agape, das Liebesmahl' zu sprechen, für welches Goethe sich interessierte.

Die Mutter durfte im Zimmer bleiben, und Goethe richtete freundliche Worte an das anmutige 'Mieselchen'. Bei den Gesprächen mit Onkel August hatte er ein grünes Papierstreifchen aus seiner Brieftasche gezogen und als Zeichen in die 'Agape' gelegt. Die Mutter annektierte es sich schnell, nachdem Goethe weggegangen war, und hob es so heilig auf, daß ich's heute noch bewahren kann als Buchzeichen in gestickter Umrahmung" ('Erinnerungen von Rosa v. Gerold.' Wien 1908. S. 8).

Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Gotha, das er mit glänzendem Zeugnis verließ, bezog Kestner die Universität Leipzig, wo er am 12. Juni 1812 inskribiert wurde, doch wohl für das Studium der Theologie (die Universitätsmatrikel enthält darüber keine Angaben). Nach einjährigem Aufenthalte in Leipzig siedelte er an die Universität Göttingen über, wo er am 5. Mai 1814 inskribiert wurde, auffälligerweise als Studiosus der Philologie, und schloß sein Studium Ostern 1817 ab. Als Student in Göttingen hatte er sich um einen von der theologischen Fakultät ausgeschriebenen Preis beworben und ihn gewonnen mit folgender Schrift: 'Commentatio de Eusebii, historiae ecclesiasticae conditoris, auctoritate et fide diplomatica, sive de ejus fontibus et ratione qua eis usus est. In certamine litterario civium Georgiae Augustae . . . praemio . . . ornata. Goettingae 1816', 4° (VIII, 84 S. S.). Er betrat nun die akademische Laufbahn, indem er sich Michaelis 1817 als Privatdozent an der Universität Jena habilitierte, wohl mit jener Göttinger Preisschrift. Er hatte als Gegenstand seiner Vorlesung die Erklärung der Schriften des Alten Testaments gewählt, begegnete aber dabei eigentümlichen Schwierigkeiten: die philosophische Fakultät erhob Einspruch, weil das Thema auch zu ihrer Fakultät gehöre, die Ankündigung der Vorlesung ohne ihre Zustimmung erfolgt sei und Kestner nicht den philosophischen Doktortitel, sondern nur den eines Baccalaureus der Theologie aufzuweisen habe. Die Angelegenheit wurde schließlich derart beigelegt, daß auf den Antrag des Dekans Luden Kestner nach Zahlung der Gebühren, und nachdem man auf Grund seiner Göttinger Disputation von einer solchen in Jena abgesehen hatte, unter die Doktoren der Philosophie aufgenommen wurde.

Darüber war aber das Wintersemester 1817/18 verstrichen, und wir finden Kestners Namen zum erstenmal im Verzeichnis der Vorlesungen von Ostern 1818. Angekündigt waren diese durch die Schrift: 'Geschichtliche Andeutungen über den welthistorischen Kampf der alten und neuen Zeit unter den beiden ersten Antoninen und über deren planmäßige Begünstigung des siegenden Christentums. Ein Beitrag zu Gibbons Einleitung in die Geschichte des Untergangs des Römerreichs. Zur Ankündigung seiner Vorlesungen über Kirchengeschichte im nächsten Winter und Sommer' (Jena, August Schmid, 1818).[1] Diese Schrift scheint vom Verleger vordatiert zu sein, die angekündigten Vorlesungen können nur dem Winter 1817/18 und dem Sommer 1818 gegolten haben. Wir erwähnen von Kestners Lebensumständen noch, daß er bereits 1819, wahrscheinlich zum Michaelistermine, zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, weiter, daß er sich am 18. April 1820 in der Kirche des Schlosses Tenneberg bei Waltershausen mit Auguste Luise Friederike Manso, einer Tochter des Herzogl. Rates und Amtmanns Manso auf Tenneberg, vermählte, aber bereits am 27. Oktober 1821 den Seinen und der Wissenschaft durch den Tod entrissen wurde. Über die Töchter des Amtmanns Manso weiß C. Polack ('Waltershäuser Chronik', Waltershausen 1854, S. 58) wohl auf Grund mündlicher Überlieferung zu berichten, daß sie infolge ihrer hervorragenden Begabung und ungewöhnlichen Bildung sich der Huld, ja der Freundschaft des Herzogs August von Sachsen-Gotha erfreuten, die sich in häufigen Besuchen desselben auf Schloß Tenneberg und in zärtlichen Briefen bekundete.

Welchen Wert die zeitgenössische Fachkritik der ersten Arbeit Kestners zuerkannte, jener Preisschrift, die die Zuverlässigkeit der von dem Bischof Eusebius von Cäsarea verfaßten Kirchengeschichte und ihre Quellen behandelt, wird ersichtlich aus einer umfangreichen Besprechung in der Hallischen 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' vom Jahre 1819 (Vierter Band, die Ergänzungsblätter enthaltend, Januar 1819, Spalte 1—6). Der

[1]) Nicht bei Meusel, 'Das Gelehrte Teutschland', Bd. XVIII, S. 331.

Kritiker lobt Kestners Fleiß und sorgfältige Umsicht und schließt mit den Worten:

„Es wird dem Kundigen nach dem Angeführten nicht entgehen, daß der Verf. keinen wichtigen Gesichtspunkt, welchen er bei seinem Gegenstande zu berücksichtigen hatte, vorbeigelassen hat und daß, außer dem Interesse der Untersuchung, auch der Gehalt der Schrift auf eine größere Ausführlichkeit dieser Anzeige Anspruch machen konnte."

Wir sehen: ein vielversprechender, reichere Hoffnungen rechtfertigender Anfang der wissenschaftlichen Tätigkeit Kestners; er rechtfertigte sie mit folgendem umfänglichen Werke: 'Die Agape, oder der geheime Weltbund der Christen, von Clemens in Rom unter Domitians Regierung gestiftet. Dargestellt von Dr. August Kestner, außerordentlichem Professor der Theologie zu Jena.' (Jena, August Schmid, 1819. XXVIII, 556 S. S. — Dazu eine Zugabe von 72 S. S.) Auch unter dem Titel: 'Versuch einer Schilderung der Agape in dem ersten Jahrhunderte, nebst 4 Beilagen und einer Zugabe.' Mit einem Titelkupfer.

In diesem Werke schreibt Kestner die Verbreitung des Christentums in der Zeit nach dem Tode der Apostel Petrus und Paulus einem von dem römischen Bischof Clemens unter Domitian gestifteten und organisierten Geheimbunde 'Agape' mit heidnisch-jüdischen Zeremonien zu und sucht darin den Ursprung der christlichen Hierarchie. Gleichzeitig erklärt er einerseits mehrere neutestamentliche Schriften für verfälscht, andererseits die sogenannten Clementinen, d. h. gewisse, erweislich erst später im Sinne der römischen Hierarchie unter dem Namen des Clemens verfaßte Schriften, für echt. Kestners Arbeit wurde von sachkundigster Seite einer eingehenden Besprechung gewürdigt, die in der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' vom November 1819 (Nr. 201—203, Spalte 177—196) erschien. Es heißt darin:

„Der Verfasser dieses Werks hat sich durch eine Untersuchung über die Quellen der Eusebianischen Geschichte — eine Abhandlung, welcher von der theologischen Fakultät zu Göttingen der Preis zuerkannt worden ist — dem gelehrten Publico so vorteilhaft bekannt gemacht und in den besonderen Kreis unserer Historiker auf eine so ehrenvolle Weise eingeführt, daß wir dies erste größere Werk von ihm mit froheren Erwartungen in die Hand nehmen, da er sich ohnehin darin ebenfalls in seinem eigenen

Felde oder in einem genauen von ihm durchforschten Teile des Gebietes der Kirchengeschichte zu bewegen schien. Diese Erwartungen sind auch nicht getäuscht . . . worden . . . Ein so reger und frischer Geist des historischen Forschers, ein so scharfes Auge in die Ferne, eine so instinktartige Kombinationsfähigkeit und ein so lebendiges Interesse für die Resultate seiner Forschungen ist ihm noch nicht leicht in einem Werk dieser Art vorgekommen; je sichtbarer es aber zugleich den noch jugendlichen Historiker verraten mag, desto stärker muß man sich angezogen fühlen, wenn man doch dabei den jugendlichen Historiker, mit den trefflichsten Hilfsmitteln und mit der vorhaltendsten Kraft ausgerüstet, auf dem ganz richtigen Wege des gelehrten Forschens, wenn auch etwas zu rasch fortschreiten sieht . . . Rezensent hat daher in diesem ersten größeren Versuche des Verfassers noch Gründe genug zu dem sehr lebhaften Wunsche gefunden, daß er seinen Eifer für das geschichtliche Studium ja nicht erkalten und sich besonders von der weitern Bearbeitung dieses Teils von dem historischen Felde, den er sich einmal ausgewählt hat, durch nichts abhalten lassen möge. Die Richtigkeit des Blickes, mit welchem er diesen Teil im großen und ganzen aufgefaßt hat, ist von ihm, für den gelehrten Historiker gewiß hinreichend, in einer Zugabe zu diesem Werke erprobt worden, welche eine Charakteristik des Christentums als Zeiterscheinung und eine Schilderung der Verhältnisse enthält, die sich durch die Opposition des christlichen Elements einer neuen Zeit gegen die alte Welt bildeten. Von seiner ausgebreiteten Quellenkunde für diesen Teil der Geschichte, von dem Umfange seiner sonstigen literarischen und philologischen Kenntnisse, vorzüglich aber von seiner Tätigkeit und Fertigkeit in dem Geschäfte des historischen Sammelns gibt dies Werk selbst die rühmlichsten und unzweideutigsten Beweise . . ."

Die Besprechung ist unterzeichnet mit den Initialen T. P. G., worunter wir zu verstehen haben Theophilus Planck Gottingensis, also den Universitätsprofessor Gottlieb Jakob Planck in Göttingen. Über diese Besprechung schreibt Goethe an Professor Eichstädt, den Herausgeber der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung', am 30. November 1819:

„Die Rezension der 'Agape' ist vortrefflich und macht dem Verfasser des Werkes wie dem Rezensenten Ehre. Der junge Mann leistet so viel als er verspricht, und wie viel muß nicht zur Sprache kommen, es sei nun, seine Meinung zu begünstigen oder zu entkräften."

Weitere zeitgenössische Beurteilungen scheinen nicht erschienen zu sein; das mag seinen Grund darin haben, daß damals eine förmliche Opposition gegen eine geschichtliche Behandlung der Religionswissenschaft bestand. Wenn aber auch in der Folgezeit

Kestners Hauptschrift weder in zustimmendem, noch in ablehnendem Sinne, nicht einmal einfach referierenderweise genannt wird, so muß man das als eine der so zahlreichen Versäumnisse der Geschichte der Wissenschaft bezeichnen, die doch so manches bescheidene Lichtlein auf den Leuchter gestellt hat. In einem theologischen Werke indessen finden wir doch unseren Kestner erwähnt, freilich in einer Weise, die dem Verfasser dieses Werkes, der sich sonst der größten Schätzung erfreut, wenig Ehre macht. In seiner 'Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen' (Leipzig 1885. 2 Bde.) äußert sich Karl Hase zunächst folgendermaßen (1, 203):

„Gegen die hergebrachte Ansicht, daß damals das Christentum ohne alle politischen Interessen und Mittel war, hat Kestner, der als Professor in Jena 1821 jung gestorben ist, den Beweis angetreten, daß unter Domitian die Christen eine Verschwörung unternommen hätten zum Umsturz des Reichs in der Herbeiführung eines vollkommeneren Weltzustandes, einen Liebesbund, Agape: Mysterien in verschiedenen Graden, in Rom der Bundesregent Flavius Clemens. Unter Antonin sei das Politische aufgegeben worden, eine sittlich-religiöse Loge habe sich erst aufgelöst unter Constantin. Seinen Beweis hat Kestner geführt durch willkürliche Deutung dessen, was in kirchlichen Schriften von geistigem Bündnis und Bau, von Geweihten und Vollkommenen zu finden ist; auch fand gegen Ende des 2. Jahrhunderts wirklich eine Nachahmung heidnischer Mysterien statt, nur nicht zu politischen Zwecken."

Das ist eine gegenteilige Behauptung, die man gelten lassen muß, obschon sie so gut wie nicht begründet ist; sie hält sich wenigstens an die Sache. Dann aber fährt Hase fort:

„Man hat mir erzählt, die christliche Agape sei dem armen Kestner als ein Scherz beigebracht worden — er hat auf dieser Grundlage hier [in Jena] Kirchengeschichte vorgetragen, mit großem Interesse der akademischen Jugend als für etwas ganz Neues, Unerhörtes."

Hase erklärt somit Kestners mit schwerer Gelehrsamkeit befrachtetes, von einem Sachkenner fast in jedem Worte seiner Rezension mit hoher Anerkennung bedachtes Werk als das Ergebnis eines mit Kestner vorgenommenen Scherzes, offenbar doch nur auf Grund eines von mißgünstigen Amtsgenossen Kestners erfundenen und weitergegebenen Universitätsklatsches, der ihm übrigens frühestens neun Jahre nach Kestners Tod zu

Gehör gekommen sein kann (1830 trat Hase seine Jenaer Professur an), und gibt diesem Unsinn in seinem wissenschaftlichen Werke weitere Verbreitung!

Unmittelbar nach Veröffentlichung seines Werkes hat sich Kestner der lebhaften Teilnahme Goethes erfreuen dürfen. Die Vorrede ist unterzeichnet: „Am Johannistage 1819"; angenommen, daß diese Vorrede zuletzt in den Druck ging, so darf man das Erscheinen des Ganzen frühestens in den Anfang des Juli verlegen. Goethen ist das Werk sofort zugänglich geworden; es hat ihn lange beschäftigt. Am 20. Juli 1819 trägt er in sein Tagebuch ein: „Des Professors Kestner, welcher mich früher besucht hatte, neues Werk 'Die Agape' mit Aufmerksamkeit gelesen"; am 22. Juli: „Kestners 'Agape'"; am 23. Juli: „Kestners 'Agape' und Schlüssel dazu" (unter Schlüssel ist die Beilage der 'Agape' zu verstehen). Aber er hat schon früher das Werk seinem „Urfreund" Knebel zugänglich gemacht, der ihm bereits am 6. April 1819 antwortet: „Des Herrn Kestners 'Agape' habe ich nun durchgelesen und mich höchlich über des Mannes Kenntnisse und Scharfsinn erfreut. Er hat mir viele neue Einsichten in die Dinge gegeben und Sachen aufgeschlossen, die mir noch unbekannt waren. Seine Zerlegung des Charakters des Mark Aurel ist mit großem Scharfsinn aufgefaßt und hat mich sonderlich gerührt. Es ist Anmut und tiefer Sinn in allem, was der Mann schreibt. Seine Kenntnisse bewundere ich." Der chronologische Widerspruch zwischen dem Datum der Vorrede und Knebels Äußerung löst sich am einfachsten durch die Annahme, daß Goethen (und durch ihn dem Freunde Knebel) das Werk zunächst nur im Manuskript oder aber in Aushängebogen ohne die Vorrede vorgelegen hat. Auch den aus schwäbischem Pfarrhause hervorgegangenen Grafen Karl Friedrich v. Reinhard hat Goethe auf das Buch hingewiesen. Ihm schreibt er am 24. Dezember 1819: „Ist Ihnen ein Buch vorgekommen: 'Agape' von Professor Kestner in Jena? wo nicht, so lassen Sie sich's empfohlen sein. Gesetzt auch, man gäbe dem Verfasser nur für die Zeit recht, die man zum Lesen braucht, so gewinnt man doch Ansichten von seinem Standpunkt aus, an die niemand gedacht hat. Die ganze Frage geht darauf hinaus: hat sich das Christentum durch sittliche Wirkung auf die Menge, zu-

fällig wogend, hervorgetan und zur Einheit gestaltet oder ist es von einer Einheit, von einem entschiedenen Bunde vorsätzlich-künstlich ausgegangen? Er behauptet letzteres, und wenn er es nicht streng beweist, so gibt er uns doch Verdacht genug, es möge wohl so sein." Und endlich: wie sehr sich Goethe mit Kestners Werke beschäftigt hat, ersehen wir aus einem kleinen Gedichte (Werke 5^I, 70), das zuerst in 'Kunst und Altertum' III, 2, 80 (noch ohne Überschrift, die erst, zugleich mit der Jahreszahl: 1819, in der Quartausgabe der Werke 1836, Band 1, S. 144, hinzugekommen ist) veröffentlicht worden ist:

Kestners 'Agape'.

Von deinem Liebesmahl
Will man nichts wissen;
Für einen Christen ist's
Ein böser Bissen.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Grabestücher,
Gleich schreibt ein Schelmenvolk
Absurde Bücher.

Gewinnen gegen dich
Die Philologen,
Das hilft uns alles nichts:
Wir sind betrogen.

Offensichtlich haben wir es hier nur mit der Wiedergabe des Eindrucks zu tun, den Kestners Buch auf den Dichter gemacht hatte, nicht mit einem objektiven Urteil. Und um diesen Eindruck zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß Goethe mit zunehmendem Alter einem immer schärferen Widerspruch gegen alle geschichtliche Forschung verfiel, weil diese nur zu häufig, wie eben auch in unserm Falle, liebe Legenden zu zerstören geeignet war. Wir wissen, daß sich Goethe vom Theismus seiner Jugend, über die pantheistische Weltanschauung seines Mannesalters hinweg, im Alter wieder mehr und mehr dem Theismus näherte. Damit erneuerte sich bei ihm auch die Teilnahme seiner Jugend an allen religiösen Fragen, die freilich, sofern sie kirchliche Form annehmen, immer wieder, weil an menschliche Schwachheit gebunden, seinem Zweifel verfallen. Und wie

müssen wir nun unser Gedichtchen deuten? Die erste Strophe sagt rundweg, daß Kestners Darlegungen für den Christen unannehmbar seien. Die zweite Strophe greift aus diesen Darlegungen nur den Umstand als Begründung heraus, daß sofort nach Christi Tode Fälschungen des Überlieferten eingesetzt haben. Die dritte Strophe bringt das Entscheidende: auch wenn die Philologen (Historiker) Kestner sollten widerlegen können, so bleibt doch in den Herzen der Christen Beunruhigung und Zweifel zurück. Wir sehen den Eindruck, den Kestners Forschungen auf den Dichter gemacht haben: sie haben ihn in seinem religiösen Gefühl gestört, ihn aus dem inneren Gleichgewicht gebracht. Er war sich aber sicherlich bewußt, damit kein objektives Urteil abzugeben.

Zur weiteren Erhellung unseres Gedichtes möchte ich ein anderes heranziehen, das sich -- gleichviel wann entstanden -- in der Quartausgabe von 1836 in allernächster Nähe von jenem findet (Band 1, S. 144). Es lautet (Werke 5^I, 131):

> Ihr Gläubigen, rühmt nur nicht euren Glauben
> Als einzigen, wir glauben auch wie ihr!
> Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
> Des Erbteils, aller Welt gegönnt — und mir.

Auch hier bereitet die Deutung keine Schwierigkeit: die Christ- oder Bibelgläubigen sollen sich i h r e s Glaubens nicht als des allein richtigen rühmen; der Dichter und mit ihm Gleichgesinnte nehmen für ihre Art zu glauben das gleiche Recht in Anspruch, und was den Forscher angeht — als solchen fühlte sich der Dichter immer wieder, wenn auch nicht im historischen Fache —, so wird er sich nicht des aller Welt geschenkten Erbteils, der Vernunft, berauben wollen, um vor dem Glauben die Waffen zu strecken. So erscheint dieser Vierzeiler als eine Korrektur oder ein Komplement des Gedichtes auf Kestner. Aber wie dem auch sein mag, wir dürfen uns an der Tatsache genügen lassen, daß Goethe dem Forscher und Menschen Teilnahme und Anerkennung gezollt hat, und müssen es beklagen, daß das Schicksal dem begabten Manne kein längeres Wirken hat vergönnen wollen.

Walther v. Goethes Oper 'König Enzio'

Von Georg Droescher (Berlin)

'König Enzio, oder Der Gefangene von Bologna. Große romantische Oper in 3 Aufzügen von Adelphi. Musik von Walther v. Goethe' ist Walthers dritte Oper.[1]) Von dem Schicksale dieses Werkes berichtet der Briefwechsel zwischen Frau Ottilie v. Goethe und der Berliner Generalintendanz, der im Archiv der vormals Königlichen Theater aufbewahrt liegt und nach freundlichst erteilter Genehmigung hier erstmalig veröffentlicht wird.

Daß beide Enkel Goethes musikalisch hoch veranlagt waren, ist bekannt. Während aber Wolfgang, des Großvaters Liebling, der jüngere Enkel, sein Talent nur mehr gesellschaftlich verwertete, durch seine Improvisationen am Klavier sich das Lob der Freunde und auch persönlich-künstlerische Befriedigung verschaffte, erblickte Walther im Studium der Musik seine Lebensaufgabe und glaubte sich vornehmlich zum Opernkomponisten berufen. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß Karl Eberwein, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Karl Löwe die Meister gewesen, denen er seine musikalische Ausbildung verdankte und zu denen er sich vermöge seiner ausgesprochen lyrischen Begabung ganz besonders hingezogen fühlte, so wird der Mißerfolg, der sich auf dem so klippenreichen Gebiete der Opernmusik an seine Fersen heftete und ihm die reifen Mannesjahre vergällte, wohl erklärlich.

Bereits im Oktober 1839 hatte sich die Mutter des damals 21jährigen Komponisten an den Oberschenk v. Arnim, den stellvertretenden Berliner Generalintendanten, mit der Anfrage nach einem gangbaren Weg zur Einreichung der Kompositionen ihres Sohnes gewendet; Herr v. Arnim antwortete am 11. Oktober:

Es würde mir gewiß von großer Freude seyn, wenn die Compositionen Ihres Herrn Sohnes auf unserem Theater Beifall fänden, und daher will ich Ihnen, wie Sie es wünschen, auch genau sagen, wie und auf welche Art dabei verfahren wird.

---

[1]) Über Walther v. Goethe als Komponisten siehe 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' 7 (1928), 173—190.

Fürs erste senden Sie dieselben geradezu an die General=intendantur der Königlichen Schauspiele. Der Generalintendant übergiebt sie alsdann der General=Musik=Direction zur Prüfung. Ist diese mit der Aufführung einverstanden, so steht derselben weiter kein Hinderniß entgegen, als daß die Oper früher ein=gereichten nachstehen muß. Ist indessen die General=Musik=Direction gegen die Aufführung gestimmt, so steht es wohl dem General=Intendanten frei, sie dennoch aufführen zu lassen, indessen muß er alsdann vollkommen von ihrer Gediegenheit überzeugt seyn, indem er sonst ein großes Risiko übernimmt.

Um welches Werk Walthers es sich damals gehandelt hat, ist nicht ganz sicher, da der Brief der Frau v. Goethe, auf den das Schreiben v. Arnims die Antwort bildet, nicht vorliegt; doch gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß es Walthers Erstlingsoper 'Anselmo Lancia' (erschienen 1839) gewesen ist.[1]) Der Text dieser Oper stammte von Theodor Körner; er war zwei Jahrzehnte zuvor bereits unter seinem ursprünglichen Titel: 'Das Fischermädchen, oder Haß und Liebe' von dem Berliner Seehand-lungsrat J. S. Schmidt vertont und als Singspiel in Berlin, Breslau, Dresden, Leipzig mehrfach aufgeführt worden. Ob der letzte Satz im Briefe v. Arnims, der zweifellos eine Anspielung auf die Reibereien mit Spontini und auf die Mißhelligkeiten enthält, denen sich der General-intendant bei einem etwaigen Widerspruch seines damals noch allmächti-gen Generalmusikdirektors aussetzen würde, Frau v. Goethe vielleicht bestimmt haben mag, die Einreichung der Kompositionen zu unterlassen, sei dahingestellt; jedenfalls vergehen fast drei Jahre, ehe ein neuer Schritt unternommen wird. Inzwischen war Spontinis Stern erloschen; als Nachfolger des Grafen Redern hatte Theodor v. Küstner am 1. Juni 1842 das Amt des Generalintendanten angetreten. Bereits am 11. Juni erhielt er den vom 8. desselben Monats datierten Brief der Frau v. Goethe:

Erlauben Sie mir, Herr von Küstner, mich mit dem Vertrauen an Sie zu wenden, das sich zwar nicht auf eine nähere persön=liche Bekanntschaft, wohl aber auf die genaue Kenntniß eines Wirkens stützt, das überall für die Kunst so reiche Erfolge ge=tragen. Ein Mann wie Sie hat keine Zeit zu verliehren, deshalb komme ich rasch zur Sache. Mein ältester Sohn hat sich in der Composition nahmentlich dem Opernfach zugewendet, und in

[1]) Mendelssohns und Schumanns Urteil über 'Anselmo': 'Goethe-Jahrbuch' 34 (1913), S. 160 Anm. 5.

den letzten Jahren eine kleine Oper von einem Act: 'Stradella' und eine große Oper mit Recitativ: 'Enzio' geschrieben. Zu sehr in seiner musikalischen Welt beschäftiget, habe ich selbst nicht gewünscht, daß er seine Arbeiten unterbrechen möchte, um die nöthigen Schritte zu thun, sie zur Aufführung zu bringen, sondern mir die Partituren von ihm geben lassen, um so mehr da von diesem ersten Auftreten so viel abhängt. Daß Publicum und Componist gegenseitig aufeinander wirken müssen, damit ein Verstehen eintreten kann, damit der Künstler sich selbst und wie seine Tonschöpfung in der Außenwelt sich gestaltet einsieht, versteht sich, und ich darf wohl in diesem Fall die Erinnerung an meinen Schwiegervater in Anspruch nehmen, damit man es billig finde, wenn ich von den deutschen Bühnen erwarte, daß sie meinem Sohn wenigstens die Möglichkeit geben, ein allgemeines Urtheil über seine Fähigkeiten zu hören; aber, Herr von Küstner, der Componist ist nicht in dem glücklichen Fall des Autors, daß er sein Werk unmittelbar wie er es meinte dem Leser vorlegen darf: er braucht des Dolmetschers, und wie viel kömmt auf die richtige Übersetzung an. Der erste Schritt aber auf dieser Laufbahn entscheidet so viel durch sein Gelingen oder Mißlingen, daß Sie vollkommen verstehen werden, wie zaghaft ich war, sie zur Aufführung zu bringen. Seit einem Jahre sind beide Opern vollendet; aber nur jetzt scheint mir der günstige Zeitpunkt eingetreten zu sein, wo ich sie Ihnen übergeben darf. Überzeugt, daß Sie mit schützender Sorgfalt darüber walten werden, überlasse ich Ihnen gänzlich, welche Sie geeigneter glauben Interesse zu erwecken. 'Stradella', hörte ich eine Freundin unserer Familie, Frl. Frommann, äußern, sei ganz wie für die Stimme des Herrn Mantius[1]) geschrieben, was ich nicht beurtheilen kann; doch ist diese erste Parthie vortheilhaft besetzt, so bieten die übrigen Rollen wohl keine Schwierigkeit einer Bühne, wie die Berliner ist, dar. 'Enzio' hingegen ist nicht so leicht zur Darstellung zu bringen; es sind nicht nur viele Singparthien darin enthalten, sondern es erfordert auch

[1]) Ed. Mantius, erster Tenor der Berliner Oper, debütierte 1830 als Tamino. Pensioniert 1857, starb er 1874 zu Ilmenau.

in den Hauptrollen eine Poesie der Auffassung, sowohl im Gesang als im Spiel, die selbst den bravsten Sänger[n] und Sängerinnen nicht immer eigen ist. Ich wiederhole, daß mir die Berliner Künstler beinah gänzlich unbekannt sind, ich also jede Entscheidung vertrauensvoll in Ihre Hände lege. Sie werden wie ich glauben, daß natürlich das Gelingen einer großen Oper bedeutender in seinem Einfluß auf die Laufbahn des Künstlers ist, aber eben so, daß, entsteht ein Zweifel, ob Stoff und Musik ansprechen, der Versuch besser mit der kleinen Oper gemacht wird.

Ich kenne nicht den Geschäftsgang bei der Berliner Bühne, muß daher Ihnen, Herr von Küstner, für mich die freundliche Fürsorge überlassen, mir zu sagen, was ich zu thun habe, ob ich die Partituren Ihnen direct senden darf oder sie einem Herrn Kapellmeister, und welchem, zu überschicken habe. Mit der Überzeugung, daß Sie gerne einem jungen Talent die ersten Schritte auf einer sehr schwierigen Laufbahn erleichtern werden, und der Anerkennung, wie viel Sie für die Kunst gethan, die sich ja wohl durch mein Vertrauen ausspricht, bin ich, Herr von Küstner,

Ihre ergebenste

Ottilie v. Goethe

Weimar, den 8. Juni 1842. gebohrene Freiin v. Pogwisch.

„Ich kenne nicht den Geschäftsgang bei der Berliner Bühne", schreibt Frau v. Goethe; wir wissen, daß sie ihn seit dem Briefe v. Arnims sehr wohl kannte. Es war nicht der erste Versuch, den sie zugunsten des 'Enzio' unternahm. Vier Monate vorher hatte sie sich mit einem Briefe vom 10. Februar 1842 (Jenny v. Gerstenbergk, 'Ottilie v. Goethe und ihre Söhne', Stuttgart 1901, S. 29) an Liszt gewandt und den berühmten Künstler um die Prüfung einer Partitur ihres Sohnes gebeten; Walther selbst habe sie bereits an Herrn Schumann gesandt, „der aber sein Urteil dem Liszt'schen akkomodieren würde". Auch hier handelt es sich offenbar um 'Enzio'; nachdem Liszt die Prüfung abgelehnt hatte, kam Herr v. Küstner an die Reihe.

Dieser antwortete umgehend (nach dem Konzept):

Berlin, 12. Juni 1842.

Mit wahrem Vergnügen habe ich Ihrer Hochwohlgeborenen Schreiben vom 8. d., worin Sie von der Composition zweier

Opern Ihres Herrn Sohnes sprechen, gelesen. Wenn es an sich schon mir immer Freude gemacht, junge Dichter und Componisten in ihren Bestrebungen nach besten Kräften zu unterstützen, so giebt Ihr Brief mir dazu die nächste Veranlassung. Haben Sie daher die Güte, gnädige Frau, die Partitur mir baldigst zu übersenden. Gern will ich dann veranlassen, daß solche von der beim Königlichen Theater bestehenden Prüfungs-Commission eingesehen wird, und wünsche ich, daß das Ergebnis dieser Prüfung so ausfallen möge, daß deren Aufführung von mir verfügt werden kann.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verharre

K. Th. v. Küstner.

Wenige Tage darauf erfolgt die Absendung der Partitur des 'Enzio' mit Begleitschreiben nachstehenden Inhalts:

Erlauben Sie mir, Herr von Küstner, die Partitur meines Sohnes nicht abzusenden, ohne Ihnen zugleich auszusprechen, wie ich mit wahrer Dankbarkeit die Güte erkannt, mir so schnell zu antworten und so freundlich auf meine Wünsche einzugehen. Möchte eine günstige Entscheidung später folgen!

Ihre

dankbar ergebene

Weimar, den 21. Juni 1842. Ottilie v. Goethe.

Das Material: 1 Buch und Partitur in 3 Bänden, mit dem Eingangsvermerk: „Nr. 781 pr. 24. Juni 42" geht am folgenden Tage dem Kapellmeister Henning zum Gutachten zu, der schon fünf Tage darauf seinen schriftlichen Bericht erstattet. Weitere Gutachten folgen des Professors Wilhelm Taubert am 13. Juli, des Freiherrn v. Lichtenstein, der damals Oberregisseur der Oper war, am 26. Juli[1]), und schon am 31. desselben Monats antwortete der Intendant auf die Eingabe der Frau v. Goethe. Das ist, angesichts der sonst am Theater vielfach üblichen Verschleppungspraxis, eine überaus schnelle geschäftliche Abwicklung, die selbst die dadurch Begünstigten überrascht haben mag und wohl auf Rechnung des klingenden Namens zu setzen ist.

Wir können es unterlassen, die Gutachten der Prüfungskommission in ihrer ganzen Ausführlichkeit wiederzugeben. Herr v. Küstner hat in seinem

[1]) Von den Mitgliedern der Prüfungskommission ist Wilhelm Taubert, langjähriger Erster Kapellmeister an der Berliner Oper und Mitglied der Akademie der Künste, als fruchtbarer und zu seiner Zeit angesehener

Bescheid sich die Hauptsätze daraus wortgetreu zu eigen gemacht. Wir begnügen uns damit, in eckiger Klammer die Namen der Urteilenden den Sätzen, die ihrem Urteil entnommen sind, voranzustellen. Auf die Äußerung des Musikdirektors Henning, die am kürzesten gefaßt ist und die vor allem „das Fehlen dramatischer Kraft und Wahrheit" bemängelt, welche die Handlung erfordert, ist Küstner nicht weiter eingegangen.
Er schreibt (Goethe- und Schiller-Archiv):

Ihrer Hochwohlgeboren
beehre ich mich hierdurch anzuzeigen, daß ich die mir geneigt mitgetheilte Oper 'König Enzio' der beim Königlichen Theater bestehenden Prüfungs-Commission mitgetheilt und solche gestern von derselben zurückerhalten habe.

Die Urtheile der Mitglieder haben sich nun dahin ausgesprochen, daß

[Lichtenstein:] der jugendliche Componist eine gute, solide Schule bekunde, der Satz correct sey,

[Taubert:] die Wahl und Behandlungsart des Stoffes aber bis jetzt mehr lyrische als dramatische Entwickelung bemerken lasse. Wenn man auch die häufig sehr melodischen Themata von Anklängen freisprechen müsse, so gehe ihnen dafür auch das Gepräge des Styls der ausgebildeten Individualität ab, wie die immer edlen Intentionen des Componisten sehr häufig die beabsichtigte Wirkung nicht erreichen würden, da es ihm

---

Komponist ('Sturm', 'Cesario', 'Kinderlieder') rühmlich bekannt; sein Amtskollege C. W. Henning, Otto Nicolais Vorgänger, schrieb Kantaten und Musik zu Balletts und Schauspielen. Frhr. v. Lichtenstein, in allen theatralischen Sätteln gerecht, Dichter und Komponist, Schauspieler und Sänger, Schauspiel- und Opernregisseur, Intendant und Direktor, zu zweifelhaftem Ruhme durch seinen 'Andreas Hofer' gelangt, den er i. J. 1831 dem aus politischen Gründen verbotenen Rossinischen 'Tell' nach einem englischen Texte unterlegte. Kurze Zeit vor der Einreichung des 'Enzio' hatte er u. a. auch das Originalmanuskript des 'Fliegenden Holländers' zur Begutachtung erhalten, den effektvollen Text, die erfindungsreiche Musik des Werkes gerühmt, nur seine Bedenken gegen die von Wagner geforderte Vorstellung ohne Unterbrechung geäußert, die bekanntlich erst seit Bayreuth 1901 eingeführt worden ist. Hier war es Küstner, der ohngeachtet des glänzenden Urteils, das Meyerbeer über die Musik fällte, durch sein abermals dilatorisches Verfahren verschuldete, daß Berlin um die Ehre der Uraufführung des 'Holländers' kam.

für Instrumentation und für die Behandlung der Singstimmen, die oft zu hoch, oft zu tief lägen, noch an Erfahrung mangele.

[Lichtenstein:] Den Recitativen fehle noch deklamatorische Kraft; die erste Violine gehe da, wo sie nicht, um dem Sänger Raum zu gestatten, reduzirt worden, mit den Singstimmen und zwar meistens in der nämlichen Octave. Die Ausdrücke der Leidenschaft, des hervorbrechenden Schmerzes, des entflammten Rachegefühls blieben zu sehr dem Dichter allein überlassen.

[Taubert:] Im Ganzen dürfe man aber aussprechen, daß das Werk zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtige und daß, was hier zwar mit Talent, doch noch unsicher angedeutet sei, in den nächsten und späteren Werken des Componisten mit künstlerischem Bewußtsein und ausgebildeterer Technik hingestellt sein werde.

Hiernach, meine gnädige Frau, wollen Sie zu ermessen geneigen, daß es vortheilhafter erscheint, den ersten Versuch eines jugendlichen Talentes noch nicht auf dem unruhigen Markte unseres hiesigen Kunsttreibens erscheinen zu lassen, wie ich denn um gütige Bestimmung über die Art und Weise der Zurückgabe des Buches und der Partitur ganz ergebenst ersuche.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherungen der lebhaftesten Verehrung und größten Ergebenheit.

Berlin, den 31. Juli 1842. Küstner.

Freiherr v. Lichtenstein gibt auch zu dem Adelphischen Textbuche sein Gutachten, das allerdings für die beiden ersten Akte vernichtend lautet. Die Exposition ist viel zu reich an Worten, zu arm an Handlung. Im zweiten Akte schreitet zwar die Handlung fort und liefert einige schlagende, für den Tonsetzer wirksam zu benutzende Momente; durch die Häufung und Breite der Arien wird jedoch die Teilnahme geschwächt. In der fünften Szene dürfte der dem Terzett der geheimnisvollen Verabredung der drei Hauptpersonen einverleibte Damenchor störend, durch nichts bedingt und unnatürlich wirken. Die Rettung des Königs, der in den Sarg gelegt, aber durch eine unter dem Sargdeckel hervorragende Locke erkannt wird und nun herausspringt, wird als ein gefährlicher, zum Lachen reizender Vorfall gerügt. Von dem dritten Akte, der hochtragischen Inhalts sei, erklärt der Gutachter, daß dieser dem Dichter am besten gelungen sei und durch seinen schnell herbeigeführten, echt dramatischen Schluß überrasche.

Inzwischen erhält Herr v. Küstner durch den Kammerherrn v. Witzleben die Mitteilung, daß Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin von Preußen (der späteren Kaiserin Augusta) von seiten der Frau v. Goethe der Wunsch nahegelegt worden sei, das Werk ihres ältesten Sohnes in Berlin aufgeführt zu sehen, da „der Name des Componisten ganz Deutschland, in besonderer Hinsicht aber den Bühnen von Weimar und Berlin angehöre".

Der Intendant verfährt dilatorisch, läßt einige Monate verstreichen, dann übergibt er dem Kammerherrn eine Abschrift des Schreibens vom 31. Juli zur gnädigen Einsicht für die Frau Prinzessin, und weil inzwischen noch immer keine Antwort aus Weimar erfolgt ist, werden Buch und Partitur nebst einem kurzen Schreiben mit dem zurückkehrenden Gefolge des Erbgroßherzogs am 3. Dezember 1842 ganz ergebenst remittiert.

Der 'Enzio' ist unaufgeführt geblieben; auch Weimar hat sich seiner nicht angenommen. Von Walthers Opern ist in Weimar nur der 'Anselmo Lancia' gegeben worden, und zwar am 15. und 21. Oktober 1839.

Goethes Tod und Bestattung

Neue Urkunden
Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Eine kurze Spanne Zeit nur noch, und ein Jahrhundert wird seit jenem Tage verflossen sein, an dem Goethe in die Ewigkeit eingegangen ist. Ein Jahrhundert des Aufstiegs und Niedergangs, ein Jahrhundert mächtiger Umwälzungen: Trone sind errichtet und gestürzt worden, Schranken des Herkommens und der Sitte sind gefallen, philosophische Systeme haben die Geister verwirrt und geläutert, Naturwissenschaft und Technik das Bild der Welt in Theorie und Praxis von Grund aus verändert. Aber unbeirrt ist durch den Wirbel des Wachsens und Sterbens, des Aufbauens und Zerstörens, durch den Streit der Gedanken, der Stände, der Völker mit immer tieferer Wirksamkeit der breite Strom dahingeflutet, der sich segenbringend aus Goethes Werk in die Menschheit ergießt.

Nur eine kurze Spanne Zeit noch: schon werden Zurüstungen getroffen, den Todestag Goethes in gebührender Weise zu begehen. Alte und neue Welt werden wetteifern, mit ernster Feier dem erhabenen Geiste zu huldigen, der im Wandel ein Bleibendes, im Vergänglichen ein Unvergängliches ist. Unsere Gegenwart hat ein eindrucksvolles Mittel erdacht, ein allgemeines Erinnerungsfest zu begehen: für eine gedächtnisschwere Minute stehen alle Räder des öffentlichen Getriebes still, alle lauten Geschäfte schweigen in einem Augenblick der Besinnlichkeit, das Leben hält auf Markt und Straßen den Atem an, um sich in die Weihe gemeinsamer Betrachtung zu versenken. So wird sich auch am 22. März 1932 die gebildete Menschheit zu einer Stunde allgemeinen Nachdenkens zusammenfinden, und ob gleich dann auch vielleicht kein Eisenbahnzug seine Fahrt unterbrechen wird, so wird doch der Drang des Irdischen innehalten und alle empfänglichen Seelen werden ruhen in gemeinsamer Andacht, in gläubiger Hingabe an den Genius gottentstammter Dichtung.

Es hat auch im März 1832 an zahlreichen würdigen Feiern nicht gefehlt; sie konnten nicht anders als beschränkt sein, nicht nur in ihrem räumlichen Wirkungsumkreis als einzelne Brennpunkte besonders ge-

steigerter Goetheverehrung, sondern auch in der Tiefe und Weite der tragenden Vorstellung. Im Bewußtsein des damaligen Geschlechtes war Goethes Bild noch von seinen irdischen Eigenheiten überschattet; die Liebe stieß noch zu oft auf die natürlichen Schranken seines Wesens. Der Sohn und Vollender des achtzehnten Jahrhunderts war nur zu oft dem jungen Geiste eines neuen Zeitalters, das über sich selbst noch nicht zur Klarheit gekommen war, ein unbequemer Mahner; seine naturwissenschaftlichen, künstlerischen, politischen Überzeugungen, sein Charakter, seine Lebensführung riefen weite Kreise zu heftigem Widerspruche auf. Eine lange Reihe von hundert Jahren hat uns Goethe besser zu verstehen gelehrt. Wir sehen ihn nicht mehr in seiner beengten Individualität, in der Zufälligkeit seiner empirischen Existenz, wir erkennen die Notwendigkeit seines geistig-sittlichen So-Seins, wir begreifen sein Leben und Wirken als die Offenbarung einer ursprünglichen Weltkraft. Wir sehen nicht mehr einen Einzelmenschen, wir sehen einen Typus, der als solcher in sich selbst das unabänderliche Gesetz seines Wesens trägt, und in demselben Maße, in dem unser Goethebild tiefer, reiner, wahrer ist als das Goethebild der Urgroßväter, wird die künftige Jahrhundertfeier tiefer und gehaltvoller sein als die Feier von 1832. Die damalige Feier war eine Trauerfeier, sie galt einem Abgeschiedenen; die künftige Feier wird ein Jubelfest sein, das in allen Sprachen der zivilisierten Erde einem Lebenden Dankeslieder singt.

Goethes Tod ist ein Ereignis gewesen, das selbst der damaligen Zeit, so sehr sie vom Fieber politischer Unruhe geschüttelt wurde, ehrfurchtvolle Aufmerksamkeit abgenötigt hat; die Öffentlichkeit konnte nicht müde werden, den Berichten über Goethes Sterbestunden, über seine Bestattung zu lauschen. Ihn, der sich selbst einen Lebenskämpfer genannt hatte, nun auch im Todeskampfe zu schauen, gab fühlenden Herzen ein erhabenes Schauspiel verklärenden Schmerzes; seine Beisetzung in der Weimarer Fürstengruft, die in ihrem gemessenen Pomp sogar das berühmte Leichenbegängnis Klopstocks überbot, rief weithin alle Verehrer auf, sich dem Gefolge wenigstens im Geiste anzuschließen. Und wen das Schicksal der traurigen Gunst gewürdigt hatte, Zeuge der letzten Tage Goethes zu sein, der beeiferte sich, für sich und die Freunde, für Mit- und Nachwelt das ergreifende Erlebnis in schriftlichen Aufzeichnungen festzuhalten. Wir haben Berichte des Arztes Dr. Karl Vogel, des Oberbaudirektors Coudray. Ein Gelehrter unserer Zeit, Karl Schüddekopf, hat die authentischen Nachrichten über Goethes Tod und Bestattung in einem verdienstlichen Buche zusammengestellt: 'Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig 1907'; uns liegt es ob, diese Zeugnisse durch neue Funde zu ergänzen. Denn auch die spätesten Nachgeborenen wird immer mit neuer Macht jede neue Erzählung ergreifen, die da schildert, wie der Unsterbliche den letzten Rest der Sterblichkeit überwand.

Wir geben zunächst die Mitteilungen, die der Berliner Komponist Karl Friedrich Zelter und seine Tochter Doris aus Weimar erhalten haben; beiden war das Glück beschieden gewesen, dem Freunde noch im letzten Jahre nahe zu sein. Zelter hatte im Juli 1831, Doris im Januar und Februar 1832 in Goethes Hause geweilt; ehe Doris am frühen Morgen des 19. Februars aus Weimar geschieden war, hatte sie Goethes Arzt Vogel gebeten, ihr von jeder Änderung im Befinden des hochbetagten Dichters sogleich Nachricht zu geben. Schon am 20. März sieht sich Vogel in die Notwendigkeit versetzt, seine Zusage erfüllen zu müssen. Und das ist das Wertvolle, das seine Briefe und die meisten der ihnen folgenden Schreiben des Kanzlers v. Müller vor den bereits bekannten Berichten voraushaben: sie sind nicht wie diese erst nach den Ereignissen geschrieben, sie sind entstanden aus unmittelbarer Gegenwart heraus, in ihnen pulsiert die Sorge und Hoffnung des wirklichen Augenblicks, um noch heute mit Sorge und Hoffnung das Herz des teilnehmenden Lesers zu erfüllen.

1. Karl Vogel an Doris Zelter.

Weimar, [Dienstag] den 20. März 1832.

Ihrem Wunsche und meinem Versprechen zu genügen, finde ich leider sehr bald Gelegenheit, meine verehrte Freundin. Der Geheimerath v. Goethe wurde in Folge einer Erkältung am letzten Freitage [16. März] von einem Katarrhalfieber ergriffen, welches sich bis gestern abends, wo ich den Kranken um acht Uhr verließ, so durchaus gehoben hatte, daß er mit mir davon sprach, heute wieder einige Arbeiten vornehmen zu wollen. Heute Nacht, um zwölf Uhr, bis wohin er recht ruhig geschlafen hat, erwacht er, friert, findet seinen Athem beklemmt, den Kopf eingenommen, und ungeachtet diese Zufälle immer steigen und sich heftige Schmerzen in der linken Seite und in den Gliedmaßen dazu gesellen, läßt er mich doch erst heute Morgen um halb neun Uhr rufen. Ich finde ihn im heftigsten Schüttelfrost, fast unbesinnlich, vor Schmerz häufig laut aufschreiend, mit äußerst beklemmtem Athem, und nur nach einstündiger unausgesetzter Bemühung gelingt es, die Körperwärme wieder herzustellen und die Schmerzen zu mildern. Jetzt, halb ein Uhr mittags, fühlt sich der Kranke leidlich und schwitzt. Er klagt noch über Schmerzen in der Brust und in den Gliedmaßen. Der Appetit fehlt ganz. Der Kopf ist ziemlich frei. Der Angriff ist

aber so heftig gewesen, daß kaum zu erwarten steht, er werde ohne weitere unangenehme Folgen vorüber gehen. Der Frost hat doch nahe an zehn Stunden gedauert.

Wahrscheinlich ist das Schlafzimmer in der Nacht zu kalt geworden, wenigstens fand ich die Temperatur desselben bei meinem ersten Besuche zu niedrig.

Frau v. Pogwisch und v. Goethe, Fräulein Ulrike und meine Frau empfehlen sich mit mir angelegentlichst.

Sie erhalten von mir täglich Nachricht, und hoffentlich bald recht gute.

Ergebenst

Dr. Vogel.

Donnerstag, der 15. März 1832, ist der letzte Tag, über den Goethes Tagebuch in üblicher Weise eingehenden Bericht erstattet. Wir hören von reichlicher Korrespondenz, von Lektüre, von mannigfachem Besuch. Was unser dritter Brief, der Brief des Kanzlers v. Müller von Mittwoch, dem 21. März, über diesen 15. März erzählt, finden wir im Tagebuch bestätigt: den Besuch, den die Großherzogin Maria Paulowna, von ihrer Gesellschafterin Fräulein Mazelet begleitet, dem Dichter abstattet. Von Fremden nennt das Tagebuch den zweiten Sohn der Bettina v. Arnim, Siegmund v. Arnim, dem Goethe den letzten Vers, der aus seiner Feder gekommen ist, in der Zeit zwischen 10. und 15. März ins Stammbuch geschrieben hat: „Ein jeder kehre vor seiner Tür" (Werke 5 I, 153). Dann aber zum 16. März meldet das Tagebuch als den letzten Eintrag, der unter dieses Leben voll unermüdlicher Arbeit den müden Schlußstrich setzt: „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht." Frau v. Pogwisch ist Ottilie v. Goethens Mutter, Ulrike ihre unvermählt gebliebene Schwester Ulrike v. Pogwisch, der Familie Zelter durch häufigen Aufenthalt in Berlin bekannt.

2. Karl Vogel an Doris Zelter.

Weimar, [Mittwoch] den 21. März 1832.

Morgens 6 Uhr. Sehr unruhige Nacht, seltner, immer kurzer Schlummer. Die Beklemmung des Athems hat sich etwas vermindert. Der Kopf ist immer noch sehr eingenommen. Die früher herumziehenden Schmerzen haben sich in der linken Seite der Brust fixiert. Es ist kein Husten vorhanden. Zunge trocken, rein, hart; Durst groß; allgemeiner, guter Schweiß.

14*

Der Kranke fühlt sich behaglicher, und der Zustand ist im allgemeinen etwas besser als gestern.

Nachmittags 4 Uhr. Der Kranke hatte sich im ganzen bis gegen Mittag gebessert. Um zwei Uhr fand ich bei meinem Besuche ein verdächtiges Schleimrasseln auf der Brust, welches sich bis jetzt nicht vermindert hat und eine Lungenlähmung fürchten läßt. Der Zustand ist sehr bedenklich.

Alle Bekannte empfehlen sich mit mir.

Morgen mehr und, gebe Gott, Besseres!

Dr. Vogel.

3. Friedrich v. Müller an Zelter.

Weimar, [Mittwoch] den 21. März 32.

Ich muß Ihnen, mein verehrter Freund! von Goethes Unwohlseyn berichten, auf daß Sie nicht durch übertriebene Gerüchte zuerst davon unterrichtet werden.

Am letzten Donnerstag, 15. dieses, war er noch ganz wohl, ja bey dem gewöhnlichen Morgenbesuche der Frau Großherzogin überaus heiter. Nachmittags sprach er mehre Fremde und scheint sich beym Hin- und Hergehen aus seinem stets überheizten Hinterzimmer in die vordern Räume erkältet zu haben. Freitags [16.] früh befiel ihn Katarrhfieber, von welchem er jedoch Sonntags [18.] schon so weit hergestellt war, daß er vom Wiederbeginn seiner Arbeiten für den nächsten Tag sprach. Dazu kam es nun zwar nicht, weil er sich doch zu matt fühlte; allein er war doch am Montag [19.] ziemlich ruhig und scherzte noch am Abend mit seinen Enkeln. In der Nacht vom Montag auf den Dienstag [20.] aber nahm die Krankheit einen andern Charakter an und zwar, wie behauptet wird, in Folge eines durch nicht vollständig genug unterhaltene Wärme seines Schlafzimmers zurückgetretenen Schweißes. Es befiel ihn ungeheurer Frost und unleidliche Schmerzen und Krämpfe im ganzen Leib und besonders auf der Brust und am Herzen. Der herbeygeeilte Arzt fand ihn höchst gefährlich, und die Arzneymittel wollten nicht anschlagen. Gegen Abend gelang es jedoch, den Anfall zu beseitigen, spanische Fliegen auf der Brust wirkten günstig,

und Lavements gewährten zahlreiche Ausleerungen. Die heutige Nacht [zum Mittwoch] war zwar fast ganz schlaflos; doch trat ein höchst erwünschter Schweiß ein, der die beste Hoffnung giebt. So stehen die Actien jetzt, Mittags; wir schweben allerdings noch in großer Besorgniß, zumal da Vogel das Fieber nun mehr nervös als katarrhalisch findet; allein nach seiner Versicherung ist doch die Wahrscheinlichkeit des Genesens, bey der durch den wieder eingetretenen Schweiß erprobten Kräftigkeit der Lebensfunctionen, überwiegend. Vor Abgang der Post heute Abend werde ich den weiteren Verlauf des Tages hinzufügen.

Abends 7 ½ Uhr.

Der Zustand des Patienten ist ruhiger und schmerzloser; allein es gewinnt den Anschein, als ob die Lunge afficiert und zu schwach sey, um den andringenden Schleim gehörig auszustoßen. Der Puls ist weniger krampfhaft und geregelter, aber freilich auch matter. Er selbst scheint sich eben nicht für gefährlich zu achten und äußert von Zeit zu Zeit Theilnahme an der Außenwelt. Noch vor einer Stunde verlangte er nach einem Buche, das ihm die Großherzogin empfohlen hatte: Salvandy, 'Seize mois ou la Révolution'.

Wir hoffen noch immer, daß sein herrliches Naturell auch diesesmal siegen werde.

Ich schreibe Ihnen morgen Abend wieder, mein hochgeehrter Freund! Gott gebe, daß ich Erwünschtes verkünden könne! Empfehlen Sie mich aufs beste Ihrer Fräulein Tochter. Stets der

Ihrige

v. Müller.

4. Karl Vogel an Doris Zelter.

Weimar, [Donnerstag] den 22. März 32.

Verehrteste Freundin,

Der Wunsch am Ende meines gestrigen Briefes ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Der Geheimerath v. Goethe ist

heute Morgen um 11 ½ Uhr an einem Stick- und Schlagflusse sehr sanft verschieden, ohne vorher die geringste Ahnung von dem nahen Tode zu empfinden.

Die Hinterlassenen sind ziemlich gefaßt.

Mich Ihnen und Ihrem Herrn Vater angelegentlichst empfehlend

Dr. Vogel.

5. Friedrich v. Müller an Zelter.

Weimar, 29. März 32.

Warum ich Ihnen, Verehrter! nicht weiter schrieb, da nur allzuschnell Vogels Berichte das Traurigste schon verkündet hatten, bedarf wohl keiner Entschuldigung! —

Aber nun drängt es mich, Ihnen ein herzliches Wort zu sagen, Ihnen vor allen, der Sie dem Verewigten an Sinn und Liebe am nächsten standen!

Wie tief ergriffen mögen Sie seyn! Uns kommt alles noch wie ein böser Traum vor, und wer wollte, wer könnte sich überhaupt entwöhnen, Goethen als lebend, fortwirkend, fortschützend zu denken?

Ottilie übertraf sich an Standhaftigkeit und zärtlicher Pflege; bis nach dem Leichenbegängniß blieb sie hier und fuhr dann am späten Abend, 26. dieses, noch mit ihren Kindern zu Frommanns nach Jena, von wo sie morgen wiederkehrt.

Die Frage: ob die irdische Hülle öffentlich en parade ausgestellt werden sollte, erregte viele Discussion. Ich, als Testamentsvollstrecker, war, im Sinne Goethes, wie ich wenigstens glaube, ganz dagegen. Ottilie fügte sich auf den ungestümen Wunsch der Menge, den zu erfüllen ihr Pflicht schien, und dann darauf, daß Er es nicht verboten habe.

So geschah es endlich; doch ging alles besser vorüber, als ich gefürchtet. Coudray hatte würdig-einfache und geschmackvolle Einrichtung des untern Hausflures arrangiert. Immer acht Künstler, Zeichnenlehrer, Deputierte des Theaters, Bibliotheksangehörige, Deputierte der Armbrustschützen und der Bürgerschaft p. wechselten sich alle Stunde ab (also 32 in allem). Dieß

war Montags [26. März] von 8—12 Uhr vormittags. Der Zudrang war ungeheuer; zahlreiche Wachen des Militärs und der Polizey hielten Ordnung. Von Erfurt, Jena, dem Lande wogten die Schaaren herbey. Die entseelte Hülle war nicht im geringsten entstellt; man konnte sich nicht überreden, daß hier ein Abgeschiedner ruhe; es war, als ob Er sich jeden Augenblick wieder aufzurichten anschicke.

Nachmittags 5 Uhr [26. März] die feyerliche Bestattung in die Großherzogliche Gruft. Ich hatte unmittelbar nach dem Ableben die Willensmeinung Karl Augusts verkündet; die höchsten Herrschaften fanden das ganz natürlich und gerecht. „C'est honorer nous-mêmes, plus encore que Lui", sagte mir die Großherzogin unter tausend Thränen, wie denn überhaupt das Großherzogliche Paar tief ergriffen war und sich noch jetzt nicht zu trösten vermag.

Der Großherzog wollte eine Stunde vor dem Hinscheiden durchaus noch zu Ihm; wir hielten ihn aber im Nebenzimmer fest, um den so sanft Hinüberschlummernden nicht aufzuregen. Er hatte durchaus keine Todesahnung, war geistreich, bewußt und mittheilend bis zum letzten Morgen. Auch noch in der letzten Stunde trank er Wasser und Wein unter der Frage: „Es ist doch nicht zu viel Wein im Glase?" Kurz nachher, die halb entschlummerten Augen aufschlagend: „Macht doch den Fensterladen in der Stube auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dieß waren die letzten Worte, die ich hörte. Bloß am Stocken und Aufhören des Athems merkte man den Tod; kein Zucken, kein Krampf, der seligste Tod, den man sich nur wünschen kann. Und dieß muß auch Ihnen große Beruhigung gewähren, mein Theurer! Die Worte in der Fürstlichen Begräbnißkapelle lege ich bey.

An 4—5000 Menschen umwogten den Zug, dessen genaue Anordnung ich Ihnen noch mittheilen werde. Hinter dem Großherzoglichen Leichenwagen — demselben, der Karl Augusts Hülle und die Luisens aufgenommen hatte — Walther Goethe mit Vulpius und Vogel, zu Fuß, umgeben von den drei Ministern. Dann die nächsten Hausfreunde, hierauf die akademischen 4 Decane, die Deputationen von allen Orten und Enden,

vom Militär (auch von dem Erfurtischen) und Civil, ferner etwa 200 Honoratioren; nun der Goethesche Wagen mit den beyden Vulpiusischen Frauen und Fräulein Seidler, die Büchsenschützen-Compagnie u.s.w., die Wagen des Großherzogs und der Großherzogin mit dem Obermarschall und Oberstallmeister als ihren Repräsentanten, die Wagen der Minister, des russischen und französischen Gesandten, endlich ein 20 andere Wagen. Dienstags [27. März] ließ ich das Testament auf der Regierung eröffnen.

Abends [27. März] (und nicht am Begräbnißtage, wie fälschlich in der 'Staatszeitung' steht) 'Tasso' mit einer würdigen Trauerfeyer. Ich sende Ihnen morgen den Epilog gedruckt. Vom Moment des Ablebens bis dahin blieb das Theater geschlossen. Alle Zuschauer, ohne Verabredung, schwarz; tiefste, ehrfürchtige Stille.

Am Begräbnißabend traf Ihr heitrer, humoristischer Brief vom 22. ein, welch ein Contrast! Ich lieferte ihn an Riemer mit allen andern, der bewußten Verabredung gemäß, aus; es ist merkwürdig, daß die köstlich-unschätzbare Reihe sich mit einem von Ihnen am Todestage geschriebenen, am Begräbnißtage eingelangten Briefe schließt. Das heißt buchstäblich: treu bis zum Tode!

Wie Sie schon wissen, ist Ihr Contract mit Goethe und der mit Riemern dem Testamente und Codicille inseriert. Dieß wird uns künftig Anlaß zu vielfachen Mittheilungen geben, und so dürfen Sie sich uns um so weniger entfremden.

Riemer hat bereits gestern die ganze Scatull mit jenen Briefen ausgehändigt erhalten und bewahrt sie zur größern Sicherheit auf der Bibliothek.

Ich soll bitten, an Streckfuß, Hufelands (beyde Brüder), Förster, Osann, und wohin Sie es noch für angemessen halten, beifolgende Trauerkarten zu senden. Langermann, glaube ich, hat schon eine bekommen.

Meyer, Riemer, Coudray, Vogel und Eckermann grüßen aufs herzlichste, auch die gute Frau v. Pogwisch.

Ihre Fräulein Tochter hat noch recht den erquickenden

Abendduft von Goethes Leben genossen; wie unschätzbar wird ihr das seyn!

Beruhigen Sie mich bald über Ihr Befinden und tragen Sie aus Liebe zu dem Entflohenen auch auf uns verwaiste Freunde Wohlwollen und Theilnahme über!

v. Müller.

Bei der Ausstellung der Leiche am 26. März waren, entsprechend den Vorschlägen des Oberbaudirektors Clemens Wenzeslaus Coudray, der zu den Vertrauten Goethes gehört hatte, die Vorhalle des Goethehauses und der dahinter liegende Raum schwarz ausgeschlagen und durch Wachskerzen erhellt; in dem zweiten Raume lag der Entseelte auf dem Paradebett aufgebahrt. Um ihn her auf Kissen von Silberstoff seine Orden, Ehrendiplome, der goldene Kranz, den Frankfurt zum 70. Geburtstag dargebracht hatte. Ihm zu Häupten ein Altar von weißem Marmor mit Symbolen seiner dichterischen Lebensarbeit. Die Trauernden wurden durch die Gartenpforte in der Ackerwand eingelassen, durchschritten den Garten, das Büstenzimmer, kamen über die Haupttreppe in die Vorhalle herab und verließen das Haus durch die Haupttüre am Frauenplan. Bei der Gartenpforte wie auch bei der Haupttüre war eine Militärwache aufgestellt. Um 2 Uhr wurde der Sarg geschlossen. Wann und in welcher Weise Großherzog Karl August die Bestimmung getroffen hatte, daß Goethe dereinst an seiner Seite in der 1824 erbauten Fürstengruft beigesetzt werden solle, steht nicht fest. In der mit Zypressen geschmückten Kapelle der Fürstengruft begann die Trauerfeier mit Goethes Liede „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige“, das der Theaterchor unter Leitung des Musikdirektors Eberwein (siehe unten S. 224) vortrug, der Oberhofprediger und Generalsuperintendent Johannes Friedrich Röhr hielt die Leichenrede (siehe unten S. 227); es folgte als Schlußgesang ein von Riemer gedichtetes Lied „Ruhe sanft in heil'gem Frieden“. Dann übergab der Kanzler v. Müller im Namen der Goethischen Familie den Sarg dem Oberhofmarschall v. Spiegel mit feierlicher Ansprache; er schickt mit unserm Briefe eine Abschrift dieser seiner „Worte in der Fürstlichen Begräbnißkapelle“ an Zelter. Im einzelnen ist noch zu unserm Briefe zu bemerken: Vulpius ist der Regierungs-, Kommissions- und Vormundschaftssekretär Rinaldo Vulpius, der 1802 geborene Sohn des Christian August Vulpius, der Goethes Schwager gewesen war. Rinaldo Vulpius verwaltete das Rechnungswesen des Goethischen Haushaltes. Die drei Minister: Karl Wilhelm Freiherr v. Fritsch, seit 6. April 1815 Wirklicher Geheimer Rat, seit 1. Dezember 1815 Chef des ersten Departements des Staatsministeriums; Ernst Christian August Freiherr v. Gersdorff, Wirklicher Geheimer Rat und Chef des zweiten Departements; Dr. Christian Wilhelm Schweitzer, seit August 1828 Wirk-

licher Geheimer Rat. Schweitzer übernahm nach Goethes Tode Goethes Obliegenheiten in der Oberaufsicht über alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Die nächsten Hausfreunde: v. Müller, Coudray, Soret, Riemer, Eckermann. Die Vulpiusischen Frauen: die Mutter des Rinaldo Vulpius, Helene, geb. de Ahna, und seine Frau Anna Bianka, geb. Gerhardt. Fräulein Seidler ist die Malerin Luise Seidler, ein besonderer Schützling Goethes; sie war Aufseherin der Weimarer Gemäldesammlung und wurde im Juni 1835 zur Hofmalerin ernannt. Obermarschall: Karl Emil Freiherr Spiegel von und zu Pickelsheim, Oberhofmarschall seit Aug. 1828; Oberstallmeister war seit August 1828 Friedrich Wilh. v. Bielke. Russischer Gesandter war seit 1. Juli 1828 Wassili Graf Santi; Französischer Gesandter: seit Juli 1831 Graf Alfred Vaudreuil. Der Epilog, der am 27. März nach der Aufführung des 'Tasso' von dem Darsteller des Tasso August Durand gesprochen wurde, war von dem Kanzler v. Müller verfaßt. Über die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Zelter, die von Riemer besorgt werden sollte, hatte Goethe in seinem Testamente vom 6. Januar 1831 und einem Codizill vom 22. Januar 1831 (Werke 53, 328—339) eingehende Bestimmungen getroffen; siehe Max Hecker: 'Zelters Tod' im 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg' Bd. 7 (1928).

Streckfuß: der Übersetzer des Dante Karl Streckfuß; seine Briefe an Goethe: 'Jahrb. der Goethe-Gesellschaft' 9 (1922), 232 ff. Hufelands: die Brüder Christoph Wilhelm und Friedrich Gottlob Hufeland, ersterer 1762—1836, der zweite 1774—1839, beides Professoren der Medizin in Berlin, jener seit 1801, dieser seit 1812. Christoph Wilhelm, der bedeutendere der beiden, preußischer Staatsrat, ist der berühmte Verfasser der 'Makrobiotik, oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern'. Förster: Friedrich (Christoph) Förster, Historiker und Dichter, Lützower Jäger und Freund Theodor Körners, Kustos an der Königlichen Kunstkammer in Berlin, Mitglied der Zelterschen 'Liedertafel'. Mit seiner Gattin Laura war er im Sept. 1820, im Sept. 1824 und im Aug. 1831 in Weimar gewesen. Osann: Emil Osann, Neffe und Schwiegersohn Chr. Wilh. Hufelands, Professor der Medizin in Berlin. Langermann: Joh. Gottfried Langermann, Geh. Obermedizinalrat und Staatsrat in Berlin, Chef des preußischen Medizinalwesens, vertrauter Freund Zelters, mit Goethe seit einem gemeinsamen Karlsbader Aufenthalt im August 1812 in näherer Verbindung.

6. Zelter an Friedrich v. Müller.

Erst heute, verehrtester Mann, kann ich Ihnen für die freundschaftlichste Theilnahme danken, von welcher Art auch die Gelegenheit dießmal seyn mag.

Was zu erwarten, zu fürchten war, mußte ja kommen. Die Stunde hat geschlagen. Der Weiser steht wie die Sonne zu Gibeon, denn siehe: auf seinem Rücken hingestreckt liegt der Mann, der auf Säulen des Hercules das Universum beschritt, wenn unter ihm die Wächter der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen.

Was kann ich von mir sagen? zu Ihnen? zu allen dort? und überall? — Wie Er dahinging vor mir, so rück' ich Ihm nun täglich näher und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von 36 Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat.

Nun hab' ich die Bitte: hören Sie nicht auf, mich Ihrer freundschaftlichen Mittheilungen zu würdigen. Sie werden ermessen, was ich wissen darf, da Ihnen das niemals gestörte Verhältniß zweyer, im Wesen stets einigen, wenn auch dem Inhalte nach weit von einander entfernten Vertrauten bekannt ist. Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger. Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Capital zu machen.

Verzeihn Sie, edler Freund! ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen sehn, das muß mich rechtfertigen.

Ihr verbindlichster

Berlin, den 31. März 1832. Zelter.

Dieser Brief war bereits, freilich durch Lesefehler verunstaltet, gedruckt ('Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter', 6. Teil, 1834, S. 429); wir glaubten in diesem Zusammenhange nicht auf ihn verzichten zu dürfen. Er traf am 2. April in Weimar ein und hat sich also mit dem hier als Nr. 7 folgenden Briefe v. Müllers gekreuzt. Gibeon: Buch Josua 10, 12: „Da redete Josua mit dem Herrn . . . und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond, im Tal Ajalon." — weinen sehn: bei seinem Besuche in Weimar November 1823, als Goethe dem Freunde die Marienbader Liebe zu Ulrike v. Levetzow gestand.

7. Friedrich v. Müller an Zelter.

Weimar, 1. April 32.

Ihr Stillschweigen und das Ihrer Fräulein Tochter beunruhigt uns sehr, wie erklärlich es auch ist. Geben Sie, theurer Freund! uns doch ja baldigste Kunde von Ihrem Ergehen! Sie sind uns ein geistiger Anker im Sturm, der nicht brechen darf. Ottilie umarmt Sie kindlichst; es geht ihr erträglich.

Hier mein Epilog! theilen Sie ihn gütigst mit an den guten Rauch, an Varnhagen, Langermann und andere nähere Freunde! Ich habe auch nichts dagegen, wenn er in einer Berliner Zeitung abgedruckt wird. Er ist ein in einer schlaflosen Nacht gebornes Schmerzenskind.

Auch die Frau Großherzogin frägt täglich nach Ihnen.

Immerdar treulichst der Ihrige

v. Müller.

Des Kanzlers 'Epilog' zum 'Tasso' ist vielfach gedruckt worden, so in Berlin, freilich kaum durch Zelters Vermittlung, im 'Gesellschafter', Blatt 59 vom 11. April 1832. Rauch: der Bildhauer Christian Daniel Rauch, den Weimaranern bekannt durch seine Besuche bei Goethe und seine Goethebüste von 1816; Varnhagen: der Diplomat und Schriftsteller Karl August Varnhagen von Ense, mit dem Kanzler in regem Briefwechsel, ihm geistesverwandt in selbstbewußter Eitelkeit.

8. Zelter an Ottilie v. Goethe.

Alles, was ich von Ihnen, die Allerbravste von uns, vernehme, ist ein Trost, den ich mit sicherer Hand fasse, da ich in Erfahrungen solcher Art schon lange kein Neuling mehr bin.

Sie haben Recht gethan, auf die Ausstellung der Leiche zu bestehn. Unter Tausenden hat mancher das herrliche Antlitz zum ersten Male gesehn, und seine Enkel werden sich darum rühmen.

Wie ich es ausgehalten hätte, diese Himmelsfenster hinter geschlossenen Läden wieder zu finden, weiß ich nicht und will es nicht wissen.

Vor meinem Auge geht Er strack und frei einher wie eine gesunde Seele in menschlicher Gestalt. So sah ich ihn, wenn ich ihm schrieb. — Das ist nun geschehn.

Mit Ihm in meiner Einsamkeit mich zu unterhalten und den Widerklang meiner Worte zu erwarten, wo sie auch mochten aufgeschlagen haben — das war ein Herrenleben.

Wenn der Briefträger mit Seinem Couvert ankam, reckt' er sich hoch auf, und fand er uns bey Tische, so hob er das Glas mit einer Andacht. Und das ist auch geschehn.

Was aber soll nun seyn? Er schläft. Und wir, die Nächsten, haben Seine Ehre an uns zu bewachen. An unsern Kindern soll man merken, wer die Väter waren.

„C'est honorer nous-mêmes plus encore que Lui!"

Dieß Kaiserwort soll am Firmamente der Geschichte geschrieben stehn und unter den Sternen erster Größe leuchten. Wir aber haben alles, was wir leben, daran zu wenden, Tag um Tag die lange Rechnung zu rekapitulieren von dem unschätzbaren Capital, dessen reiche Erben wir seyn sollen. Wir und Alle!

Gesteh' ich's nur, daß ich nicht abgeschlossen mich sehn möchte von dem geliebten Ort, den mein Held und Die, so ihn gerufen, zum Olympischen Elis verewigt hat. Ermuntern Sie, weise Freundin, Ihre edeln Söhne dann und wann zu einer Zeile an den, welchen ihr Großvater mit einer Herzlichkeit beglückt hat, der sich Würdigere kaum zu rühmen haben. Ich werde zu antworten nicht ermangeln, und da sie das sündige Berlin auch einmal sehn werden, so finden sie einen Freund, der den Ort kennt.

Was mir fast wunderbar vorkommt, ist der Abschluß der Ihnen so bekannten Correspondenz, der nun wie eine offne Verzahnung zwischen zwey Leben steht, wie ich des lockern Inhalts gedenken muß als Unterhaltung so hoch bejahrter Männer. Auch das ist geschehn. So weit für heut.

Meinen herzlichsten Gruß an die Kinder, an Ihre Mutter und die angenehmste Ulrike.

getreu

Berlin, den 3. April 1832. Zelter.

Auch dieser Brief war bereits gedruckt ('Schriften der Goethe-Gesellschaft' 28, 336), so auch Nr. 11 (ebenda S. 340), aber beide durch falsche Lesungen entstellt; beide können hier nicht entbehrt werden. Ausstellung der Leiche: siehe oben S. 214. — „C'est honorer . . .“: siehe oben S. 215. — Abschluß der Correspondenz: siehe oben S. 216.

9. Friedrich v. Müller an Zelter.

Weimar, 4. April 32.

Wie tief hat uns Ihr Brief, theurer Mann! gerührt und in Ihrer treuen Seele lesen lassen!

Gott sey Dank, daß Sie mitten in solchem Schmerz sich doch noch aufrecht halten, sogar die herrliche Aufführung der 'Schöpfung' mit dirigieren konnten!

Wie würde der Entschlafene sich Ihrer Relation darüber erfreut haben!

Recht in Seinem Sinne haben Sie sich so alsobald wieder schaffend erprobt. Aber was mögen Sie dabey empfunden haben!

Nicht Ottilie, die Kinder, Riemer und Meyer bloß, auch unsre beyden Fürstlichkeiten senden Ihnen die herzlichsten Grüße und Wünsche für Ihre noch lange Erhaltung. In Ihnen lebt ja ein edelster Theil von Goethes Wesen sichtbar unter uns fort.

Es versteht sich, daß es für Sie nicht die geringste Heimlichkeit in Goethes Nachlaßregulierung giebt. Ich lasse Testament und Codicill für Sie abschreiben und will es Ihnen ehestens durch die Fahrpost senden, falls nicht etwa Goethe selbst es Ihnen letzten Sommer im Concept vorgelegt hätte?

Riemer hat alles, was Ihren Briefwechsel betrifft, in einer wohlverwahrten, eigens dazu von Goethe bestimmten Scatull, nach einer genauen Designation, überkommen und verwahrt letztere auf der Großherzoglichen Bibliothek.

Hinsichtlich der 12—15 Bände gebundne Manuscripte, die die Fortsetzung der 40 Bände Goethescher Werke bilden, sind wir zwar durch den vorliegenden Contract an Cotta gebunden (sub rosa sit dictum), jedoch bieten sich noch manche Momente dar, Cotta zu bessern Bedingungen als die eingegangenen von nur 1500 rh. für jeden Band zu vermögen. Ich habe den Briefwechsel

mit ihm begonnen und hoffe, daß er zur Ostermesse selbst hierher kommt. Der 'Faust' allein wäre 5000 rh. wenigstens werth.

Von allen Seiten melden sich schon Verleger, die ich in suspenso halte, bis Cotta sich mit uns ausgesprochen. Wenn er vorerst den 'Faust' und den ganz fertigen vierten Band des 'Lebens' einzeln herausgeben wollte, würde er ohne Zweifel am meisten gewinnen; das Recht dazu hat er nach dem Contract. Wir werden aufs vorsichtigste, auch hinsichtlich der literarischen Würde, verfahren.

Die Kunstsammlungen wird wahrscheinlich unser Hof unzertrennt zu acquirieren suchen, und der Selige hat schon bey seinem Leben deshalb durch mich anknüpfen lassen. Doch wollen wir auch hierin nichts übereilen. Alles bleibt in denselben Räumen vorerst, unter Kräuters strengster Aufsicht.

Entziehen Sie uns nirgends Ihren treuen Rath! Bald ein Näheres! Unwandelbar der Ihrigste

von Müller.

Ihr Brief: Nr. 6. — Aufführung der 'Schöpfung': am 31. März hatte Zelter eine Aufführung der 'Schöpfung' von Haydn in der Garnisonkirche geleitet. — Testament und Codicill: siehe oben S. 218. — Fortsetzung der 40 Bände: Goethes Nachlaß, von Eckermann herausgegeben, erschien im Anschluß an die 'Ausgabe letzter Hand' in 15 Bänden in den Jahren 1832/33; 5 abschließende Bände sind noch 1842 nachgefolgt. Der zweite Teil des 'Faust', von dem bereits der 3. Akt in Bd. 4 der 'Ausgabe letzter Hand', die erste Hälfte des 1. Aktes in Bd. 12 gedruckt worden war, erschien vollständig im 1. Nachlaßbande (Bd. 41); dieser Druck ist auch als Sonderdruck ausgegeben worden: 'Faust. Eine Tragödie von Goethe. Zweyter Theil in fünf Acten. (Vollendet im Sommer 1831.) Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833.' Eine Sonderausgabe der beiden Teile zusammen erschien im gleichen Jahre. Der Vierte Teil von 'Dichtung und Wahrheit' füllt den 8. Nachlaßband (Bd. 48); eine Einzelausgabe ist nicht erschienen. — Kunstsammlungen: seine sämtlichen Sammlungen hatte Goethe vergeblich schon nach seines Sohnes Tode der Großherzogin Maria Paulowna für 10 000 Taler angeboten ('Jahrb. der Sammlung Kippenberg' 7, 149 f.); in seinem Testamente (§ 4) wünscht er, daß sie „an eine öffentliche Anstalt, und zwar wo möglich an eine weimarische, gegen eine billige Kapitalsumme oder Rente veräußert würden". Kräuter: § 3 des Testamentes hat den Bibliotheksekretär Theod. Kräuter zum Kustos der Sammlungen bestellt.

10. Ottilie v. Goethe an Zelter.

Weimar, den 5. April 1832.

Ich habe Niemanden geschrieben, weil ich nicht mich entschließen konnte, wem ich zuerst schreiben wollte; doch jetzt weiß ich, daß Ihnen meine ersten Worte gehören. Lieber Zelter, wir gehören nun ganz zusammen; denn wir Beide sind die Ärmsten geworden. Ich fühle, wie Sie mit Ihren eigenen Gedanken nicht mehr wissen, was Sie damit anfangen sollen; denn mir war immer, wenn ich Ihre Correspondenz las, als hätten Sie alle[s] nur für ihn, als hörten, als sähen, als reflectierten Sie über alles, was um Sie vorging, nur, um es ihm mitzutheilen, als wäre der Vater Ihr geistiger Gewissensrath. Sehen Sie, so stehe ich nun auch oft stundenweis in meiner Stube und besinne mich, was ich denn sonst gethaen habe, da ich nun gar nichts mehr mit meiner Zeit anzufangen weiß.

Sie haben mir einen großen Trost gegeben, daß es Ihnen recht war, des Vaters Antlitz denen zu zeigen, die vielleicht ein ganzes Leben vergebens gestrebt, es zu sehen. So bestimmt man auch im Äußern scheinen mag, so schwer ist es doch, im Innern ganz einig mit sich zu sein; doch nun bin ich beruhigt, denn Sie standen ihm am nächsten. Ich weiß nicht, ob man Ihnen gesagt, daß ich bei der Beerdigung das Lied von Ihnen und dem Vater gewählt: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige“. Wenig Tage vor seiner Krankheit sahen wir zusammen Ihre Composition an, er lobte dies Lied sehr und sagte, daß er es gerne noch einmal hören möge. Eberwein, als Ihr und sein Schüler sich immer betrachtend, dirigierte es. Er sprach noch in der letzten Nacht von Ihrem nächsten Concert. Leben Sie wohl, lieber Zelter; ich fühle, daß Sie mich und die Kinder lieb behalten werden wie ein Vermächtniß Ihres treusten Freundes. Die Großherzogin grüßt Sie sehr, sie hat viel mit uns gelitten. Ich werde die Kinder schreiben lassen und selbst schreiben — wie es Ihnen lieb ist —, auch bringe oder schicke ich sie Ihnen wohl einmal. Die Mutter und Ulle denken und sprechen oft von Ihnen; alle Freunde des Vaters hier benehmen

sich recht thätig für mich. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Doris herzlichst!

Ihre

Ottilie v. Goethe.

Eberwein: Karl Eberwein, der in der Kapelle der Fürstengruft den Theaterchor dirigiert hatte (siehe oben S. 217), seit Oktober 1826 Musikdirektor der Hofkapelle, hatte in den Jahren 1808 und 1809 in Berlin unter Zelters Leitung dem Studium der Musik obgelegen; in Weimar hatte er Goethes Hauskonzerte geleitet. — Ulle: die Schwester Ulrike v. Pogwisch.

11. Zelter an Ottilie v. Goethe.

Sie haben den Nagel getroffen, liebste Ottilie. Wenn ich nun erst Den suchen müßte, der mein Innerstes erkennen sollte, wär' es zu spät. Was man einmal so hatte, kann nicht zweymal gegeben werden. Wir sind Erben geworden eines unvergänglichen Namens und wissen nicht, wie wir dazu gekommen.

Die Ansichten der Dinge sind so verschieden, daß man erst recht verlegen wird, wenn man fragt. Mit Ihm war in solchem Falle leicht zu leben; nur seinen Geist durfte man fragen im Geiste, um das Rechte sogleich zu erkennen. So denk' ich mir ihn nun lebendig, da ich auf ein Haar weiß — was ihm gefiel, was er verfluchte: das Halbe, Schiefe, den Wahnsinn der Lüge.

Für die Wahl des Liedes muß ich Ihnen danken. Der Brief mit dem eingeschlossenen Gedichte wurde mir damals vom Postboten auf der Straße in die Hand gegeben, indem ich in die Kirche ging, um eine Jubelpredigt zu hören, wobey meine jungen Leute eine Musik aufführten. Da der Jubilarius kein Ende finden konnte und schwer zu verstehn war, so begab ich mich in den hintersten leeren Raum der großen Kirche und setzte die Musik des Gedichts im Kopfe zusammen, wodurch sie wohl etwas Kirchliches, Feierliches mag überkommen haben; doch wüßt' ich mich jetzt keiner Note derselben zu erinnern. Da ich nun die Musik nicht besitze, so thut Freund Eberwein mir wohl die Liebe, mir eine Abschrift zu senden. Denn nun ist sie mir erst wichtig, da sie durch Ihre Wahl zu solchem Zwecke geehrt ist.

Ihren Fürstlichkeiten bitte ich meine treuen Wünsche für ihr Wohl zu Füßen zu legen. Grüßen Sie die Kinder und alles, was uns widerliebt, von

Ihrem

Berlin, den 11. April 1832. Zelter.

Siehe die Bemerkung zu Nr. 8. Der Brief hat noch eine Nachschrift, die hier entbehrt werden kann. Wahl des Liedes: siehe oben S. 224. — Brief mit dem eingeschlossenen Gedichte: am 19. September 1825 hatte Goethe dem Freunde die 3 Gedichte 'Zur Logenfeier des dritten Septembers 1825', von denen das „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige" das mittelste ist, zugesendet. Zelter hatte seine Komposition einem Briefe, der 19. Aug. 1826 geschlossen wurde, beigelegt: [11. Aug.] „. . . ich mache mich sogleich daran, Dir ein neueres Stück zu kopieren. Es ist gar zu ernsthaft, ja barsch, wiewohl von guter Arbeit. Es ist in der [Nicolai-] Kirche konzipiert während einer langen Jubiläumspredigt, bei der ich fungieren mußte, ohne ein Wort zu verstehn." Ähnlich Zelter an Goethe 17. Januar 1829. Den Eingang der Komposition verzeichnet Goethes Tageb. vom 23. August 1826.

12. Friedrich v. Müller an Zelter.

Weimar, 14. April 32.

Hier, Verehrtester! die Testaments- und Codicill-Abschriften. Es wird Sie erbauen, wie weislich der Verewigte alles geordnet: nicht allzu streng limitierend, den Nachlebenden und ihrem guten Sinne vieles anheimstellend, doch für Maaß und Zügel bündig genug sorgend. Mir wird es ewig unschätzbar bleiben, daß ich ihm meine Feder dabey leihen konnte; die geheimen Acten über meine Unterredungen mit ihm darüber, Zweifel, Scrupel, Zusätze und Abänderungen sollen Sie auch noch zu sehen bekommen, wenn Sie hierher kommen. Denn es geht nicht anders, wir müssen uns besprechen, Sie sind der treuste Familienrath; manches thörichte Vorhaben muß abgewendet, mancher unschicklichen Grille muß vorgebaut werden. Zudem wird es Ihnen in vielfacher Hinsicht beruhigend werden, durch persönliches Hierherwallfahrten das Siegel auf die Wünsche des Verewigten zu drücken und namentlich hinsichtlich des großen Geschäfts, was ich mit den höchsten Herrschaften resp. nach Goethes

mir noch im letzten Winter gegebenen Instructionen über die Acquisition sämmtlicher Sammlungen und deren Widmung zu einem ewigen Goethe-Museum jetzt verhandle und wobey die liebenswürdigste Pietät der Großherzogin mir entgegen kommt, Ihren Beirath zu geben. (Dieß letztere bleibe unter uns, da viele Rücksichten Schweigen gebieten, bis die Sache reif ist.)

Sehen Sie also ja zu, im Laufe des Frühjahrs oder doch der ersten Sommermonate, je eher je besser, sich einige Tage Ihren Geschäften abzustehlen und uns mit Ihrem Besuch zu erfreuen. Auch die Frau Großherzogin wünscht es sehr.

Sie glauben nicht, wie wohlthuend mir Ihre Ansicht über die Röhrische Rede war, die ich gegen so viele Angriffe schon im ähnlichen Sinne vertheidigte. Es ist aber auf der andern Seite schön, daß unser Publikum auch nicht den kleinsten Makel, wie ihn doch freilich jene Rede am Schlusse exegesieren läßt, an Goethe haften lassen will und deshalb den Priesterton zu hoch angestimmt fand.

Schelling hat sehr würdige treffliche Worte in der Akademie gesprochen und seine ganze Rede mir zugesandt. Von Paris her tönt vieles durcheinander, Geistreiches und Absurdes, Schiefes und Passendes, doch im Ganzen durchweg beweisend, daß ihnen Goethe für eine „grande puissance" galt. Ottilie und die Kinder grüßen tausendmal, auch Riemer und Meyer.

Herzlichstes Lebewohl! Ewig und innig

der Ihrige v. Müller.

Bitte, bitte, sagen Sie mir ein Wort über Holteis Trauerfeyer und welchen Eindruck sie gemacht!

Testaments- und Codicill-Abschriften: siehe oben S. 218. 222. — Acquisition sämmtlicher Sammlungen: siehe oben S. 223. — Röhrische Rede: die in der Kapelle der Fürstengruft von Joh. Friedr. Röhr gehaltene Leichenrede (siehe oben S. 217) — sie ist im Druck erschienen: 'Trauerworte bei von Goethe's Bestattung am 26sten März 1832. Gesprochen von D. Johann Friedrich Röhr, Großherzogl. Oberhofprediger. Weimar, bei Wilhelm Hoffmann', ein Heftchen von 8 unbezifferten Seiten — hatte durch Erwähnung „der menschlichen Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Goethe auch an seinem Teile der Natur ihre Schuld bezahle", mannigfachen Tadel gegen sich aufgerufen.

Der Brief, in dem sich Zelter über Röhrs Rede äußert, liegt nicht mehr vor. Schelling: er hatte als Vorstand der Münchener Akademie der Wissenschaften am 28. März eine Gedächtnisrede gehalten, die als Außerordentliche Beilage zu Nr. 97 der 'Allgemeinen Zeitung' gedruckt worden ist. — Von Paris her: es äußerten sich, teils brieflich, teils in Zeitungen, unter andern: Salvandy, Girardin, Ampère, Aubert, Janin, Cousin ('Goethe-Jahrbuch 24 [1903], 36 ff.). Victor Cousin ließ im 'Journal des Débats' am 29. März einen Aufsatz erscheinen, von dem das 'Morgenblatt' in Nr. 85 eine Übersetzung brachte. — Holteis Trauerfeier: veranstaltet am 10. April auf der Bühne des Königsstädtischen Theaters: eine theatralisch überladene Folge von Gestalten und Szenen Goethischer Dichtungen, zusammengehalten durch verbindende Worte allegorischer Personen (gedruckt mit einer Widmung an Ottilie v. Goethe: 'Goethe's Todtenfeier auf dem Königstädtischen Theater. Berlin, am 10ten April 1832. Berlin 1832, bei Cosmar und Krause').

13. Zelter an Friedrich v. Müller.

Tausend Dank, würdigster Freund, für Ihre Zuschrift vom 14. dieses nebst den Beylagen. Das Testament ist in jedem Sinne ein Muster.

Hat man doch genug reden hören von glücklicher Constellation, von ruhigem Dichterleben zu Gunsten des Freundes, und was Natur und Zufall ihm alles angeboten. Nun ja! wer will's leugnen? Es will aber auch dazu gethan seyn, und Er hat sein Pfund zu tausendmaltausend Centnern gediegenen Gutes verarbeitet; ja, was noch keimt, wird wurzeln und aufwachsen, so wahr es von oben kommt. Man hat gut nachsagen: wem viel gegeben, von dem soll man viel fordern. Man könnte aber auch fragen: wie viel ist denn Viel?

Was die ewig fortlebende Natur dem süßen Sohne einzeln zugezählt hatte, giebt dieses Testament ruhig, geformt und gestaltet zurück, wie der Töpfer den Thon, und keiner merkt daran, was ein saures Leben liebenswürdig macht. So ist Er des Dankes von beyden Seiten quitt.

Ihr Gedanke eines weimarischen Museums ist von den Göttern. Es thut mir immer weh zu vernehmen, daß nun die letzte Frucht des wohlhabenden Baumes gefallen und keine Blüthe mehr zu hoffen sey. Das ist nicht wahr! wenn Ihre Absicht in Erfüllung geht. Ihr Fürstenhaus soll den erworbenen Ruhm

nicht von sich lassen. Alles ist vergänglich, nur nicht Ruhm und Ehre. Weimar soll ein Wallfahrtsort bleiben, wohin jeder fähige Geist sich wendet, um mit Weisheit bereichert in sein Vaterhaus zurückzukehren. Das Erbhaus selber muß zu solchem Museum ausgebaut und für fernere Bereicherung erweitert werden. Jeder Besitzer eines einzelnen Schatzes wird seinen eigenen Namen durch seine Zuthat verewigen. Die Räume, die der erste deutsche Mann seiner Zeit bewohnt und beschritten, dürften ihre Gestalt behalten.

Auf Ihre Erinnerung habe die Trauerrede noch einmal gelesen. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten darf der erste Diener der Kirche des Landes bey Ausübung seines Amtes gar wohl so reden; denn sein Gott geht über alles Ansehn: so steht's geschrieben. Wäre ich berufen, dieser Rede einen Vorwurf zu machen, so fänd' ich sie kaum geistlich genug; ja, ich wäre in Gefahr, über den Text des Körperlichen und Sittlichen der Zeitlichkeit eine Predigt zu halten, daß die Leidtragenden nicht gewußt hätten, wer gemeint sey. Wer zu Verstande kommen will, muß andere verstehn *wollen*, sonst könnt' er lange danach suchen.

So weit für diesmal. Es ist Sonnabend und der letzte Tag meiner Marterwoche, dem sich ein solider unbequemer Schnupfen zugethan hat. Empfehlen Sie allen Freunden

Ihren

Berlin, 21. April 1832. Zelter.

Marterwoche: die Woche vor Ostern (22. April) mit ihren musikalischen Aufführungen: am Palmsonntag (15. April) hatte Zelter die 'Matthäuspassion' zu dirigieren gehabt, am Charfreitag (20. April) den 'Tod Jesu' von Graun.

Drei Wochen nach diesem Briefe, am 15. Mai, ist Zelter dem geliebten Freunde in den Tod nachgefolgt.

Goethe-Schrifttum

Berichtszeit
Februar 1927—Februar 1928

Von Wilhelm Frels (Leipzig)

Die Bibliographie wurde auf das deutschsprachige Schrifttum beschränkt. Vollständigkeit des Wesentlichen wurde angestrebt, Zeitungsaufsätze sind nur ausnahmsweise aufgenommen. Die Anfügung eines Referates bedeutet kein Werturteil; vor allem wurden solche Bücher und Aufsätze damit bedacht, deren Titel einer Erläuterung bedürftig schien. Ein * vor dem Titel gibt an, daß es sich um eine Veröffentlichung in Buchform handelt.

I. Bibliographie. Jahrbücher.

Frels, Wilhelm: Goethe-Schrifttum. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 13. S. 317—345.

Berichtszeit Anfang Januar 1926 bis Ende Februar 1927. Über 200 Bücher und wichtigere Zeitschriftenaufsätze.

Frels, Wilhelm: Goethe. In: Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes. Jg. 3. Sp. 415—420.

Verzeichnis der Goetheliteratur 1926, soweit sie dem Literarischen Zentralblatt vorlag. Nur Titel. Auf die Referate, die im Lit. Zbl. Jg. 78, 1926 erschienen, wird verwiesen.

Witkowski, Georg: Goethe-Schriften. (Sammelbespr.) In: Die Literatur. Jg. 30, 2, Nov. S. 88—90.

---

*Goethe-Kalender 1928. Hrsg. von Karl Heinemann † und Robert Weber. Leipzig: Dieterich 1927. (IV, 136 S.) 8°.

Mitten in den Vorbereitungen für den Kalender starb Karl Heinemann am 4. Juli 1927. — Neben drei größeren Aufsätzen, die in den betreffenden Abteilungen verzeichnet sind, bringt der Kalender Goethes „Prokurator" aus den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten". S. 115—126 Übersicht „Aus der neuesten Goetheliteratur".

*Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Max Hecker. Bd. 13. Weimar: Goethe-Ges. 1927. (XXIV, 419 S., 4 Taf.) gr. 8°.

Der Band richtet „den Blick des Lesers auf G.s naturwissenschaftliche Tätigkeit . . . Die Brücke zu den literarhistorischen Aufsätzen hinüberschlagend zeigt Lohmeyers Untersuchung die dichterische Verwertung

naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Seit langer Zeit gibt in diesem Bande zum erstenmal wieder eine Bibliographie einen Überblick über das Goethe-Schrifttum: es wird geplant, späterhin auch die außerdeutsche Literatur in den Kreis der Betrachtung zu ziehen". — Die Goethe betreffenden Aufsätze sind in den einzelnen Abteilungen aufgeführt. S. 385—399: 42. Jahresbericht (Berichtsjahr 1926/27) der Goethe-Gesellschaft. S. 401—417: Register.

*Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1927. Im Auftrag der Verwaltung hrsg. von Ernst Beutler. Frankfurt a. M. (1928). (V, 423 S.) gr. 8°.

Enthält in 4 Abteilungen (Geisteswissenschaftl. Abhandlungen, Literatur- und theatergeschichtl. Abhandlungen, Vorträge, Aus dem Goethe-Museum) 13 Aufsätze. Aus dem Jahresbericht interessieren besonders die Mitteilungen über die Verleihung des Goethepreises an Stefan George. Der Rückgabe der Goethereliquien aus Lyon wird gedacht. „Für die Sammlungen des Goethemuseums war das abgelaufene Geschäftsjahr eine Zeit eines glücklichen und besonders reichen Ertrages." Neben Einrichtungsgegenständen wurden erworben zahlreiche Handschriften, so ein Brief G.s an Käthchen Schönkopf v. 1. 11. 1768, ein Manuskript der Nausikaa und der Lieder zum Großkophta, Briefe von Gottsched usw., 22 Briefe der Familien Stock 1791—1851, der Briefwechsel zwischen Goethe und dem Hause Willemer (150 Briefe u. a.), eine Anzahl Textorscher Familienbilder, insbesondere das des Großvaters von A. Scheppem 1763, das Pastellbild Lotte Buffs von Joh. H. Schröder (1782), ein Bild der Maximiliane Brentano mit Eltern (von Tischbein d. A.?), die Goethebilder von Karl Josef Raabe aus d. J. 1815 und von Grünler (G. mit Büste Karl Augusts) u. a. Beigefügt sind Bildnisse von Joh. Wolfg. Textor, Anna Marg. Textor, Friedrich Schlegel, Wieland, den Eltern und Maximiliane La Roche.

*Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 6. 1926. Mit 5 Bildtafeln und 4 Faksimiles. Leipzig: Insel-Verlag [1927]. (327 S.) 8°. Die Aufsätze sind in den betr. Abteilungen angeführt.

II. Ausgaben. Zu den Werken.

a) Werke. Teilsammlungen.

*Goethes Werke. Vollständ. Ausg. in 40 Tln. Auf Grund der Hempelschen Ausg. neu hrsg. von Karl Alt in Verbindung mit ... Register. Bearbeitet von Christian Waas. Bd. 1. 2. Berlin: Bong 1927. (863 S.) 8°.

Die Gesamtregister von der Hellens zur Cottaschen Jubiläumsausgabe (1912) und Heckers und Gräfs zur Weimarer Ausgabe (1916 bis 1919) wurden „zur Nachprüfung der eigenen [seit etwa 1910 begonnenen] Arbeit" verwertet. „Es wäre meines Erachtens ein großer Fehler gewesen, an ihnen, ohne sie zu beachten, vorübergegangen zu sein. Daß unser Register in vielen Stücken über seine Vorgänger hinausgeht und mannigfache Verbesserungen und Vervollständigungen enthält, braucht aber auch nicht verschwiegen zu werden." Die beiden Bände enthalten folgende Register: 1. Verzeichnis sämtl. Werke alphab. 2. Alphab. Verzeichnis der Gedichte nach den Anfängen und Überschriften. 3. Zeittafel zu G.s Leben und Werken. 4. Hauptregister (Personen-, Orts-, Sachregister sowie Register der Äußerungen G.s über seine Werke).

*Goethe: Werke in 6 Haupt- und 4 Erg.-Bdn. Hrsg. von Theodor Friedrich. [Neue Ausg.] Bd. 1—10. Leipzig: Reclam [1927]. 8°. Lw. je 2,75; Hldr. je 4,50.

Die bekannte Ausgabe in neuer, sehr ansprechender Aufmachung.

*Goethe: Werke. Hrsg. v. Richard Müller-Freienfels. Schriften zur Kunst, Literatur u. Naturwissenschaft. Bd. 1–4 Berlin: Volksverband der Bücherfreunde 1927. kl. 8°. In 2 Bdn. Hldr., nicht im Buchhandel.

Bd. 1–3: Literatur. Bd. 4: Philosophie u. Wissenschaftslehre.

*Goethe: Sämtliche Werke. Propyläen-Ausg. Hrsg. von Curt Noch. Bd. 36—37. Berlin: Propyläen-Verlag 1927. 4°. Je Lw. 12 —.

Bd. 36 und 37 enthalten die Produktion der Jahre 1823—1825.

*Goethe: Werke. Festausg. (zum 100jähr. Bestehen des Bibliogr. Instituts). Hrsg. von Robert Petsch. Bd. 14—18. Leipzig: Bibliograph. Institut 1927. 8° = Meyers Klassiker-Ausg. Lw. je 4,25; Hldr. je 7,50.

Bd. 14 bringt die kleinen Erzählungen, bearb. von Oskar Walzel, und die Maximen und Reflexionen, bearb. von Robert Petsch, Bd. 15 und 16 Dichtung und Wahrheit, bearb. von Ewald A. Boucke, und selbstbiographische Einzelheiten, bearb. von Fritz Bergemann, Bd. 17 die Italienische Reise, bearb. von Robert Weber, Bd. 18 die Campagne in Frankreich, Belagerung von Mainz und Tag- und Jahreshefte, bearb. von Fritz Bergemann. Mit diesem Bande, der auch eine Inhaltsübersicht über die 18 Bände gibt (die Werke Goethes in alphabetischer Reihenfolge, die Beilagen und Zutaten der Herausgeber in der Reihenfolge der Bände), ist die schöne Ausgabe abgeschlossen, der man allerdings noch eine Ergänzung wünscht (wenigstens die wichtigsten naturwissenschaftl. Schriften).

*Goethe: Werke. Kleine Ausg. Im Verein mit . . . hrsg. von Robert Petsch. 10 Bde. Leipzig: Bibliogr. Institut 1927. 8° = Meyers Klassikerausgaben. Lw. 35 —.

Die zehn Bände wollen dem heutigen Deutschland „seinen" Goethe nahebringen, zunächst als den recht eigentlich deutschen Menschen in seiner Verbundenheit mit dem geistigen und natürlichen Leben seines Volkes. Bd. 1 enthält die biographische Einleitung von Petsch und die von E. A. Boucke besorgte Auswahl der Gedichte, Bd. 2 die Dramen: Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter, Bd. 3 den Faust (beide Bände bearb. von Petsch), Bd. 4 die Epen (Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea), bearb. von Boucke, und den Werther, eingel. von Oskar Walzel, Bd. 5—7 bringen den Wilhelm Meister (Lehr- und Wanderjahre), eingel. von Walzel, und die Maximen und Reflexionen, bearb. von Petsch, Bd. 8—9 Dichtung und Wahrheit, bearb. von Boucke, und die Italienische Reise, bearb. von Robert Weber. Die Schlußanm. der großen Ausg. sind überall weggelassen.

---

*Die Weimarische Dramaturgie. Aus Goethes Schr. ges., erl. u. eingel. von Eduard Scharrer-Santen. Berlin: Paetel 1927. (VIII, 328 S., 1 Titelb.) gr. 8°. Lw. 9 —.

Zusammenstellung aller wichtigeren Äußerungen Goethes über Drama und Theater, beginnend mit der Rede Zum Shakespeare-Tag und schließend mit den von Eckermann aufgezeichneten Aussprüchen.

*Goethe und das Geld. (Aus der finanziellen Spruchweisheit Goethes zusammengestellt von Ernst Volkmann. Gewidmet den ihm nahestehenden und von ihm verehrten Kennern des Geldwesens. Halle [1926]: Werkstätten Burg Giebichenstein.) (15 S.) 4°. Nicht im Handel.

*Humor bei Goethe. Hrsg. und eingel. von Hans Heinrich Borcherdt. Berlin: Bong 1927. (320 S.) 8°. Lw. 6 —.
Reichhaltige Auswahl, die manches bisher kaum Beachtete in helles Licht rückt, allerdings auch Bekanntem viel Platz einräumt (Szenen aus dem Faust!). Glücklich ergänzt werden die Auszüge aus Goethes Werken durch Berichte von Zeitgenossen (Karl v. Holtei, S. Boisserée, Johanna Schopenhauer, Luise Seidler u. a.).

---

*Carus, C[arl] G[ustav]: Goethe. Zu dessen näherem Verständnis. (Mit einem Nachw. hrsg. von Kurt Karl Eberlein.) Dresden: Jeß [1927]. (286 S., 1 Titelb.) kl. 8°. Lw. 7,50; Ldr. 20 —.
Das Werk erschien erstmalig 1843. „Noch nie hat man versucht, genetisch, aus einem Kern und Zentrum, Geist und Werk Goethes zu entwickeln . . ." „Heute gilt der Name Carus bei den Einsichtigen etwa ebenso wie der lange vergessene Name Bachofen, und es ist noch gar nicht abzusehen, welche Wirkung dieser seltsame Geist noch weiterhin haben wird."

*Fries, Albert: Stilbeobachtungen zu Goethe, Schiller und Hölderlin. Aus dem Nachlaß hrsg. Berlin: Ebering 1927. (IV, 41, 16 S.) gr. 8° = Germanische Studien, H. 51. 2,80.
Der erste Aufsatz enthält „Syntaktisch-ästhetische Beobachtungen" zu Goethes Natürlicher Tochter (Schach dem Artikel, substantivierte Adjektiva, verbale Knäuel usw.), der zweite bringt feinsinnige Bemerkungen zum Rhythmus des dramatischen Verses bei Goethe und Schiller.

*Hasenclever, Ludwig: Das Tragische und die Tragödie. Grundsätzliche Äußerungen deutscher Denker und Dichter. Ausgew. München: Oldenbourg 1927. (169 S., 1 Titelb.) 8° = Dreiturmbücherei. Nr. 28,29 Pp. 2 —.
Darin S. 29—32: Goethe: „Nachlese zu Aristoteles' Poetik. 1826.

*Heilbronn, Ernst: Zwischen zwei Revolutionen. Der Geist der Schinkelzeit (1789—1848). Berlin: Volksverband der Bücherfreunde 1927. (319 S.) 8°. Nicht im Buchhandel.
Goethe wird oft zitiert. S. 150—153 („Geburt der Dame") über Natalie, die Schöne Seele, Eleonore im Tasso.

Hirschberg, Leo: Ein unbekannter „Cotta"-Goethe, oder: Wie der „Durchlauchtigste Deutsche Bund" einen Pariser Nachdruck schützte. In: Die Literatur. Jg. 29, 1927, 11. S. 673—676.
1837 druckten die „Tétot frères", Paris, eine Cotta-Ausgabe letzter Hand nach, sogar mit dem Schutzvermerk auf dem Titelblatt. Der glückliche Finder macht auf die Seltenheit der Ausgabe aufmerksam, die weder Goedeke, Hirzel, Kippenberg noch Meyers Goethe-Katalog noch das Auskunftsbureau kennen.

*Hofmiller, Josef: Über den Umgang mit Büchern. München: Langen [1927]. (213 S.) 8° = Bücher der Bildung.
Enthält folgende Aufsätze zum Leben und Schaffen Goethes: Urgötz, Urfaust, Prosa-Iphigenie (S. 9—17). Der Ur-Meister (S. 18 bis 25). Goethes schönste Essays (S. 26—31). Die „Sprüche in Prosa"

(S. 32—42). Eckermann (S. 43—56). Goethes Briefe in Auswahl (S. 57—60). Die Briefe aus Italien (S. 61—75). Italienische Reise (S. 76—85).

Janentzky, Christian: Goethe und das Tragische. Ein Vortrag. In: Logos. Bd. 16, 1. S. 16—31.
Erläuterung des Begriffes „Tragik". „Das ist die Größe aller Tragik, das Heldische tragischer Menschen, daß sie — — leben und untergehen als Zeugen eines allgemeinsten Schicksals". J. setzt sich auseinander mit der Auffassung, daß der „Olympier" Goethe unserer Zeit, für die das Tragische wesentlich wurde, fernstünde. Er weist an Hand vieler Aussprüche, der Werke (Werther, Stella, Götz, Clavigo, Faust, Marienbader Elegie, Tasso, Wahlverwandtschaften) das eminent Tragische in Goethes Charakter nach, ja er behauptet, daß Goethe das Tragische tiefer, brennender erlebte als Schiller.

*Korff, Hermann August: Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klass.-romant. Literaturgeschichte. T. 2: Klassik, Buch 1: Weltanschauung. Leipzig: Weber 1927. (VI, 117 S.) gr. 8°. 4 —.
Darin: S. 18—21 Goethes Naturhymnus. S. 35—40 Goethes Pantheismus. Die Spinozastudie. „Gott, Gemüt und Welt." Die Kosmogonie in Dichtung und Wahrheit. Die beiden Grundprinzipien des Lebens. S. 54—62 Goethes Morphologie.

*Rehm, Walther: Geschichte des deutschen Romans. Bd. 1. Berlin: de Gruyter 1927. (175 S.) kl. 8° = Slg. Goeschen. Nr. 229. Lw. 1,20.
Darin S. 94—101: Goethes Wilhelm Meister und Wahlverwandtschaften.

Richter, Helene: Poetische Übereinstimmungen. In: Englische Studien. Bd. 61, 3. S. 415—424.
Darin S. 416—418: Milton—Goethe, Voltaire—Goethe, Shakespeare—Goethe; S. 422: Burns—Goethe.

Seiberth, Philipp: Das Element des Romantischen in Goethe. In: Journal of english and germ. Philology. Vol. 26, 1, Jan. S. 33—41.
Zeigt, „wie sehr auch G., der ‚naive' Dichter, mit sentimental-romantischer Disharmonie behaftet ist". Die Belege sind hauptsächlich den Dramen entnommen.

Seuffert, B.: [Bespr. v.] Sp. Wukadinović, Goethe-Probleme. Halle 1926. In: Dt. Litztg. N. F. Jg. 4, 49. Sp. 2402—2405.
Vgl. Jahrb. der Goethe-Gesellschaft Bd. 13, S. 322.

*Stern, Alfred: Der Einfluß der französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben. Stuttgart: Cotta 1928. (248 S.) gr. 8°. Lw. 11,50.
Darin: S. 129—151 Die Weimarer Dichtergruppe (Goethe, Schiller). Es werden besprochen: Großkophta, Bürgergeneral, Die Aufgeregten, Reineke Fuchs, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Das Mädchen von Oberkirch, Hermann und Dorothea, Die natürliche Tochter. Goethe konnte den Revolutionsstoff nicht verarbeiten, er lag seinem Innern zu fern.

*Trenkler, Klara: Studien über den Gebrauch des Partizips in Goethes Dichtersprache. Warschau: Institut Popierania Nauki Kasa im. Mianowskiego 1927. (S. 289—429.) gr. 8° = Prace filologiczne. T. 11. Zl. 18 —.

*Ullmann, Richard, und Helene Gotthard: Geschichte des Begriffes „Romantisch" in Deutschland. Vom ersten Aufkommen des Wortes

bis ins dritte Jahrzehnt des 19. Jh. Berlin: Ebering 1927. (XI, 378 S.) gr. 8° = Germanische Studien, H. 50. 15 —.

Darin: S. 102—117 „Moderne Guelfen und Ghibellinen". Es wird Goethes Stellung zu dem Begriff „Romantisch" untersucht. Doch ist aus seinen Äußerungen kein klares Bild herzustellen; dies ergibt vielmehr die Helenatragödie, die eine Synthese der großen geistesgeschichtlichen Antithese (Klassik und Romantik) versucht.

Weiser, Leo: Goethes dramatische Sendung. In: Blätter der Württembergischen Volksbühne (Stuttgart.) Jg. 8, 10.

„Götz, Egmont, Iphigenie, Faust sind Vollendungen und letzte Gestaltungen."

Wilker, Karl: Zwei Goetheische Paralipomena. In: Aus unbekannten Schriften. Festgabe für Martin Buber. Berlin 1928. S. 134—136.

„Das Leben ist er allen Lebens . . ." „Und soll dem Weisen offenbar werden". (Weimarer Ausg., Bd. 5. Abt. 2. S. 407—408.)

Graevenitz, Dr. v.: Knaben- und Jünglingsdichtung Goethes. In: Unterhaltungsbeil. d. Tägl. Rs. 200, 28. Aug. 1927. S. 1—2.

Walzel, Oskar: Freirhythmische Dichtung aus Goethes Jugendzeit. In: Der kleine Bund (Bern). Jg. 8, Nr. 14, 3. April 1927. S. 110—112.

Klopstock als Vorkämpfer der freien Rhythmen; die Göttinger Haindichter und die Stürmer und Dränger (Maler Müller, Schubart) als seine Gefolgschaft.

Walzel, Oskar: Religiöse Dichtung des jungen Goethe. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 3, 5, Mai. S. 245—258.

Goethes Religion gegenüber Lessings, Lavaters und den aufklärerischen Gedanken der Zeit. Herangezogen werden in der Hauptsache die Frankfurter Dichtungen und Fragmente der nachstraßburger Zeit, vor allem Prometheus und Faust.

b) Einzelne Werke.

Egmont. — Henckel, Ludwig: Zum Egmont. In: Die Rampe 1926/27, 15, 1. März 1927. S. 329—331.

„Im 'Egmont' sind es zum ersten Male in einem Goethischen Werk von der ersten Ordnung Gestalten! Menschen, entschieden gegeneinander und gegen die Welt, gegen alles Außermenschliche abgegrenzt."

Farbenlehre. — Martell, P.: Goethes Farbenlehre. In: Natur und Kultur. Jg. 24, 2, Febr. S. 43—47.

Faust. — *Goethe: Faust. E. Tragödie. (Textrevision: Katharina Danzig.) Leipzig: Fikentscher [1927]. (317 S.) kl. 8°. = Hafis-Lesebücherei. [21.] Lw. 1,30; Hlw. 2,50; Ldr. 5,—.

*Bensinger, Karl: Was bedeutet die Goethesche Faustdichtung dem Menschen und der Menschheit? Ein Bekenntnis des Verfassers zur Dichtung. [Mannheim:] Allgemeine Verlagsanstalt; München 1927. (419 S.) 8°. Hlw. 4,50.

Faust als Hohelied der Menschenliebe, des Pazifismus, der Republik, der Überwindung des „ungezügelten Bluttriebes".

Bergmann, Alfred: Kleinere Mitteilungen. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 295—317.

3. (S. 306—317). Goethe u. Nauwerck. Die günstigen Urteile Goethes, Knebels u. a. galten den Sepiazeichnungen, nicht den 12

Faustlithographien Nauwercks, die wir kennen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Zeichnungen „mit dem Erbe der frühverstorbenen Erbprinzessin [v. Mecklenburg] . . nach Frankreich gekommen sind“.

Blume, R.: Das Papiergeld in Goethes „Faust II“ In: Akad. Mitteilungen F. 4, 7, 12. Juli. S. 130—132.
G. stellt „eines der anregendsten und schwierigsten Gebiete der Volkswirtschaft geradezu meisterhaft“ dar.

Büchner, Max: Auf den Spuren des geschichtlichen Faust. In: German.-roman. Monatsschrift. Jg. 15, 1./2. Jan./Febr. S. 61—65.

Burdach, Konrad: Adolf Wilbrandts Faust-Inszenierung. In: Burdach, Vorspiel II, 80—81.
Abdruck der Bespr. aus Lit. Zbl. 1896.

Frankenberger, Julius: Faust und der Baccalaureus. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1927. S. 151—160.
„Das radikale Ernstmachen mit einem höchsten, außer ihm liegenden Werte [Suchen nach Helena] ist an sich ein so bedeutsamer Fortschritt in Fausts Entwicklung, daß hier ein Einschnitt, ein Ruhepunkt . . . verlangt wird. Was hier zu sagen ist, wird mit der Gestalt des Baccalaureus zum Ausdruck gebracht . . . ein absichtlich verzerrtes, aber erkennbares Spiegelbild des Helden des Ersten Teils.“

*Gestaltungen des Faust. Die bedeutendsten Werke der Faustdichtung seit 1587. Hrsg. von Horst Wolfram Geißler. Bd. 1—3. München: Parcus 1927. (631, 655, 555 S.) 8°. Lw. 10 —.
In den drei Bänden „wird zum erstenmal der Versuch gemacht, die bedeutendsten deutschen Faustdichtungen und einige geschichtlich dazwischengehörende Dokumente zusammenzustellen“. Nur die wichtigsten dieser Gestaltungen wurden ausgewählt, die Einleitungen beschränken sich auf die unbedingt notwendigen Angaben. Bd. 1 enthält das älteste Faustbuch von 1587 (nach dem Exemplar der Leipziger Universitätsbibliothek). Die älteste englische Faustballade 1588 in der Übers. von Adolf Böttger, Marlowes Faust in Wilh. Müllers Übertragung, ein fliegendes Blatt aus Köln, Faust-Theaterzettel aus dem 18. Jahrh., Simrocks Puppenspiel, Lessings Faustpläne, Maler Müller: „Situation aus Fausts Leben“ und „Fausts Leben, dramatisiert“, Lenz: „Die Höllenrichter“, Klinger: „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt“ (Text der ersten Ausgabe von 1791). Bd. 2 bringt Goethes Faust (Urfaust, Fragment, der Tragödie 1. und 2. Teil). Bd. 3 die nachgoethische Dichtung: Chamisso, Klingemann, Grabbe („Don Juan und Faust“), Lenau, Heine („Faust, ein Tanzpoem“), Vischer (Faust, 3. Teil).

*Kaibel, Franz: Ein roter Faden durch Goethes Faust, Tl 2. Eine Einführung für den Zuschauer. Weimar: Panse (1927). (15 S.) 8°. —30.
Knappe Zusammenfassung alles Wesentlichen zum Verständnis der großen Zusammenhänge der Faustdichtung.

Kalepky, Theodor: Die „Einheit“ in Goethes Fausttragödie. Als Erg. u. Abschluß des kl. B. „Zu Fausts Tod“ (vgl. Bd. 14 S. 308). In: German.-roman. Monatsschrift. Jg. 15, 1/2. Jan./Febr. S. 58—61.

Kippenberg, Anton: Die Faustsage und ihr Übergang in die Dichtung. (Vortrag, gehalten anläßlich der Eröffnung der deutschen Buchausstel-

lung in Stockholm, 15. Jan. 1926.) In: Jahrb. d. Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 240—262.

Betrachtung der „Steigerung und Vergeistigung des Fauststoffes, des Überganges aus rohen Berichten und Gerüchten zu Sage und Dichtung" bis Lessing einschließlich.

Krumpelmann: Goethes Faust, 4203—4205. In: Modern Language Notes. Baltimore, Maryland 41, 2 (Februar). S. 107—114.

Riquilda von Montserrat als Vorbild für Gretchens roten Ring.

Levinstein, Kurt: Griechenkult und Deutschtum im zweiten Teil von Goethes Faust. In: Schule u. Wiss. (Braunschweig). 1927, 5. Febr. S. 183—194.

„In der Faustdichtung erscheint der Griechenkult als die Hingabe an die höchsten Ideale und das Deutschtum als der Entschluß zu mutiger, wohldurchdachter Tat."

Lohmeyer, Karl: Das Meer und die Wolken in den beiden letzten Akten des Faust. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 13. 1927. S. 106—133.

*Maaß-Lind, K.: Weltwende 1927. (Altona: Maaß-Lind [1927].) (V, 97 S. mit Fig.) 8°. 3 —.

Behandelt S. 1—4 u. 17—19 das Hexeneinmaleins aus Goethes Faust. „Das H. kann nur auf Grund der formalen Zahl verstanden werden."

Mederow, Paul: Der einabendliche Faust. In: Die Rampe. Hamburg 1926/27, 17. S. 384—390.

Meisels, S.: Goethes Faust im Hebräischen. In: Jahrbuch deutscher Bibliophilen. Jg. 12/13, 1925/26. S. 94—98.

In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts hatte Max Letteris, ein „berühmter hebräischer Schriftsteller und Dichter", „zwei glückliche Ideen, erstens, Goethes Faust ins Hebräische zu übersetzen, zweitens einen Ben Abuja zu schreiben. Er verhunzte beide, indem er beide zusammenkoppelte".

Polak, Léon: Die Homunculus-Figur in Goethes Faust. In: Neophilologus. Jg. 13, 1. S. 16—32.

Es gibt keine erschöpfende Formel für Homunculus. „Er ist nicht, er entwickelt sich." „Der Werdegang des H. zeigt uns an seinem Anfang das unfruchtbare Wissen des klassischen Nur-Philologen . . . Im Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit gelingt dann auf der zweiten Stufe die Verbindung der grauen Theorie mit des Lebens goldenem Baume."

Preiswerk, Rudolf: Zum Gesang der Erzengel in Goethes Faust. In: Euphorion. Bd. 28, 1. S. 54—75.

Gegen die Meinung Pniowers (Neue Jahrbb. für das klass. Altertum 51, S. 173), daß der Gesang der Erzengel sich in der Hauptsache an den Lobpreis der Schöpfung im Buche Hiob anlehnt. Die Quelle wird nicht bestritten, doch werden Verbindungen gezeigt mit der geistl. Dichtung des 17. und 18. Jahrh. Die Strophen Gabriels, Michaels, Raphaels werden in Beziehung gesetzt zu Äußerungen Senecas, Ciceros, Ovids, die ihrerseits von den Gedanken der Stoa und des Poseidonios erfüllt waren. Der Gesang der Erzengel „enthält den Gottesbeweis der Stoa in knappster Form". Am Schlusse Bemerkungen über die Entstehungszeit des Gesangs der Erzengel.

Rüther, Eugen: Die dramatische Struktur der ersten „Faust"-Szene Richtlinien für eine dramaturgische Behandlung des Faust. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 3, 3. März. S. 163—167.

Schulz-Hamdorf: Goethes Urfaust und Faust II in ihrer religiösen Problematik. In: Zeitschrift f. Theologie u. Kirche. N. F. Jg. 8, 4. S. 274—300.

Darstellung d. rel. Problematik „in ihrer besonderen Beziehung auf das Christentum". 1. Mensch u. Gott. 2. Diesseits u. Jenseits.

Scripture, E. W.: Die Versform des Anfangsmonologs in Goethes Faust. In: Zeitschrift f. Psychologie. Bd. 104, 1/2. S. 109—112.

Die Verse werden nicht auf ihre Metrik, sondern auf die ihnen innewohnende Sprachenergie, ihre Rhythmik hin untersucht und ein klares Schema herausgearbeitet.

Gedichte. — *Goethe: Gedichte. Eine Auswahl. Hrsg. von Stefan Zweig. Leipzig: Reclam 1927. (255 S., 1 Faks.-Taf.) kl. 8° = Reclams Universal-Bibl. Nr. 6782/6784. 1,20.

Die Gedichte sind chronologisch geordnet, aus der „endgültigen Überzeugung, daß Werk und Leben bei G. eine untrennbare Ganzheit seien". Der ästhetische Gesichtspunkt ist nicht immer der ausschlaggebende gewesen, weil „eine starr und unnachsichtig bloß auf den Kunstwert hin richtende Auswahl Lyrik und Leben, Anlaß und Aussage, Kunstwerk und Biographie gerade bei jenem Menschen zertrennen müßte, dessen wunderbar aufgestufte und organische Menscheneinheit wir ebensosehr als Kunstwerk empfinden als die Kunst selbst".

Bolte, Johannes: Zu Goethes Legende vom Hufeisen. In: Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde. Jg. 35/36, 3. S. 180.

Eine Fassung der Legende aus dem 17. Jahrhundert.

Gwinner, Arthur v.: Goethes Gedicht „Kore". In: Velhagen und Klasings Mhe. Jg. 42, 6, Febr. S. 680—682.

Es besteht kaum „ein Zweifel, daß G. den Namen Kore schon in Palermo bei Torremuzza gehört und auch unsere Münze [syrakusanisches Zehndrachmenstück mit dem Kopfe der Persephone-Kore] gesehen hat, daraus ihm 'ein unendlicher Frühling von Blüten u. Früchten der Kunst entgegenlachte'."

(Heinemann, Karl, und Robert Weber:) Karl August in Gedichten Goethes. In: Goethe-Kalender 1928. S. 31—50.

„Gehab dich wohl . . .", „Durchlauchtigster, Es nahet sich Ein Bäuerlein . . .", „Dem Schicksal", Die Epistel an Frau v. Stein 1777 nach Pyrmont, 1 Strophe mit den Bildern des Malers Elsheimer aus Frankfurt, „Ilmenau", „An den Herzog Karl August. Abschied im Namen der Engelhäuser Bäuerinnen", „Du sorgtest freundlich mir den Pfad Mit Lieblingsblumen zu bestreun", „Klein ist unter den Fürsten Germaniens . . .", „Zu dem erbaulichen Entschluß . . .", „Höchste Gunst", „Römisch mag man's immer nennen", „Fehlt der Gabe gleich das Neue".

Kaubisch, Martin: Goethe als Lyriker. In: Kölnische Ztg. Wochenausg. Nr. 11 vom 16. März 1927. S. 9—10.

Kohmann, Hans: Goethes Weltanschauung und romantische Naturauffassung als Schaffensgrundlagen zu s. Ballade Erlkönig. In: Zeitschrift f. Deutschkunde. Jg. 1927, 9. S. 620—626.

Korff, Hermann August: Vom Wesen Goethescher Gedichte. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1927. S. 3—27.

„Geist und Seele sind [im Goethischen Gedicht] so gleichmäßig hoch entwickelt und halten einander so die Wage, daß seine vernünftigen Bestandteile in den unvernünftigen eine magische Resonanz, seine unmittelbar gefühlsmäßigen aber durch die mittelbar begrifflichen eine wundersame geistige Verklärung erfahren."

Ludwig, Albert: Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik. Zur Geschichte e. technischen Mittels. In: Archiv f. d. Studium d. neueren Spr. u. Lit. Jg. 82, Bd. 152 = N. S. 52, 1/2. S. 1—7.

S. 1—6 beschäftigt sich mit dem Gebrauch bei Goethe. G. ist „in der Verwendung von Ortsnamen zurückhaltend; als künstlerisches Ausdrucksmittel waren sie für ihn mit ganz wenigen Ausnahmen nur in scherzhaften Gedichten vorhanden, und selbst diese Ausnahmen des westöstlichen Divan haben einen spielenden, humoristischen Zug".

Pniower, Otto: Als ich ein junger Geselle war. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 307—316.

Nicht von Goethe, sondern von Friedrich Förster. Veranlassung.

Spieß: Anmerkungen zu dem von Barbara Schultheß angefertigten Verzeichnis Goethischer Gedichte. In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd. 52, 1/2. S. 138—149.

B. Sch. hat ihre Sammlung zum Teil aus einer ganzen Reihe von Almanachen geschöpft. Die ungedruckten Gedichte mögen ihr teils durch Goethe selbst, teils durch Mittelsmänner (Lavater) bekannt geworden sein.

Thalmann, Marianne: Goethe „An den Mond". Eine Lesartenstudie. In: Zeitschrift f. Deutschkunde. 1927, 7/8. S. 497—501.

Götz. — Goethe: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Hrsg. u. mit e. Nachwort verf. v. Eduard Castle. Wien: Steyrermühl-Verlag [1927]. (136 S.) 8° = Tagblatt-Bibliothek. Nr. 545–546. —50.

Hermann und Dorothea. — *Steckner, Hans: Der epische Stil von Hermann und Dorothea. Halle: Niemeyer 1927. (XI, 264 S.) gr. 8° = Sächs. Forschungsinst. in Leipzig. Forschungsinst. f. neuere Philol. 1, 4. 12 —.

„Angeregt vor etwa fünf Jahren durch einen feinfühligen Hinweis Albert Kösters, richtete ich diese Untersuchung immer entschiedener auf das Wesen des Epos überhaupt. Das Goethische Werk, auf das sie sich stofflich aus guten Gründen beschränkte, wurde ihr beinahe zu einem Vorwand — freilich zu einem Vorwand, der ehrliche Auseinandersetzung mit seiner besonderen Gegenständlichkeit nicht minder erheischte . . . Das epische Gedicht Goethes steht uns fern genug, um uns unbefangen zu lassen, und doch nicht so fern, um nur noch unmittelbar ein Gleichnis unseres Heute zu bedeuten. Irgendwie wird, wer H. u. D. als Epos wägt, auf jene Frage stoßen." . . . „Es gibt kein heroisches Epos als besondere Klasse, daß man ihm ein bürgerliches zur Seite stellen könnte. Trägt das Gedicht Goethes epischen Rang, so verdient es ihn trotz der bürgerlichen Fabel. Heroische Gesinnung ist Rückgrat aller Epik. Die epische Geltung von H. u. D. steht und fällt mit dem symbolisch gesteigerten Schicksal des vertriebenen Mädchens."

Märchen. — Hiebel, Friedrich: Die Mittagsstunde von Goethes Leben. In: Das Goetheanum. Jg. 7, 7, 12. Febr. S. 53—55.

„Das Märchen von der grünen Schlange und der weißen Lilie ist in der innersten Mittagsstunde des Lebens G. geschenkt worden."

*Rosenstock, Paula: „Das Märchen" von Goethe. Eine Weissagung. Freiburg i. B.: Günther [1928]. (27 S.) gr. 8⁰. 1 —.

Neue Deutungen der Gestalten des Märchens. Goethe sah eine neue Zeit heraufziehen, die neuen Glauben und damit neue Lebensfreude, neue Schaffens- und Schöpferkraft und neue staatliche Ordnung bringen würde.

Maximen und Reflexionen. — *Goethe: Lebenskunst. Eine Auswahl aus den Maximen und Reflexionen. Zusammengest. von B. Haff. Geleitw. von Sophie Dorothea Gallwitz. Bremen: Leuwer 1927. (36 S.) 8⁰. Pp. 2,50.

Die Natur. — Hering, Robert: Der Prosahymnus 'Die Natur' und sein Verfasser. [Nicht Goethe, vermutlich Tobler.] In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 13. 1927. S. 138—156.

Ludwig, Emil: Hier irrt Goethe. In: Die Weltbühne. Jg. 23, 44. 1, Nov. S. 677—683.

Polemik gegen Herings Aufsatz im Goethe-Jb. Bd. 13, der Tobler die Verfasserschaft des Aufsatzes 'Die Natur' zuspricht. Nach Ludwig hat Tobler „dem Meister ein aide-mémoire zu seinen neulichen Monologen vorgelegt, nicht wörtlich, aber ähnlich, der Meister hat mit überraschter Freude danach gegriffen, es zunächst vom Sekretär, schon aus Pedanterie, sauber abschreiben lassen, dann sorgsam durchgesehen, verbessert . . . dann die Erlaubnis zum anonymen Druck gegeben".

Palaeophron und Neoterpe. — *Goethe, Johann Wolfgang v.: Palaeophron und Neoterpe. Weimar 1800—1803—1819. (Den Mitgliedern des Leipziger Bibliophilen-Abends überreicht von H. Sch. Sch. d. 11. Dez. 1927.) (45 S., 1 Taf.) 4⁰. — Nicht im Handel.

Enthält den Abdruck des Festspieles (für die Herzogin Anna Amalia zum 24. Okt. 1800), die Schlußfassung von 1803, die für die öffentliche Aufführung bestimmt war, und die Schlußfassung von 1819 zum Geburtstage der Enkelin Karl Augusts, Prinzessin Marie; das bunte Kupfer von Heinrich Meyer und den Aufsatz des geschäftigen Böttiger in der Zeitung für die elegante Welt vom 27. und 29. Jan. 1801. „Seine Darstellung, in allerlei Farben einer anpassungsfähigen Gelehrsamkeit schillernd, durfte als der dem Kupfer beigegebene Text hier nicht fehlen." Sie mag auch zum Beschluß das Urteil eines gebildeten und höflichen Zuschauers vertreten, der als „Freund Ubique, in der von ihm erwähnten wiederholten Vorstellung des Jahres 1801 anwesend gewesen sein wird".

Tasso. — Linden, Walther: Die Lebensprobleme in Goethes Tasso. In: Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 41, 1927, 5. S. 337—355.

„Mit der Tassodichtung sind wir an eine Wende des Goethischen Lebens gelangt. Von seiner Jugend her dringt der gewaltige Gefühlssturm der Wertherzeit hinein, von der andern Seite mahnen und lehren die neuen Mächte der Selbstentsagung und Weltbesonnenheit. Indem diese beiden, gleichberechtigt und mit ebenbürtiger Macht, in diesem Stücke zusammentreffen, formt sich ein eindrucksvolles Bild der zwiespältigen Lebenskräfte."

Schreiber, Carl F.: Nochmals „Die drei losen Nymphen" [3 Szenen des Tasso]. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 96—105.

Venetianische Epigramme. — Jarislowsky, Johanna: Der Aufbau in Goethes Venetianischen Epigrammen. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 87—95.

Werther. — *Goethe: Die Leiden des jungen Werther. (Textrev.: Paul Beyer.) Leipzig: Fikentscher [1927] (318 S.) kl. 8° = Hafis-Lesebücherei. [15]. Lw. 1,50; Hldr. 2,50; Ldr. 5—.

Hünich, Fritz Adolf: Goethes Werther und die Frauen seiner Zeit. In: Unterhaltung u. Wissen. Beil. z. Leipziger Neuesten Nachrichten 1927, Nr. 270 v. 27. Sept. S. 16.
Wirkung auf die Frauen seiner Zeit.

*Philips, F. C. A.: Friedrich Nicolais literarische Bestrebungen. Haag: van Stockum 1926. (VII, 320 S.) gr. 8°.
Darin S. 216—225 „Die Freuden des jungen Werthers".

West-östlicher Divan. — Büchner, Fritz: Goethes Suleika-Lieder. In: Preuß. Jahrbücher. Bd. 209, 3, Sept. S. 352—355.
Bestreitet die Autorschaft Mariannens an den ihr zugeschriebenen Gedichten.

Wolff, Max J.: [Bespr. v.] K. Burdach, Vorspiel. Bd. 2. Goethe und sein Zeitalter. In: Archiv f. d. Studium d. neueren Spr. u. Lit. Jg. 82, Bd. 152 = N. S. Bd. 52, 1/2. S. 104—107.
„An den fünf Aufsätzen über den West-östlichen Divan wird jeder Leser seine Freude haben."

Wilhelm Meister. — Becker, Henrik: Eine Quelle zu Goethes Neuer Melusine. [Vorrede zum Heldenbuch.] In: Zeitschr. f. dt. Philologie Bd. 52, 1/2. S. 150—151.

Ermatinger, Emil: Goethes Frömmigkeit in „Wilhelm Meisters Lehrjahren". In: Zeitwende. Jg. 3, 2, Febr. S. 152—171. Auch in: Ermatinger, Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Wien 1928. S. 167—192.

Ermatinger, Emil: Zwei Dichterworte. In: Ermatinger, Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Wien 1928. S. 193—203.
Goethes Worte von der Ehrfurcht. „So verkündet Goethe in dem Wort von der Ehrfurcht wertvollste Weisheit der Vergangenheit, aber in der umwirkenden Sprache der Verstandesaufklärung des beginnenden Materialismus."

Franz, Erich: Goethes Lehre von den drei Formen der Religion und der Ehrfurcht. In: Die christl. Welt. Jg. 41, 17, 1. Sept. Sp. 807—814; 19, 6. Okt. Sp. 883—887.
1. Voraussetzungen. 2. Analyse des Textes. 3. Goethes Glaube und Religionsauffassung.

Gerhard, Melitta: Goethes „Wilhelm Meister" und der moderne Bildungsroman. In: Gerhard, Der Entwicklungsroman bis zu Goethes Wilhelm Meister. Halle 1926. S. 123—133.
Beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Theatralischen Sendung und findet schon hier, trotz ähnlicher Problemstellung wie im Werther, Ansätze zur neuen Form des Entwicklungsromans, den aber erst der nachitalienische, reife Goethe in seinen „Lehrjahren" so weit und reif gestalten konnte. Als Entwicklungsroman werden alle erzählenden Werke angesehen, die „das Problem der Auseinandersetzung des Einzelnen mit der jeweils geltenden Welt, seines allmählichen Reifens und Hineinwachsens in die Welt zum Gegenstand haben".

Lachmann, Fritz R.: Goethes Mignon. Entstehung, Name, Gestaltung. In: Germ.-rom. Monatsschrift. Jg. 15, 3/4, März/April. S. 100—116.

Philippson, Robert: Hat Goethe die Eiszeit entdeckt? In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Jg. 13, 1927, S. 157—171.

Schließt an die Unterhaltung in den „Wanderjahren" im 9. Kap. des 2. Buches an.

Rosenstock, Eugen: Ein Wort von Augustin und eins von Goethe. In: Aus unbekannten Schriften. Festgabe für Martin Buber. Berlin 1928. S. 53—57.

Augustinus: De doctrina christiana I, cap. 23 § 22 und cap. 26 § 27. Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Buch 2, Kap. 1: „Aber eins bringt niemand mit auf die Welt und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei . . . Ehrfurcht!"

Seitz, Agnes: Die Erziehung zur Ehrfurcht im Anschluß an die „Pädagogische Provinz" in Goethes „Wilhelm Meister". In: Pharus. Jg. 18, 5, Mai. S. 345—358.

Xenien. — Kippenberg, Anton: Zu den Antixenien. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 6. 1926. S. 279—294.

Verzeichnet einige besonders seltene, z. T. auch unbekannte oder unbeachtete Streitschriften: „Cramer der Krämer" von C. F. Cramer (1797), „Feldgeschrei eines Nestes kritischer Speck- und Fledermäuse" (1798), „An die Xeniophoren" von Joh. Smidt u. a.

Zerstreuungs- und Trost-Büchlein. — *Goethe: Reise-Zerstreuungs- und Trostbüchlein vom September 1806 biß dahin 1807, Ihro der Prinzeß Caroline von Weimar Durchl. untherthänigst gewidmet. (Faksimile. Begleitw. von Hans Wahl. Leipzig: Insel-Verlag [1927].) (77 z. T. farb. Bl., 18 S. Text.) 10,5×19 cm. In 400 hs. num. Ex. Pp. mit Goldschn. 60 —; Ldr. 100 —.

Stammbuch mit Zeichnungen von Goethes Hand (Karlsbader Landschaften, Phantasielandschaften), der Tochter Karl Augusts gewidmet, bisher nur aus einem Zueignungsgedicht an die Prinzessin bekannt. Über die eigentümlichen Schicksale des Buches, das kürzlich in den Besitz des Weimarer Goethehauses gelangt ist, berichtet das Nachwort von Wahl. Es ist „eine völlig unbekannte Dichtung Goethes in Landschaften" und füllt die Lücke aus, die zwischen den Blättern von der italienischen Reise und dem letzten großen künstlerischen Niederschlag von Goethes Zeichenleidenschaft im Jahre 1810 klaffte.

III. Briefe und Äußerungen.

*Goethe: Briefe und Tagebücher. Taschenausg. in 2 Bdn auf Dünndruckpapier. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (886, 861 S.) kl. 8⁰. Lw. 20 —.

Reichhaltige Auswahl (1044 Briefe und Briefauszüge, 829 Tagebuchaufzeichnungen), „deren Leitgedanke ist, alle dichterisch und alle menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes zu bringen, sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt".

*Briefe an Cotta. (Bd. 2.) Das Zeitalter der Restauration 1815—1832. Hrsg. von Herbert Schiller. Stuttgart: Cotta 1927. (XIV, 580 S., 1 Titelb., 1 Faks.) 8⁰. 14,50.

Darin auf S. 228—258 27 Briefe Goethes an seinen Verleger von 1815—1831, 4 Briefe von Eckermann und aus der Vorrede Eckermanns

zu Goethes Nachgelassenen Werken. Der Entwurf eines Schreibens von Johann Friedrich Cotta an Wolfgang Menzel vom 30. März 1832 über Goethes Tod ist als Faksimile beigegeben.

Zwei neue Goethe-Briefe. Mitgeteilt von Julius Wahle. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 47—48.
An Batsch vom 4. Jan. 1792 und an Bertuch vom 7. Juli 1793.

Ungedrucktes aus der Sammlung Kippenberg. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 318—323.
Goethe an Christian Gottlob v. Voigt 1816. G. an Zelter 1818. G. an Jakob v. Willemer 1823 [irrtüml. als ungedr. bezeichnet: Brief vom 12. Jan. 1829]. Carl August. Noch etwas über Napol [1813?]. Luise an Karl Frhrrn. v. Müffling 1828.

Deneke, Otto: Göttinger Stammbuchkupfer mit Widmungen Goethes. (Göttingen: Selbstverlag 1926.) (6 Faks.-Taf., 8 S.) 14 · 21 cm = Beiheft zu den Göttingischen Nebenstunden. H. 3. Nicht allein zu beziehen.
Widmungen an verschiedene Personen aus den Jahren 1800—1817.

Sauer, Aug.: Zu Goethes Gesprächen. In: Deutsche Hochschulwarte. Jg. 7, 9, Febr. S. 130—135.
Zwei Beiträge zu der Sammlung Biedermanns. 1. Goethes Verkehr mit Frau Seebeck (Aus: Karl Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. 1867. Bd. 1. S. 168f.) 2. Grillparzers Besuch bei Goethe. (Aus: Emil Kuh, Zwei Dichter Österreichs. 1872. S. 73 bis 76.)

Schellenberg, Ernst Ludwig: Eine unbekannte Goethe-Anekdote. Mitgeteilt. In: Thüringer Land. Jg. 4, 11, 10. Juni. S. 242.
Aus dem häuslichen Leben des alten G., aufgezeichnet durch den Prof. der Mathematik am Weimarischen Gymnasium Karl Ludwig Kunze.

IV. Biographisches.

Ahnen und Enkel. Zu Goethes Leben. Beziehungen zu bestimmten Gegenden und Orten.

Ebers, Fritz: Die Ahnen der Frau Rat. Ein Beitrag zur Goethe-Forschung. In: Deutscher Journalistenspiegel. Jg. 4, 3, 5. Nov. S. 72.

Hansen, Niels: Ein Tropfen Türkenblut in Goethes Adern? In: Köln. Ztg. Wochenausgabe Nr. 32, 10. Aug. 1927. S. 11—12.
Zu den Ahnen Goethes gehört auch die Familie Soldan, die im 15. Jahrh. in Württemberg ansässig war. Ihr Stammvater soll ein 1304 in Gefangenschaft geratener und getaufter Türke Sador-Selim Soltan gewesen sein.

Hecker, Max: Die Tragik von Goethes Geschlecht [Sohn und Enkel]. In: Thüringer Heimatspiegel. Jg. 4, 2. S. 50—52.
Aus: Weimarische klassische Kulturstätten, hrsg. von A. Mollberg, Weimar 1925.

Röttger, Karl: Das Deutsche und das Fremde in Goethe. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 8, 7, Okt. S. 557—559.

Sauer, August: Genealogische Studien zur Literaturgeschichte. In: Ἐπιτύμβιον. Heinrich Swoboda dargebracht. Reichenberg 1927. S. 1—15.
Darin S. 13 über Goethe. „Goethes Mutter stammte in grader Linie von Lucas Cranach ab; dieser war ein Tiroler“.

*Schmidt, Friedrich: Goethe und seine Ahnen in der Kyffhäuserlandschaft. Mit 4 Abb. Sangerhausen: Arendt 1927. (84 S.) 8⁰. 3 —.

Bergmann, Alfred: Kleinere Mitteilungen. In: Jahrbuch d. Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 295—317.

1 (S. 295—299). Verirrtes Büchlein. Behandelt die erste Anknüpfung, die G. nach dem Bruch mit Herders 1795 unternimmt. Auf dem Gesellschaftsabend, an dem Herder erstmalig wieder bei G. weilte, nahm H. irrtümlich die Neuerscheinung „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" mit.

Bezold, Karl: Goethe, der Regisseur. Eine Plauderei. In: Blätter des Hamburger Stadttheaters. 1927/28, 10. S. 145—150.

Aus Briefen der Frankfurter Familien Moritz und Stock, der Freunde des Goethehauses 1791—1851. Mit einem Anhang veröffentlicht von Otto Brandt. In: Neue Heidelberger Jahrbücher. N. F. Jahrbuch 1927. S. 1—66.

„Dürfen diese nun ans Licht tretenden Aussprachen schon deshalb Beachtung finden, weil unsere Kenntnis der Umgebung von Mutter und Sohn Goethe durch sie einen Zuwachs erhält, so erlangen sie dadurch einen noch höheren Wert, daß sie oftmals Mitteilungen oder Erinnerungen bringen, die sich mit diesen beiden selbst beschäftigen."

Blietz, Karl: Goethe in Dornburg. In: Die Freude. Jg. 4, 8. S. 360 bis 363.

[E. S.:] Goethe in französischen Diensten. In: Elsaß-Lothringen. Jg. 5, 1, 15. Jan. 1927. S. 42—46.

Ironische Anzeige des Buches von Jean de Pange „G. en Alsace", Paris 1925.

Gregori, Ferdinand: Goethe und das Theater. In: Der Kunstwart. Jg. 40, 7, April 1927. S. 20—23.

(Heinemann, Karl, und Robert Weber:) Vor hundert Jahren. In: Goethe-Kalender 1928. S. 13—30.

Goethe beim Tode Karl Augusts. Gespräch mit Eckermann, Aufenthalt auf der Dornburg.

Herse, W.: Goethe und die Gräfin Auguste zu Stolberg. In: Der Harz. Jg. 1927, 10. Okt. S. 172—174.

Hoffmann, Adalbert: Goethe als Autographensammler. In: Die Autographen-Rundschau. Jg. 7, 4. S. 51—52.

Koch, Franz: Chamberlains Goethe. In: Deutsches Volkstum. 1927, 12. S. 896—901.

Koerber, G. v.: Goethes Leben im Lichte der Astrologie. Erstmaliger Versuch, den Ablauf eines Menschenlebens von Geburt bis zum Tode in geschlossener Form an Hand der astralen Einflüsse zu entwickeln. In: Sterne und Mensch. Jg. 3, H. 2—12. Fortsetzung folgt.

Jg. 3, H. 1—12 bringen das Leben bis zum Jahre 1773.

*Lange-Eichbaum, Wilh.: Genie, Irrsinn und Ruhm. München: Reinhardt 1927. (498 S.) 8⁰.

Bringt S. 472 ein Verzeichnis von Schriften, die Goethes Krankheiten und krankhaften Veranlagungen gewidmet sind.

Lebede, Hans: Das Goethetheater in Lauchstädt. Zur Feier des 125jährigen Bestehens. In: Die deutsche Bühne. Jg. 19, 11, 29. Aug. S. 202—206.
Einrichtung, insbes. technische.

Lindemann-Küßner, L.: Goethe-Erinnerungen in Alt-Frankfurter Briefen. In: Der Heimgarten (München). Jg. 5, 33, 19. Aug. 1927. S. 255.
Aus Briefen der Familie Bansa, die in freundschaftlichen Beziehungen zu Willemer stand.

Lissauer, Ernst: Goethes Ordnung. In: Reclams Universum 44, 1. S. 29—30.
Die tägliche Ordnung Goethes in seinen Akten und Haushaltsdingen.

Lissauer, Ernst: Die „Pyramide" des Goethischen Daseins. In: Köln. Ztg. Wochenausg. 21, 25. Mai 1927. S. 9—10.

Märker, Friedrich: Goethes und Schillers Kopf. Eine physiognomische Studie. In: Die Literarische Welt. Jg. 3, 19, 13. Mai. S. 3.

Maltzahn, Frh. Hellmuth v.: Bücher aus dem Besitz des Vaters in Goethes Weimarer Bibliothek. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1927. S. 363—382.
Von 350 Büchern, die G. etwa übernommen haben könnte, werden 95 als vom Vater stammend festgestellt und genau verzeichnet.

Mauermann, Siegfried: Goethe als Freund des Faschingszaubers. In: Das Wissen im Rundfunk. Berlin 1927. S. 254—257.

*[Meyer, Robert:] Joh. Wolfgang v. Goethe. [Horoskop.] Hamburg 22: Plejaden-Verl. [1927]. (1 Postkarte mit erkl. Text.) 16⁰ = Horoskop-Karten. 10 Stück —,25.

*Noack, Friedrich: Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. 1. 2. Stuttgart-Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1927. (XII, 767; V, 667 S.) gr. 8⁰. Lw. 50 —.
Darin Bd. 1 S. 344—348 Goethe und Herder. Goethes Italienerlebnis wird geschildert. Bd. 2 S. 211 Daten, Literaturangaben.

Oellers, Heinrich: Wie Goethe Ehrenmitglied der Dülkener Narrenakademie wurde. Ein Beitrag zur Geschichte des rheinischen Karnevals. In: Rheinischer Beobachter. Jg. 6, 6. S. 93—94.
Goethe reagierte auf die Ernennungsurkunde nicht. Bemerkung von seiner Hand: „Rheinische Absurditäten".

Rintelen, Friedrich: Über Tischbeins Goethe-Porträt. In: Rintelen, Reden und Aufsätze. Basel 1927. S. 104—119.

Roethe, Gustav: Goethe. In: Roethe, Deutsche Reden. Leipzig 1927. S. 307—332.
Festrede, gehalten am 28. August 1924 zum 175. Geburtstage Goethes in Weimar. Zuerst abgedruckt im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Bd. 11, 1925.

Satori-Neumann, Bruno Th.: Proben und Aufführungen im weimarischen Hoftheater der Goethezeit. In: Die vierte Wand. (Magdeburg.) 1927, H. 14/15, 14. Mai. S. 34—39.

Satori-Neumann, Bruno Th.: Aus der Rechtsprechung des Oberschiedsrichters Johann Wolfgang v. Goethe. Mit juristischem Nachwort

von Oberverwaltungsgerichtsrat Lindenau. In: Die deutsche Bühne. Jg. 19, 10, 6. Aug. S. 186—189.

Es handelt sich um Anrufung Goethes in einer Streitigkeit über vorzeitige Aufkündigung von Bühnenanstellungsverträgen durch die Direktion einer Wandergesellschaft.

Schiff, Julius: Die Hof- und Stadtapotheke in Weimar zur Goethezeit. In: Pharmazeutische Ztg. Jg. 72, 37, 7. Mai. S. 551—553.

Auf Grund reichhaltigen Materials werden die Beziehungen Goethes zur Apotheke, insbesondere auch die zu Bucholz (Besitzer bis 1798) dargestellt.

Schrumpf, Ernst: Das historische Weimar zur Goethezeit. In: Der Heimgarten. (München.) Jg. 5, 33, 19. Aug. 1927. S. 254—255.

Schuster, Franz: König Ludwigs I. Besuch bei Goethe. In: Das Bayerland. Jg. 38, 20. S. 632—635.

Strobl, Karl Hans: Jena und Goethe nach dem Zusammenbruch von 1806. In: Schwäbischer Merkur. Wochen-Ausg. 26 v. 1. Juli 1927. S. 10—11.

G.s Sorge um die Universität.

Strobl, Karl Hans: Goethes studentische Sendung. In: Der getreue Eckart. Jg. 5, 3. S. 268—270.

Goethe als Vorläufer der Burschenschaft in Straßburg, wo er sein Deutschtum entdeckte, Goethe als Leiter der Universität Jena, Goethes Versagen am eigenen Sohne.

*Tägliche Tafel vom 25. Dezember 1831 —. Ihrem Schatzmeister Herrn Professor Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek zu Weimar, an seinem 50. Geburtstag, dem 3. April 1927, zugeeignet von der Stadelmann-Gesellschaft. (Leipzig 1927: Spamer.) (22 S.) 8° = Schriften der Stadelmann-Gesellschaft. Bd. 9. Nicht im Handel.

Nach den täglichen Aufzeichnungen von Goethes Diener Krause. Goethe wird durch diese Menus als starker, aber nicht allzu wählerischer Esser charakterisiert. Das Nachwort mit seiner Huldigung an Deetjen ist von köstlichem Humor.

Tannenberger, Irmgard: Theaterdirektor Goethe. In: Baden-Badener Bühnenblatt, Jg. 7, Nr. 66.

*Tornius, Valerian: Mit Goethe durch Thüringen. Ein Wanderbuch für Jedermann. Mit prakt. Reisewinken von Wendelin Paul und 2 Kt. Leipzig: Hinrichs 1927. (VII, 136 S.) kl. 8°. Geb. 3,50.

Behandelt die Goethestätten Thüringens (Weimar und Umgebung, Ilmenau, Wilhelmstal, Eisenach und die Wartburg, Gotha und Erfurt, Jena) und berichtet über die an diese Stätten geknüpften Ereignisse aus Goethes Leben. Am Schluß jedes Kapitels in kleinerer Schrift Angaben über Gasthöfe, Restaurants, Jugendherbergen, Sehenswürdigkeiten und Spaziergänge.

Volbehr, Theodor: Die Heimatbewegung und der alte Goethe. In: Heimat. Beil. z. Westdt. Volksztg. Jg. 10, 11, Nov. S. 81—82.

Volbehr, Theodor: Die heimatkundlichen Vereine und der alte Goethe. In: Montagsblatt. Wissensch. Beil. der Magdeburger Ztg. Nr. 14, 4. April 1927. S. 105—106.

Goethes Reisebericht durch die rheinische Kunstwelt („Kunst und Altertum" 1816—17) ist in Wirklichkeit eine großzügige Propagandaschrift für Heimatmuseen und für die Gründung heimatkundlicher Vereine.

Brieslander, Minni: Die Geselligkeit zur Zeit Goethes. In: Das ideale Heim. 1927, Nov. S. 633—634.

*Wahl, Hans: Goethes Gartenhaus. Mit 26 Abb. Leipzig: Weber 1927. (36 S.) gr. 8°. 1,60.

Walzel, Oskar: Goethes Aufstieg in Italien. In: Der kleine Bund. Bern. Jg. 8, 35, 23. Aug. S. 273—276.

Walzel, Oskar: Krisenjahre Goethes. In: Kölnische Ztg. Wochen-Ausg. 1927, 51, 21. Dez. S. 12—13.

Weiß, Jos.: Vor 100 Jahren. Der historische Besuch König Ludwigs I. bei Goethe. In: Bayrische Staatsztg. 1927, Nr. 196 v. 27. Aug. S. 7; 197 v. 29. Aug. S. 3—4.

„Ausführliches und die zerstreuten Quellen vereinheitlichendes Bild des Verlaufes und der Wirkung des Besuches."

*Weichberger, Alexander: Goethe und das Komödienhaus in Weimar. Ein Beitrag zur Theaterbaugeschichte. Mit 13 Abb. Leipzig: Voß 1928. (VIII, 136 S.) gr. 8° = Theatergeschichtl. Forschungen 39. Lw. 10 —.

Das „Redouten- und Komödienhaus" in Weimar, das Hoftheatergebäude der klassischen Zeit, brannte in der Nacht vom 21. zum 22. März 1825 völlig nieder. Verf. erzählt die Geschichte der Erbauung des Hauses, seiner Verwaltung, der hier stattgefundenen Aufführungen usw. mit besonderer Hervorhebung des Anteils, den Goethe an dem Schicksal des Theaters nahm.

*Weissel, Otto: Der Advokat Goethe. Mit 2 Bildbeil. Wien: Manz 1927. (VIII, 72 S., 2 Taf.) 8°. Geb. 3 —.

Hübsche, lebendige Darstellung einer meist nur wenig beachteten Seite des Goethischen Wirkens. Ergebnis: „Die Advokaten sehen ihn aus dem Kreise der Kollegenschaft Abschied nehmen, aber sie bedauern es nicht. Denn, was er ihnen und der gesamten Menschheit später auf anderem Gebiete schenken konnte und geschenkt hat, das wiegt tausendmal all das auf, was er etwa noch ein ganzes Leben hindurch auf dem Gebiete der Advokatur geleistet hätte, und wären es die herrlichsten Prozeßschriften gewesen."

Becker, Albert: Speyerer Goethe-Erinnerungen. In: Der Pfälzer in Berlin. Jg. 7, 7, 10. April. S. 83—85.

Beils, Willi: Goethes Beziehungen zu Hessen. In: Volk und Scholle. Jg. 5, H. 1, 1927. S. 1—11.

Bongs, Rolf Klaus: Goethe in Düsseldorf 1774, 1792. In: Jan Wellem. Jg. 2, 3, März. S. 67—69.

*Dennert, Friedrich: Goethe und der Harz. 2., durchges. und verm. Aufl. mit 6 Abb. Quedlinburg: Schwanecke 1927. (212 S.) 8° = Harzer Heimatbücher 2. Lw. 4,50.

Die neue Ausgabe erscheint zum 150. Jahrestag von Goethes Brockenbesteigung im Winter (10. Dezember 1777). Zusammenstellung aller auf die vier Harzreisen Goethes bezüglichen Stellen aus seinen Tagebüchern, Briefen, Gesprächen usw. In Kap. 2 „Ergebnisse der Harzreisen": Geologie, Dichtung (Erste Walpurgisnacht, Faust usw.), Reiseerinnerungen, Harzbilder von Carus. Anhangsweise wird auch Goethes Besuch des Kyffhäusers (1776) behandelt. Übersichtlicher „Kalender zu Goethes Harzreisen" am Schluß. Literaturangaben und Register.

Dietert, Friedrich: Goethewege im Harz. In: Montagsblatt. Beil. der Magdeb. Ztg. Jg. 69, 41, 10. Okt. S. 338—339.

Eickhoff, P.: Wie Goethe 1792 von Münster nach Paderborn fuhr und in Neuenkirchen übernachten mußte. In: Ravensburger Blätter f. Gesch., Volks- u. Heimatkunde. Jg. 27, 5/6, Mai/Juni. S. 20—22; 7/8, Juli/Aug. S. 29—30.

Eilers, G.: Goethe und Hamburg. In: Die Rampe. 1926/27, 14, 2. Febrh.; 15, 1. Märzh. 1927. S. 341—343.

Goethes Beziehungen zu Hamburger Menschen: Ludwig Schröder, Schauspieler Ekhof und Kaufmann Kaspar v. Vogt.

Franck, L.: Auf Goethes Spuren in Wetzlar an der Lahn. In: Braunschweig. Heimat. Jg. 17, 4. S. 116—120.

Frankenberg, Hermann v.: Die Enthüllung der Goethetafel auf dem Brocken. In: Der Harz. Jg. 1927, 11. S. IX.

*Goethe im Harz. Goethes Harzreisen in s. Tagebüchern, Briefen und Dichtungen. Mit Anm. u. Anhängen neu hrsg. von Friedrich Dietert. Mit Handzeichn. von Goethe u. Kraus. 2., bed. verm. Aufl. Dessau: Dünnhaupt 1927. (120 S., 1 Kt., 4 Taf.) 8⁰. Lw. 2,—.

Grosse: Goethe und der Brocken. In: Der Harz. Jg. 1927, 10. Okt. S. 169—172. Mit Abb.

Hasselberg, Felix: [Bespr. von] Arnhold, Goethes Berliner Beziehungen. Gotha 1925. In: Deutsche Litztg. N. F. Jg. 4, 15, 9. April. Sp. 705—709.

„Im allgemeinen hat [die Verf.] sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt . . .“

Linzen, Karl: Goethe auf der Reise nach Münster. In: Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth. München 1927. S. 272—286.

Novellistische Schilderung der Gedanken, die Goethen auf seiner Fahrt nach Münster 1792 wahrscheinlich bewegten. Stellung zur franz. Revolution, zu vergangenen und künftigen Werken, zur Fürstin Gallitzin.

Morich, H.: Goethe in Clausthal. (Zu s. 1. Harzreise.) In: Die Spinnstube. Jg. 4, 25, 11. Dez. S. 395.

*Dem 10. Oktober 1927. (Den zur Feier des Gedenkens an Goethes erste Besteigung des Brockens — 10. Dez. 1777 — dort Versammelten gewidmet von Anton Kippenberg. Leipzig 1927: Röder.) (2 S., 1 Bl.) gr. 8⁰. Nicht im Handel.

Faksimile einer Seite mit Goethes Eintragung vom 4. September 1784 aus dem Brocken-Fremdenbuch. Dieses Buch, die Zeit vom 4. Sept. 1784 bis 15. Okt. 1788 umfassend, befindet sich in der Sammlung Kippenberg.

Oettingen, Wolfgang von: Goethe in Nassau. In: Land Nassau. Ein Heimatbuch. Leipzig 1927. S. 181—189.

Wetzlar, Ems, Schwalbach und Weilbach 1814 und 1815.

Oppermann, Edmund: Goethes erster Brockenbesuch vor 150 Jahren. In: Die Braunschweiger GNC-Monatsschrift. Jg. 14, 11/12, Nov./Dez. S. 475—480.

Reicke, Emil: Goethe in Nürnberg. In: Festschrift zum 60. Geburtstag von Theodor Hampe. Nürnberg 1926. S. 125—131.

Goethe war 1788, 1790 und 1797 in Nürnberg. Er erwähnt das hier Gesehene aber fast gar nicht.

Willrich, Hugo: Goethes Beziehungen zu Göttingen. In: Beilage zum Hannoverschen Kurier v. 3., 10. u. 26. April 1927.

V. Menschen um Goethe.

*Bamberg, Eduard von: Drei Schauspieler der Goethezeit. Karl Friedrich Leo. Karl Wolfgang Unzelmann. Marianne Schönberger-Marconi. Leipzig: Voß 1927. (59 S.) gr. 8° — Theatergesch. Forsch. Bd. 36.

Leo war von Ostern bis Michaelis 1805 an die Weimarer Bühne verpflichtet, reichte aber nach einigen Tagen sein Entlassungsgesuch ein, unzufrieden mit den dortigen Verhältnissen. Unzelmann, Friederike Unzelmanns Sohn, von 1802—1820 Schauspieler in Weimar. Durch Goethe persönlich herangebildet. Marianne Schönberger-Marconi war nicht in Weimar.

Dietert, Friedrich: Goethe u. der Harzer Student. Ein unbekannter Goethebesuch. In: Montagsblatt. Beil. d. Magdeb. Ztg. Jg. 69, 41, 10. Okt. S. 339—340.

Besuch erfolgte 30. Juni 1826. Über die Person des Besuchers bestehen noch Zweifel.

Zeyß, Dr.: Goethes Freundes- und Bekanntenkreis in Gotha. In: Thüringer Jahrbuch 1928 = 27. Jg. des Thüringer Kalenders. S. 72—86.

Der erste Gothaer, mit dem Goethe in Berührung kam, war Fr. W. Gotter, den er in Wetzlar kennengelernt hat. In Herzog Ernst II. von Gotha-Altenburg und seinem Bruder, dem Prinzen August, gewann G. treue Freunde. Weitere Bekannte G.s waren der Minister v. Frankenberg, Melchior v. Grimm, M. A. v. Thümmel, die Familie v. Ziegesar, der Bildhauer Doell, der Geologe v. Hoff, der Bibliothekar Fr. Jacobs u. a.

Beethoven. — Castelle, Friedrich: Goethe und Beethoven. In: Wartburg-Jahrbuch. 1926, 4. S. 5—20.

Festvortrag, gehalten zur Jahresversammlung der Freunde der Wartburg am 9. Mai 1926.

Rießner, Friedrich: Beethoven und Goethe. In: Die Propyläen. Jg. 24, 48, 26. Aug. S. 379.

Witt, Bertha: Beethoven und Goethe. In: Neue Musik-Ztg. Jg. 48, 15. 1927. S. 334—337; 16. S. 354—357.

***Bettina von Arnim.** — Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearb. hs. Nachlasses neu hrsg. von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtaf. und 2 Faks. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (491 S.) 8°. 9,50.

Das Buch bringt den zuerst 1921 aus dem Nachlaß von R. Steig veröffentlichten Briefwechsel Bettinas in seiner Originalgestalt, z. T. neu geordnet und befreit von dem früheren Einlagenwerk. Dessen wesentlicher Inhalt ist jetzt in einer ausführlichen biographischen Einleitung: „Bettinas Leben mit Goethe“ zusammengefaßt; dabei sind alle brieflichen Zeugnisse und zeitgenössischen Berichte, soweit sie von Belang erschienen, mit verwertet worden.

Brentano. — *Scholz, Felix: Clemens Brentano und Goethe. Leipzig: Mayer und Müller 1927. (XII, 264 S.) gr. 8⁰ = Palaestra 158. 17,60.

Brentanos Verhältnis zu Goethe ist bisher kaum untersucht worden, weil es sich um ein rein individuelles Verhältnis handelt. Brentano will nicht als Zeit- oder Generations-, noch weniger als „Schul"-Erscheinung, sondern als Natur und Genie an Goethe gemessen sein. — Goethe und Wilhelm Meister. Goethe in Brentanos Lyrik. Die Romanzen vom Rosenkranz und Faust. Iphigenienmotive in „Aloys und Imelde" und „Die Gründung Prags". Goethe in Brentanos Märchen.

Carus. — Haeberlin, Carl: Der Arzt Carl Gustav Carus und Goethe. Mit Ausblicken auf die Psychologie des Unbewußten. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 13, 1927, S. 184—204.

Eckermann. — *Houben, Heinrich Hubert: J. P. Eckermann, sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargest. T. 2. Leipzig: Haessel 1928. (XXII, 807 S., 2 Taf.) 8⁰. Lw. 13 —.

Der 2. Bd., der Eckermanns Leben nach Goethes Tode behandelt, bringt eine Fülle neuen, interessanten Materials. So sei nur auf die Darstellung des Bruches mit Weimar und des Prozesses mit Brockhaus wegen eines unberechtigten Neudruckes der Gespräche hingewiesen. Außerordentlich wertvoll sind Kap. 23 u. 24, die sich mit der Entstehung des dritten Bandes der Gespräche beschäftigen und tiefen Einblick in Eckermanns Arbeitsweise gewähren, dabei zugleich Licht auf die heikle Glaubwürdigkeitsfrage werfend. Die Bekanntschaft mit Sorets Originalaufzeichnungen kommt Houben natürlich besonders zunutze. Zu den haltlosen Angriffen in der Einleitung, die überaus peinlich wirken, vgl. unter Wahle.

Wahle, Julius: Zurückweisung der Anschuldigungen gegen das Goethe- u. Schiller-Archiv in Weimar. In: Allg. Thüringische Landesztg. Deutschland vom 15. Dez. 1927.

„In dem eben erschienenen 2. Bde s. Werkes 'J. P. Eckermann. S. Leben f. Goethe' hat Prof. Dr. H. H. Houben einen heftigen, in d. wissenschaftl. Literatur beispiellosen Angriff gegen das G.- u. Sch.-Archiv in Weimar u. mich . . . gerichtet . . . Das Archiv [hat] seit s. Bestehen . . . den vollgültigen Beweis erbracht, daß es nicht, wie H. ihm vorwirft, ein Privatinstitut, sondern eine im weitesten Maße der Öffentlichkeit dienende Anstalt ist."

Nußberger, M.: Eckermanns Gespräche mit Goethe u. ihr dokumentarischer Wert. (Petersen: Entstehung der E.-Gespräche. 2. Aufl. Frankfurt 1925.) In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd. 52, 1/2. S. 207—215.

Petersen, Julius: Zu Eckermanns Briefen an Auguste Kladzig. In: Jahrbuch d. Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 324—325.

Als Ergänzung zu d. Briefen Eckermanns an A. Kl. im Jb. 4 wird auf zwei weitere Briefe aus d. J. 1828 u. 1829 hingewiesen.

Stockmann, Alois: Eckermanns „Gespräche mit Goethe und die neueste Forschung". In: Stimmen der Zeit. Jg. 57, 6, März. S. 446—454.

Egloffstein. — Zeugnisse über Alt-Weimar in Briefen der Familie v. Egloffstein an einen fränkischen Prälaten [Oberthür] [1795—1807]. Mitgeteilt von Hermann Frh. v. Egloffstein. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 205—250.

Ehrmann. — Ebstein, Erich: Goethes Freund, der Arzt Joh. Chr. Ehrmann. Ein Frankfurter Original. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestag (13. August 1927). In: Münchner medizinische Wochenschr. 1927, 39. S. 1679.

Frau Rat Goethe. — Beutler, E.: Über die Frau Rat. Aus Altfrankfurter Briefen. In: Frankfurter Ztg. v. 21. 7. 27.

Aus Briefen von Käte Stock, deren Mutter Jugendgespielin Goethes war, an ihren Onkel. Besitz des Frankfurter Goethe-Museums.

Bacher, Otto: Goethes Mutter und das Ehepaar Unzelmann. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1927. S. 185—216.

„Unzelmann brauchte eine mütterliche Freundin . . . Frau Rat aber einen Ersatz für den Hätschelhans . . . Auf dieser Basis spielten sich die Beziehungen der Frau Rat zu Unzelmann ab. Die weibliche Seite war gewöhnt, mit ihren Gefühlen nicht hinter dem Berge zu halten, was durch die besondere psychische Konstellation noch gesteigert wurde, es verwundert daher nicht, daß von ihrer Seite aus die Freundschaft in großer Leidenschaft entwickelt wurde . . . Er hat wahrscheinlich nie zu würdigen verstanden, welches Geschenk ihm ein gütiges Schicksal in der Freundschaft dieser seltenen Frau hatte zuteil werden lassen."

Ottilie von Goethe. — Ottilie von Goethe an den Schwiegervater. [Vom 20. Juni 1818.] Mitgeteilt von Max Hecker. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 49—53.

Heinke. — Ferdinand Heinke in Weimar. Mitgeteilt von Max Hecker. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. 1927. S. 251—306.

Tagebuchblätter Okt.—Dez. 1813, Juni 1814, Briefe. H. war Adjutant beim 8. schles. Landw.-Kav.-Reg. und verkehrte in dieser Stellung viel in Goethes Hause, wo er die Liebe der Ottilie v. Pogwisch und der Adele Schopenhauer gewann.

Herder. — *Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Hans Schauer. Bd. 1: August 1770 bis Dez. 1771. Weimar: Verl. der Goethe-Gesellschaft 1926. (XVI, 484 S.) 8⁰ = Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 39.

Der wertvolle Briefwechsel erscheint hier zum erstenmal vollständig (soweit die Briefe erhalten sind) und in übersichtlicher Anordnung. Von dem Brieftext dieses ersten Bandes ist etwa ein Drittel bisher ungedruckt, die übrigen finden sich in zwei heute kaum noch aufzutreibenden Werken, dem „Lebensbild", das Herders Sohn Emil von seinem Vater entwarf (Erlangen 1846), und dem von Düntzer mit Herders Enkel Ferdinand Gottfried v. Herder gemeinsam herausgegebenen dritten Bande der Sammlung „Aus Herders Nachlaß" (1857). Die Bedeutung dieser Briefe bedarf keiner Erörterung, ebensowenig wie ihr Erscheinen in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft" gerechtfertigt zu werden braucht; sie bieten ja „nicht nur ein Stück Bildungsgeschichte Caroline Flachslands und damit Goethes, sondern der vielerlei umspannende Geist des Briefschreibers läßt die Belehrung seines aufgeschlossenen Mädchens zu einem Bilde der Dichtung und des Denkens jener bewegten Jahre um 1770 werden, in denen nach einem Wort des alten Goethe an Eckermann die deutsche Literatur noch eine reine Tafel war, auf die man mit Lust viel Gutes zu malen hoffte".

Koch, Franz: Herder im Spiegel der Straßburger Begegnung mit Goethe. Als Antrittsvorlesung eines Herder-Kollegs. In: Hochschulwissen. Jg. 4, 2, Febr. S. 59—65.

Eine Übersicht über die wichtigsten Herderschen Ideen und eine Charakteristik seines Geistes.

Karl August. — *Egloffstein, Hermann Frhr. v.: Karl August im niederländischen Feldzug 1814. Mit 1 Taf. u. 1 Kte. Weimar: Goethe-Ges. 1927. (VIII, 248 S., 1 Taf., 1 Kte.) 8° = Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 40.

„Eine bis jetzt noch nicht gründlich erforschte, aber reizvolle und auch wichtige Episode im Leben Karl Augusts bildet sein Anteil am niederl. Feldzug." Neben den Beständen verschiedener Archive konnten auch die Berichte des Begleiters Karl Augusts, des Geh. Sekretärs Vogel, an den Geheimrat von Voigt benutzt werden. S. 1—110 Darstellung von der Ernennung zum Führer des 3. Armeekorps am 24. Nov. 1813 bis zur Heimkehr über Holland im Juni 1814. Der Anhang S. 111 bis 211 bringt den Abdruck der wichtigsten Dokumente, insbesondere zahlreicher Briefe Karl Augusts und von Briefen von Vogel an Voigt. S. 212—248 Anmerkungen und Register.

Kleist. — Weising, Hans Hellmut: Kleist und Goethe. Ein Beitrag zur „Schuldfrage". In: Deutsche Stimmen. Jg. 39, 5, 5. März. S. 153 bis 156.

„Goethes Anteil ist, wenn auch kein gewolltes Unrecht, ein Ungerechtsein gegen sich selbst, gegen Ideale und Willensmächte der eigenen Jugend."

Knebel. — Stettner, Thomas: Karl Ludwig Knebel, Goethes Urfreund. In: Das Schöpfrad. Ein Jahrbuch fränkischer Kunst und Kultur. 1928. S. 5—12.

Leo. — S. Anfang der Abteilung (oben S. 249).

Lerse. — Becker, Albert: Franz Lerse, ein Zweibrücker Goethefreund. In: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 28, 5, Mai. Sp. 115—118.

Lili. — S. unter Schönemann.

Limprecht. — Kötzschke, Walter: Das Leben des Kandidaten der Theologie Johann Christian Limprecht [Goethes Leipziger Stubennachbar]. In: Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte. Jg. 36. 1927. S. 44—55.

Meyer. — *Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreise. Im Auftr. des Goethe- u. Schiller-Archivs hrsg. von Hans Kasten. Bremen: Schünemann 1926. (XXVIII, 479 S.) gr. 8°. 15 —; Lw. 20 —.

Der Briefwechsel Meyers mit Goethe und Christiane erschien bereits (Leipzig 1856) in Auswahl und sehr ungenauem Text, und auch eine 2. Ausgabe „Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer" (Straßburg 1887) ließ wissenschaftlich noch viel zu wünschen übrig. „Im vorliegenden Werk ist nun alles bisher erreichbare Material über die Beziehungen N. M.s zu Weimar vereint. Diesen Beziehungen, welche nicht nur der Beschaffung von kulinarischen Genüssen dienten, verdankte Goethe manche wertvolle Erwerbung für seine Sammlungen. . . . Von noch größerer Bedeutung aber sind in späteren Jahren die literarischen und kulturellen Anregungen M.s für G.s Schaffen gewesen (Faust II. Hafenbau u. a.!)". Der Abdruck der Goethe-Briefe erfolgt hier erstmalig nach den Originalen. Das Buch ist reich mit (27)

Bildern und Faksimiles ausgestattet, die Einleitung gibt eine treffliche Biographie Meyers; die Briefe, denen zahlreiche Schreiben des Bruders Christianens, C. A. Vulpius, Tagebuchnotizen Goethes, die Meyer betreffen, eingefügt sind, werden in chronologischer Folge dargeboten und umfassen die Zeit von 1800—1832. Im Anhang die Briefe Augusts v. G. an M. und die Idylle M.s „Ein Hochzeitstag." In der deutschen Philologie ist M., der selbst glücklicher und geschmackvoller Sammler war, als Besitzer des sogenannten Meyerschen Codex (jetzt Bremer Stadtbibliothek) bekannt.

Schlegel. — *August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Hrsg. von Josef Körner und Ernst Wieneke. Leipzig: Insel-Verlag [1926]. (286 S.) 8⁰. Lw. 8 —.
Ernst Wieneke (geb. 1888) fiel im August 1915 bei Nowo-Georgiewsk. „Vor dem Auszug ins Feld hatte er seine Arbeit so weit gefördert, daß er eine diplomatisch getreue Abschrift nahezu sämtlicher in Betracht kommender Briefe hinterlassen konnte." Auf Körners Konto kommen Ergänzungen und Verbesserungen im einzelnen, sowie der ganze sehr eingehende Kommentar. Eine zusammenfassende Gesamteinleitung fehlte „der ungeheure Stoff sprengte den engen Rahmen". Körner verweist daher kurz auf sein Buch „Romantiker und Klassiker Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe. (Berlin: Askanischer Verlag 1924.)".

Schönemann. — Rosenthal, Georg: Goethes Lili. In: Geisteskultur. Jg. 36, 7/8, Juli/Aug. S. 219—223.

Solms-Rödelheim. — *Isenburg, Wilhelm Karl Prinz von: Um 1800. Aus Zeit und Leben des Grafen Volrat zu Solms-Rödelheim 1762—1818 Leipzig: Degener 1927. (VIII, 349 S. m. zahlr. Taf.) gr. 8⁰. Geb. 20 —.
Darin S. 59—69 Weimar. Graf Volrat war im Juni 1787 in Weimar, als Goethe in Italien war; hier zog der ganze weimarische Kreis an ihm vorüber. Besonders schloß er sich an Knebel an.

Spontini. — Kekulé von Stradonitz, Stephan: Spontini bei Goethe. In: Allg. Musikztg. Jg. 54, 37. S. 936—937.
Bisher unveröffentlichter Brief Sp.s an Auditeur Nicolay in Berlin vom 19. 6. 1830 über S.s Besuche in Weimar.

Frau von Stein. — Herkommer, Agnes: Zu Frau von Steins 100. Todestage. In: Die christliche Frau. Jg. 25, 2. Febr. S. 59—61.

Martell, P.: Charlotte von Stein. In: Evangelische Frauenztg. Jg. 28, Febr. 1927. S. 67—69.

Springer, Brunold: Goethe und Charlotte von Stein. In: Die neue Generation. Jg. 23, 6. S. 198—201.
Aus dem nächstens erscheinenden Buche „Das Hauptgesetz der Blutmischung". Das Kapitel knüpft an das im vorigen Jahresbericht angezeigte Buch desselben Verfassers „Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben" an. Geht kurz auf Goethes Verhältnis zur Schwester ein, bezeichnet Charl. v. St. als Schwesternersatz und sucht ihre starke Anziehungskraft auf Goethe darin, daß sie selber wie dieser ein Mischling war aus schottischem und deutschem Blut. „Weil der Stallmeister ein Grobian, der Verderber seiner (Goethes) Frau war, blieb das Phänomen Goethe unvollendet."

Ulrich, Caroline. — Pollmer, Arthur: Caroline Ulrich und Goethe. In: Jahrbuch d. Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 14—64.

Caroline Ulrich verkehrte von 1808 bis zu ihrer Heirat mit Riemer viel bei G., begleitete Christiane auf Reisen und lebte von 1809—1814 ganz im G.schen Hause.

Unger. — *Biedermann, Flodoard Frhr. v.: Johann Friedrich Unger im Verkehr mit Goethe und Schiller. Briefe und Nachrichten. Mit einer einl. Übersicht über Ungers Verlegertätigkeit. Berlin: Berthold 1927. (XL, 204 S. mit Abb. u. Faks., mehr. Taf.) 4° = Berthold-Druck 19. Lw. 22,50.

Den Anlaß zur Herausgabe des Buches gaben die etwa 80 noch ungedruckten Briefe Ungers an Goethe im Goethe- und Schiller-Archiv. „Dieser Fund führte weiter dazu, den verstreuten Stoff über das Verhältnis Ungers zu seinen beiden größten Autoren zu vereinigen und so ein geschlossenes Ganzes als ein literarisches Denkmal entstehen zu lassen."

Unzelmann, Vater, s. unter Frau Rat Goethe. Unzelmann, Sohn, s. Anfang der Abteilung (oben S. 249).

Wedekind, Eduard. — Houben, H. H.: Ein Wedekind bei Goethe. Ein Studentenbesuch in Weimar. In: Reclams Universum. 1927, 31, 28. April. S. 333—336.

Besuch Eduard Wedekinds 1823 bei Goethe nach W.s Tagebuch. Mit Abb. aus Goethes Hause.

Wieland. — Der Briefwechsel Wielands mit Goethe, aus dem Besitz des Goethe- u. Schiller-Archivs ergänzt von Bernhard Seuffert. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13. S. 54—86.

VI. Goethes Weltanschauung.

Beils, Willi: Goethes Christentum. In: Die Bücherwelt. Jg. 24, 8. S. 355—357.

Beils, Willi: Goethe und der Katholizismus. In: Das Heilige Feuer. Jg. 14, 11, Aug. S. 419—425.

*Bohnenblust, Gottfried: Der Gott Goethes. Rede, geh. vor dem Verein Schweiz. Deutschlehrer im Kloster zu Engelberg. Solothurn 1926: Vogt-Schild. (30 S.) 8° = Schriften des Vereins Schweizerischer Deutschlehrer. H. 1.

„Jede reiche Religiosität enthält mystische, ethische, ästhetische Elemente. In Goethe dominieren die ästhetischen. Er bringt so die vom kämpfenden Gewissen verworfene schöne Welt wieder zu Ehren und ergänzt das Werk der Reformation, ohne doch deren ganzen wesentlichen Gehalt festzuhalten. Aber er weiß, besser als an Gott glauben ist, ihn in der Tat anerkennen."

Budde, Gerhard: Goethes Stellung zum Christentum. In: Die Propyläen. Jg. 24, Lfg. 48, 26. Aug. S. 277—278.

E. H.: Goethes Religion. Zur Aussprache „Wider den Idealismus" in Nr. 19. In: Die christl. Welt. Jg. 41, 21, 3. Nov. Sp. 1005—1006.

Richtige Deutung des Wortes „Wer Wissenschaft u. Kunst besitzt".

*Emrich, Hermann: Goethes Intuition. Tübingen: Mohr 1928. (III, 82 S.) gr. 8° = Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie u. ihrer Geschichte 14. 3,60.

„Aus der Kritik des Intellekts, die sich wesentlich als eine Wissenschaftskritik darstellt, kommt man zu Goethe, man findet G.s Wissen-

schaft lebendig und setzt sie einer bestehenden toten, die intuitive der diskursiven entgegen." Aber man verkennt dabei, daß eine intuitive Lebenserfassung nur möglich ist als Kunstgestaltung. „Diese aber ist nicht Philosophie, sie liefert nicht Erkenntnis, sondern Gestalt, ihre Resultate sind indiskutabel, jenseits von wahr und falsch."

Fischdick, Wilhelm: Goethe und die Reformation. E. synthetischer Versuch. In: Die Tat. Jg. 19, 6, Sept. S. 409—425.

*Fricke, Gerhard: Der religiöse Sinn der Klassik Schillers. Zum Verhältnis von Idealismus und Christentum. München: Kaiser 1927. (VIII, 389 S.) gr. 8° = Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus Bd. 2. 9,50, geb. 11 —.
Darin S. 297—331: Die Bedeutung Goethes als Repräsentant der naiven Lebensform und die Differenz und die Idee des Tragischen für Goethe und Schiller. Sehr eingehende, tiefe Darstellung der Polarität Goethes und Schillers.

Grützmacher, R. H.: Die moderne Auffassung des Todes mit besonderer Berücksichtigung von Thomas Mann und Goethe. In: Geisteskultur. Jg. 36, 5/6. S. 183—197.
Goethes Stellung zum Tod: „memento vivere", seine Stellung zur Unsterblichkeit: „Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und, um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein". Beides wird abgeleitet und erklärt aus Goethes Verhalten.

Heinemann, Fritz: [Bespr. von] Franz Koch, Goethe und Plotin. Leipzig 1925. In: Deutsche Literaturzeitung. N. F. Jg. 4, 11. Sp. 507 bis 514.

*Jensen, Harald: Schiller zwischen Goethe und Kant. Oslo: Dybwad 1927. (86 S.) 4° = Skrifter utg. av d. Norske Videnskaps-Akademi i Oslo. 2. Hist.-filos. Kl. 1927, Nr. 1. Norw. Kr. 6 —.
Im ersten Kapitel wird das Antipodentum Kant-Goethe untersucht. Urpflanze — Ding an sich, Kant befruchtet von der mittelalterlichen Scholastik, Goethe hinneigend zur Mystik, Kant Moralist, Goethe Immoralist, Kant „intelligible Freiheit", Goethe „aus der Natur gegen die Natur". Diese Gegensätze sind in Schiller und haben ihn aufgerieben. Es wird ein klares Entwickelungsbild der Schiller-Goethischen Freundschaft gegeben, die entscheidende Wirkung Goethes auf Schiller dargelegt und gezeigt, wie durch das allmähliche Zurückziehen Goethes Schillers Kraft verlosch, aber auch wie Schiller im Verlaufe der Freundschaftsjahre Goethen viel Kraft entzog, so daß dieser sich zurückziehen mußte, um sich selber zu bewahren.

Kaubisch, Martin: Zur Lebensidee Goethes. In: Die Tat. Jg. 19, 9, Dez. 1927. S. 654—661.

Klages, Ludwig: Goethe als Seelenforscher. (Vortrag.) In: Akademische Mitteilungen. Freiburg i. B. F. 4, 5, 14. Juni. S. 82—83.

Lauer, Hans Erhard: Der Goethe-Schillersche Freundschaftsbund und seine Bedeutung für das kommende Zeitalter. In: Oesterr. Blätter f. freies Geistesleben. Jg. 4, 5/6, Mai/Juni. S. 10—28.
Durch diesen Freundschaftsbund „wurde um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Impuls des Vollmenschentums aus Urtiefen des Daseins heraus in die Menschheitsentwicklung hineingestellt als ein Ideal, das erst viele Jahrhunderte zum Gemeingut der Menschheit werden reifen lassen."

Muckermann, Friedrich: Goethe. In: Staatslexikon. 5. Aufl. Bd. 2. Freiburg 1927. Sp. 793—801.

1. Das Politische in G.s Werken. 2. Soziale Grundanschauungen G.s. 3. G.s Verdienste um deutsche Sprache und Kultur. 4. G. und das abendländische Kulturideal.

Peters, Ulrich: Goethes Religion. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 3, 2, Febr. 1927. S. 90—106.

*Rabel, Gabriele: Goethe und Kant. Bd. 1. 2. Wien: Selbstverlag 1927. (XV, 600 S., Anhang.) 8°. 12,50; Hlw. 17 — .

Eine bis ins kleinste Detail gehende Untersuchung, die den Zweck hat, die „Phrase vom polaren Gegensatz" Goethe—Kant zu entkräften. „Auf der einen Seite finden wir Goethe mit seiner großen Bewunderung, Verehrung und Dankbarkeit für Kant, auf der andern eine Literatur über Goethe, eine öffentliche Meinung, die sich nicht genug darin tun kann, die beiden gegeneinander auszuspielen." Der Grundfehler in der Behandlung war, daß „man mit dem vieldeutigen, alles System übergreifenden Goethe einen rationalisierten, armselig eingeengten Kant verglich".

Schumann, Franz: Über Goethes Lebenskunst. In: Furche-Almanach auf das Jahr 1927. S. 69—71.

Schuster, Jul.: Wege zu Goethes Naturwissenschaft. In: Archiv f. Geschichte d. Mathematik usw. Bd. 10, 3. S. 365—366.

Steinbrinck, Otto: Goethes Christentum. Eine zeitnotwendige Betrachtung. In: Wissen u. Glauben. Jg. 24, 12. S. 705—712.

„Die Klassik wurde Goethes Rettung vor dem Schicksal eines Nietzsche." „Klassik u. Humanismus sind unreligiöse u. unchristliche Mächte, die in G. ihre reinste u. größte dichterische Entfaltung gefunden haben."

Strich, Fritz: Goethe der West-Östliche. In: Strich, Dichtung und Zivilisation. München 1928. S. 78—123.

Goethes innere Entwicklung über Sturm und Drang, Antike zur westl. Zivilisation, die in ihm den ersten Europäer entstehen ließ. Doch fühlte er in Antike u. westl. Zivilisation die Gefahr des Starrwerdens. Hiervor bewahrte ihn das religiöse Erlebnis des Ostens. „Goethe glaubte wie der östliche Mensch, daß Gott die ewige Notwendigkeit, das Schicksal sei." „Er starb im Osten, um ein westlicher Mensch zu werden."

Seidel, A.: Das Weltbild Goethes und seine Lebensauffassung. In: Westermanns Monatshefte. Jg. 71, April. S. 195—199.

*Taesler, Clemens: Goethe als Denker. Frankfurt a. M.: Drei-Ringe-Verl. 1926. (15 S.) 8°. —.40.

Goethes nationale Gesinnung wird stark betont.

Teutenberg, Adolf: Goethe als Geistesbefreier. In: Ethische Kultur Jg. 35, 9, 15. Sept. S. 67—70; 10, 15. Okt. S. 74—76.

Goethes ablehnende Stellung zu Kirche und Christentum.

Vollert, W.: Goethes Stellung zum Christentum. In: Der Geisteskampf der Gegenwart. Jg. 63, 8. S. 304—309.

Wagner, Dr.: Goethes Weltanschauung im Lichte der neueren Forschung. In: Unser Wissen. Jg. 19, 5, Mai 1927. S. 129—131.

Wilhelm, Richard: Goethe und die chinesische Kultur. (Vortrag.) In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1927. S. 301—316.
Über „Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten" 1827. Zugleich Goethes Stellung zum Osten überhaupt.

Wohlbold, Hans: Die Naturerkenntnis im Weltbild Goethes. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 13. 1927. S. 1—46.

VII. Stellung zu bestimmten Fragen.

Beils, Willi: Goethe und das Buch. In: Die Bücherstube. Jg. 5, 4/6. S. 161—169.
G. u. die Buchausstattung. Von Behrisch war G.n Abneigung gegen eine öffentliche Drucklegung eingeimpft, seine ersten Schriften ließ er daher „gewissermaßen als Manuskript drucken". Mit dem Selbstverlage machte er trübe Erfahrungen (Göß). Goethes Verleger u. Nachdrucker werden aufgeführt. „Mit den Jahren sah G. immer nachdrücklicher auf die materielle Verwertung seiner Werke." Von Cotta erhielt G. insgesamt 8668 Gulden u. 147 560 Taler.

Hennig, Richard: Goethe und der Panamakanal. In: Die Propyläen. Jg. 24, 25, 18. Mai. S. 195.

*Kittel, Josef Balduin: Süßigkeiten bei Goethe. Dresden: Verl. d. „Kazett" (A. Uhlig) 1927. (144 S. m. Abb.) gr. 8°. Lw. 4,50.
Der Herausgeber hat den hübschen Gedanken gehabt, „die Hinweise und Bezugnahmen Goethes auf all die guten, süßen Dinge, die den Menschen erfreuen mögen, als da sind: Zuckerwerk, Bonbons, Schokolade, Marzipan . . . und was es sonst noch Gutes und Süßes geben mag, zusammenzustellen und zu erläutern", mit dem Ergebnis: „Erstaunlich ist nicht bloß der Reichtum der Belegstellen nach ihrer reinen Zahl, sondern auch die Vielseitigkeit der Beziehungen Goethes zum weiten, reichgestalteten und vielzersplitterten Bereich der Süßigkeiten."

Korff, H. A.: Goethe und die bildende Kunst. In: Zeitschrift für Deutschkunde. 1927, 10. S. 657—673.
Goethe bedeutete für die bildende Kunst nichts. Doch er hat alle seine ästhetischen Gesetze an ihr erfahren und auf die Dichtkunst übertragen. An der Gotik entdeckt Goethe „erstens den Kunstwert der Eigenart, der unabhängig ist von jedem sogenannten Schönheitswerte, zweitens aber die Möglichkeit der Schönheit in jeder Eigenart", nicht aber das Spezifische der Gotik. Darum sein rasches Umschwenken zur Antike, wo er „die wieder zur Natur gewordene Gesetzmäßigkeit, d. h. weder Naturalismus noch Idealismus, sondern die Synthese zwischen beiden" sah.

Kupfer, K. G.: Goethe und das Übersinnliche. In: Seelenprobleme (Riga). Jg. 1, 2. S. 34—37.
Goethe ist „als Okkultist zu bezeichnen".

Lynceus der Türmer: Goethes Stellung zur Freundschaft u. zur Freundesliebe. In: Blätter f. Menschenrecht. Jg. 5, 4/5, April/Mai. S. 13—20.
G. kennt die „geschichtliche Ausbreitung [der Freundesliebe] von Anbeginn, er würdigt ihre pädagogischen, kameradschaftlich-ästhetischen Motive und hält sie darum trotz ihrer Besonderheit für eine Schöpfung der Natur".

Martell, P.: Goethe und die Malerei. In: Form und Farbe. Jg. 16, 5, Mai. S. 66—73.

Pünger, Karl: Goethe und die Antike. Eine Gedankenfolge. In: Deutsche Nordmark. Jg. 8, 2, Aug. S. 30—37.

Roethe, Gustav: Deutsche Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts und ihre Politik. In: Roethe, Deutsche Reden. Leipzig 1927. S. 276—299.
Darin S. 283—287 über Goethes politische Stellung.

Schiff, Julius: Goethe und die Astrologie. In: Preuß. Jahrbücher. Bd. 210, 1, Okt. S. 86—96.
Wendet sich gegen moderne Astrologen, die glauben, sich auf Goethe berufen zu können. „Für unsere Zwecke ist die Hauptsache, festzustellen, daß Goethe die Sterndeutung zwar psychologisch erklärt und entschuldigt, sie aber gleichzeitig als 'Wahn' und 'Aberglaube' bezeichnet." Stellen aus Goethes Werken mit scheinbar astrologischem Inhalt werden auf diese Weise erklärt.

*Schrumpf, Ernst: Der nationale Goethe. Ein Wegweiser für unsere Tage. Für einen Vortragsabend zsgest. München: Lehmann 1927. (58 S., 1 Titelb.) 8°. 1,50.
Sehr geschickte Aneinanderreihung von Aussprüchen Goethes zu einem großdeutschen Bekenntnis.

Stresemann, Gustav: Goethe und die Freiheitskriege. In: Deutsche Stimmen. Jg. 39, 17, 5. Sept. S. 529—541. Auch in: Nord und Süd. Jg. 50, H. 5, Sept. S. 385—397.
Goethes „Vaterland war nicht Preußen und Sachsen-Weimar, sondern Deutschland, und darüber hinaus jenes vaterländische Empfinden, das in Menschheitsempfinden aufging und die Emporentwicklung der Kultur als das Erstrebenswerteste menschlichen Schaffens ansah. Er anerkannte das Genie Napoleons, aber er begrüßte es, daß der Dämon von der Höhe zur Tiefe sank, als seine Unterdrückung zu stark wirkte. . . Setzen wir statt der Legende jener Zeit, die uns in den Schulen erzählt wurde, den tatsächlichen Hergang der Geschichte, dann werden wir auch sein im höchsten Sinne erfaßtes Deutschtum verstehen."

Strich, Fritz: Goethes Idee einer Weltliteratur. In: Strich, Dichtung u. Zivilisation. München 1928. S. 58—77.

Beyerlein, Franz Adam: Goethe als Operntextdichter. In: Kölnische Zeitung. Wochenausgabe Nr. 26 v. 29. Juni 1927. S. 9—10.

*John, Hans: Goethe und die Musik. Langensalza: Beyer 1928. (VII, 175 S.) 8° = Musikalisches Magazin. H. 73. 4,50.
„Die Musik war ein Gebiet, das ihm eigentlich fernlag. . . Er kann der Musik nur folgen, wenn er sich dabei etwas Bestimmtes, Gegenständliches vorstellen kann. Daher seine Vorliebe für Gesangsmusik. An der Oper ist er nicht musikalisch interessiert."

Kunze, Wilhelm: Goethe und die Zauberflöte. In: Die Drei. Jg. 6, 12, März. S. 910—913.

Pototzky, Hans: Zu Goethes 95. Todestag. In: Die Leuchte. Monatsschrift f. d. deutschsprachige Freimaurerei. Jg. 18, 5, Mai 1927. S. 49 bis 52.

---

*Voß, Georg: Erziehertum im Sinne Goethes und Fichtes. Gedanken zur Krisis der modernen Bildung. München: Beck 1927. (IX, 230 S.) 8°. 8 —.

Brückmann: Pestalozzi u. Goethe. In: Schwarzburgbote. Beil. zur Landesztg. f. Schwarzburg-Rudolstadt. 1927, Nr. 8 v. 20. 2. S. 3—4.

Hasenzahl, Friedr.: Über die Stellung Goethes zur Erziehung. In: Schulbote für Hessen. Jg. 68, 35, 27. Aug. S. 500—504.

Krietsch: Schiller und Goethe als Erzieher. In: Deutsche Handelsschulwarte. Jg. 7, 19, 14. Sept. S. 11.

Muthesius, Karl: Goethes Anschauungsbegriff und seine pädagogische Bedeutung. In: Die Erziehung. Jg. 2, 9, Juni. S. 497—516; 10/11, Juli/Aug. S. 576—594; 12, Sept. S. 660—690.

Pauls, Eilhard Erich: Goethes Führung. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 3, 4, April. S. 209—218; 9, Sept. S. 471—481; 11, Nov. S. 611—620; 12, Dez. S. 704—710.
Goethe als Jugendführer.

Schiller, J.: Goethe und das Kind. In: Der Heimgarten (München). Jg. 5, 33, 19. Aug. 1927. S. 253—254.

Dahl, Maria: Goethes mikroskopische Studien an niederen Tieren und Pflanzen im Hinblick auf seine Morphologie. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 13. 1927. S. 172—183.

*Jablonski, Walter: Vom Sinne der Goetheschen Naturforschung. Berlin: Reuß u. Pollack 1927. (63 S.) gr. 8°. 2,50.
„Diese Schrift wurde im Sommer 1925 verfaßt. Sie blieb liegen . . weil sie allzu unzeitgemäß erschien. Inzwischen haben anerkannte Meister der Hochschulen, vor allem Ärzte, aus der Not der sachlichsten Arbeit heraus den Ruf nach einer Rückkehr zur Goethischen Naturforschung erhoben. . . Nach Möglichkeit wurden Goethes eigene Worte angeführt: aus dem Gefüge der Goethischen Sätze wird der menschliche Kern, der Sinn seines Forschens am deutlichsten fühlbar."

Martell, P.: Goethe und die Chemie. In: Welt u. Wissen. Jg. 16, 32, August 1927. S. 148—150.

Meißner, Otto: Goethe als Entomologe. In: Entomolog. Zeitschrift. Jg. 41, 13, 8. Okt. S. 270—271.

VIII. Goethes Fortwirken in Leben, Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Weiß, Jos.: Goethe in der bayerischen Ständeversammlung 1842. In: Bayerische Staatsztg. 1927, 179 v. 6. Aug. S. 8; 181 v. 9. Aug. S. 6.
Nicht zum wenigsten auf Anregung König Ludwigs I. von Bayern beschloß der Deutsche Bund 1842, den Nachlaß Goethes zu erwerben, um ihn als Nationaldenkmal zu erhalten. Bayerns Landtag bewilligte als erster die auf Bayern entfallende Rate.

Bahr, Hermann: Im Zeichen Weimars. In: Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth. München 1927. S. 281—291.
„Durch sein [Goethes] böses Beispiel verführt, begann der gebildete Deutsche sich vom Glauben abzuwenden: Offenbarung schien ihm

fortan unnötig, Religion wurde Privatsache. Auch die Romantik half da nicht ab. Der allein noch das angestammte deutsche Wesen ungeschwächt, wenn auch verworren, in sich trug, der herrliche Kleist ist von allen verkannt worden." Kleist war auf dem Wege zur Klassik, „aber zu einer andern als der von Weimar, zu einer nationalen und darum auch religiösen, ja katholischen".

Barthel, Ernst: Gedankenwerke aus der Gefolgschaft Goethes. In: Der Türmer. Jg. 30, 6, März. S. 464—466.

R. Saitschick „Sprüche in Prosa" 3. Aufl.; Aug. Ludovici „Denkfibel"; Julius Raab „Wissenschaft, Philosophie u. Kultur".

Dahmen, Hans: Goethe oder Hölderlin? In: Die christliche Welt. Jg. 41, 10, 19. Mai. Sp. 472—474.

„Die Wege unserer Zeit erfordern wohl jene unbedingte Hingabe und Opferwilligkeit, die Hölderlin bezeugte, aber nach den umstürzenden und auflockernden Kräften sind nun die bauenden am Werk, für die uns Goethes Wirken ewiges Sinnbild ist."

Frels, Wilhelm: Welche Klassiker werden heute gelesen? In: Daheim. Jg. 64, 12, 17. Dez. S. 13.

„Der Vorrang Goethes und Schillers besteht [auch nach dem Kriege] noch weiter. Goethe steht wie immer an erster Stelle."

*Goethe: Antworten auf Probleme der Gegenwart. Hrsg. von Ernst Wagner. München: Müller 1928. (96 S.) kl. 8°. Pp. 1,80.

„Zu zeigen, wie Goethe, der ins Chaos schaute, sich so verwandelte, daß er mit allen Fasern seines Wesens erlebte: 'sich aufzugeben ist Genuß', daß er 'Stirb und werde' als Lebenssinn erkor, das ist durch Wahl und Aufeinanderfolge der Zitate dieses kleinen Buches mit Hingabe versucht worden."

Kippenberg, Anton: Worte, gesprochen bei der Eröffnung der Ausstellung der Sammlung Kippenberg im Leipziger Kunstverein am 25. Okt. 1925. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd. 6. 1926. S. 5—13.

Über die Stellung der deutschen Nation zu Goethe 1848 bis zur Gegenwart.

*Spranger, Eduard: Der deutsche Klassizismus und das Bildungsleben der Gegenwart. Festrede. Erfurt: Stenger 1927. (31 S.) gr. 8° = Akademie gemeinnütz. Wiss. zu Erfurt. Abt. f. Erziehungswiss. und Jugendkunde. Veröff. 3. 1,50.

„Wir werden dieses Drüberstehen für unsere Kultur nicht erreichen, wenn wir nicht bei denen bewußt in die Schule gehen, die vor uns zuletzt den Sinn dieses Drüberstehens noch gehabt haben", bei den deutschen Klassikern. „Sie hatten Bildung im vollen plastischen Sinn des Wortes." „Der Sinn der Bildung ist immer Personalität . . Diesen Sinn haben die Klassiker entdeckt." „Der große Prototyp ist wieder Goethe."

Wundt, Max: Goethes Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung. Festvortrag, geh. am 11. Juni 1927. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Bd. 13, 1927. S. 347—383.

---

*Brinkmann, Hennig: Die Idee des Lebens in der deutschen Romantik. Augsburg: Filser 1926. (87 S.) gr. 8° = Schriften zur deutschen Literatur. Bd. 1. Lw. 4 —.

Darin S. 77—86: Herder und Goethe. Goethe hat sich, mehr als Herder, ganz von der Theologie freigemacht, „beschränkt sich auf die

Natur allein . ." „Von dieser Position geht die Romantik aus, sie geht aber auch darüber hinaus; denn Goethe bleibt im Endlichen stehen und damit beim Gegensatz. Das ist dem metaphysischen Drang der Romantik unerträglich."

Fauconnet, André (Poitiers): Goethes Einfluß auf Anatole France im Lichte der Philosophie Schopenhauers. Vortrag, gehalten auf der 11. Jahresversammlung der Schopenhauer-Gesellschaft in Rudolstadt am 12. Sept. 1926. In: 14. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft für das Jahr 1927. S. 42—51.

Starker Einfluß der Goethischen „Braut von Korinth" auf „Les Noces Corinthiennes". Bei beiden ist der Kampf zwischen dem lebenbejahenden Heidentum und dem verneinenden Christentum dargestellt. Bei France lebt die Braut, um am Schluß an dem Konflikt zu sterben, einem Konflikt, der durch das ganze Schaffen von France hindurchgeht.

Franz, Erich: Goethe und Nietzsche. In: Die Hilfe. Jg. 33, 21, 1. Nov. S. 533—535.

Verwandte Gedanken beider über Übermenschentum, Beziehung zur Erde, zum Christentum, Politik, Geschichtsauffassung und Italienerlebnis.

Höfer, Gottfried: Die Gigantomachia und ihr Verfasser. In: Jahrbuch d. Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 263—278.

Die Gigantomachia ist eine Satire gegen die Klassik und Romantik. Goethe tritt als Enceladus auf und wird noch einigermaßen glimpflich behandelt. Wahrscheinlicher Verfasser Bothe, ein Altphiloloqe, der keine Beziehungen zum Geistesleben der Zeit hatte. A. W. Schlegels Urteil: „Es soll eine Teufelei sein, ist aber nicht recht eingeteufelt".

*__Hunziker__, Erwin: Carducci und Deutschland. Aarau: Sauerländer 1927. (XII, 198 S.) gr. 8° 4,80.

Darin S. 46—59 die klassische Zeit. „Goethe ist für Carducci ein Erlebnis gewesen. . . . . Hauptsächlich der Lyriker und Sprachkünstler Goethe ist es, bei dem Carducci Anregung gesucht und gefunden hat." Es werden Carduccis Beziehungen zu den einzelnen Goethischen Werken untersucht.

Koch, John: Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland. 1. 2. In: German.-roman. Monatsschrift 15, 1927. H. 1/2. S. 36—46; 3/4. S. 117—141.

Scott übersetzte in seiner Jugend den „Erlkönig", die Ballade des Rugantino aus „Claudine von Villa Bella" und den „Götz". Persönliche Beziehungen wurden erst angeknüpft 1827. Scott nannte Goethe „his old master".

Schultz, Franz: Frankfurt in der Literaturgeschichte des klassisch-romantischen Zeitalters. (Vortrag.) In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. 1927. S. 317—335.

Mit dem jungen Goethe „wurde Frankfurt eine Zeitlang so etwas wie der Vorort der Geniebewegung". „Als [Goethe] in Weimar eingekehrt war, hörte Frankfurt auf, ein Stützpunkt der jungen literarischen Bewegung zu sein." Hölderlin u. Hegel wurden durch Zufall nach Frankfurt geführt. Durch die Brentanos wird Frankfurt einbezogen in die „Rheinromantik", besser „die rheinische Restauration". „Von 'Dichtung u. Wahrheit' ausgehend, hat [dann] das, was ich das mythisch-erhabene Bild Goethes u. seiner Vaterstadt nennen möchte, sich in der gbildeten Welt verbreitet."

Weiß, Fritz: [Bespr. v.] Sommerfeld, Hebbel u. Goethe. Bonn 1923. In: Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. Jg. 48, 1/2, Jan./Febr. 1927. Sp. 19—21.

Rezensent lobt die Art der Darstellung, die Erfassung d. Hebbelschen Persönlichkeit. Einseitig scheint ihm die Darlegung der „neuen Klassik" Hebbels und schief die Gesamteinstellung zum Problem, da es zu sehr vom Klassizismus aus gesehen wird.

---

*Haecker, Valentin: Goethes morphologische Arbeiten und die neuere Forschung. Mit 28 Abb. im Text. Jena: Fischer 1927. (VI, 98 S.) gr. 8° 5 —.

Erw. Ausg. von Vorträgen auf der Hallischen Hochschulwoche 1927. „Ich möchte in der Tat glauben, daß Goethes Typen- u. Metamorphosenlehre [in Frage der Pluripotenz] manche interessante Anknüpfungspunkte bietet. Aber noch auf einem andern Gebiete scheint mir G. manche Anschauungen vorausempfunden zu haben. . . Ich meine Goethes bisher in der Regel als durchaus mystische Ideen angesehenen Gedanken über den Gegensatz der Vertikal- u. Spiraltendenz."

Selle, Friedrich: Goethe als Sinndeuter der heutigen Naturwissenschaft. In: Zeitwende. Jg. 3, 3, März. S. 282—283.

Bergmann, Alfred: Kleinere Mitteilungen. In: Jahrbuch d. Sammlung Kippenberg. Bd. 6. S. 295—317.

2 (S. 299—306): Haydns 42 Canons. Darin ursprünglich kein Text von Goethe. „Nach wie vor sind also zwei kleine Lieder aus dem Götz das einzige, was Haydn von Goethe komponiert hat."

*Pannwitz, Rudolf: Tonwerk 1. Goethe-Gesänge. München-Feldafing: H. Karl 1927. (4 Bl., 36 S. in Lith.) 4°. 5 —.

„Diese Gesänge [Vertonung von 33 Goethischen Gedichten] sind reine Vokalmusik und wollen nur gesungen sein."

*Reininghaus, Paul: Prometheus. Ein Vorspiel u. 4 Akte. Nach dem Roman „Der Scharfrichter" von Adolf Vögtlin. Wien: Amalthea-Verlag (1927). (78 S., 1 Bl.) 8°. Pp. 3—.

Die Nichte des edlen Scharfrichters versucht ihn durch Ermordung seiner Frau zu gewinnen. Huß, der Scharfrichter, soll sie nunmehr selbst vom Leben zum Tode befördern. Goethe, der in Karlsbad weilt (in der Nähe dieses Ortes spielt das Stück), führt alles zum guten Ende, erweist sich als der „Lichtbringer".

*Stenglin, Felix Freih. v.: Weimar. E. deutsches Schauspiel. Berlin: Pyramiden-Verlag (1927). (95 S.) gr. 8°. Lw. 3.—.

Handelnde Personen: Die Herzogin Anna Amalia, Karl August, Minister von Fritsch, Goethe, Frau von Stein Zeit 1776. Konflikt zwischen Fritsch, der gegen die Aufnahme Goethes in den Geheimen Rat ist, und Karl August.

Goethe und das romanische Formgefühl

Festvortrag, gehalten am 2. Juni 1928

Von Karl Voßler (München)



Seit das Mittelalter sich aufgelöst hat und die europäischen Völker ihre nationalen Eigenstile entfalten, kennen wir Deutschen keinen Meister, der so unformalistisch arbeitet und doch so sichere neue Formen hervorbringt wie Goethe, keinen, der den überkommenen und vorgezeichneten Formen gegenüber solche Freiheit und in der eigenen Form so strenge Treue übt. In allem, was er beginnt und läßt, behauptet er seine besondere Art. Nicht einmal in den Naturwissenschaften noch in den Geschäften der Verwaltung geht er derart auf, daß nicht auch dort noch das Geheimnis seiner Form gewahrt und sein Stil erkennbar bliebe.

Andere Geister, die Mehrzahl der Berühmten, bedürfen gewaltsamer Anstrengungen, um sich hervorzutun, um nicht angeglichen zu werden. Gewaltsam zertrümmern sie daher heimische Schranken und fremde Gebilde, gewaltsam lieben, erobern, schlingen sie das Verwandte in sich hinein und greifen nach dem Fernsten mit Ungestüm. Die Romantiker z. B. waren von dieser wilden Geistigkeit, während Goethe viel zu mächtig ist, um Gewalt zu brauchen.

Die Macht und Beweglichkeit seines liebenden Geistes und die natürlichen Kräfte seines Formensinnes bekunden sich, wie mir scheint, besonders rein in ihrer Auseinandersetzung mit denjenigen Lebens- und Kunstformen, die in dem damaligen Europa als die durchgebildetsten mit gutem Rechte galten. Italienischer und französischer Stil, Renaissance und Klassik des 16., 17. und 18. Jahrhunderts — wogegen das spanische Wesen als etwas Dunkles und Heftiges einigermaßen zurücktrat — waren vorbildlich in Goethes langer Lebenszeit. Und daß dies alles ihm in der Kindheit schon nicht feindlich und fremd, sondern harmlos, bunt und lockend nahetrat, war ein grundlegendes Glück seiner Erziehung. Täglich sah er in einem Vorsaale des Elternhauses römische Baudenkmäler, Ansichten der Piazza del Popolo, des Coliseo, des Peter-Platzes, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und anderes; „ein alter

heiterer italienischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt," kam ins Haus und schrieb und sprach mit dem Vater italienisch und sang Arien von Metastasio:

Solitario, o bosco ombroso,
A te vien l'afflitto cor — —

und über das lateinische Regelbuch hinweg faßte der Knabe das Italienische, das ihm „als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende".[1]) Abenteuerlich, militärisch und theatralisch aufgeputzt, als eine willkommene und aufregende Unterbrechung des Alltags, quartierte sich das Französische in seinem Kindergemüte ein, im Gefolge jenes Königsleutnants, des südfranzösischen Herrn v. Thoranc[2]), dessen Wesen und Betragen ihm, wie er fand, eher „einen Spanier als einen Franzosen ankündigte". „Es dauerte nicht lange," erzählt er, „so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamierte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohrs und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen können."[3]) Die Grammatik übersprang er beim Erlernen von Fremdsprachen, so gut es ging. Um dem lästigen Formalismus der Regeln und Beispiele zu entgehen, ersann er zu ergötzlicher Übung einen fünfsprachigen Roman in Briefen: Deutsch, Lateinisch, Englisch, Französisch, Italienisch, wozu noch Judendeutsch, griechische Anhängsel und ein frauenzimmerliches Modedeutsch kamen.[4]) Man sieht, wie die stilistische Seite der Sprachen, ihr künstlerisches und buntes Aussehen, ihr Klang und Gang, die schmückenden Vermummungen und Schaustellungen des individuellen Denkens und Fühlens ihn anziehen, während der grammatische Bau ihn langweilt. Als Liebhaber und Dilettant

---

[1]) 'Dichtung und Wahrheit' 1, 1 (Werke 26, 46 f.).

[2]) Ebenda 1, 3 (Werke 26, 131 ff.).

[3]) Ebenda 1, 3 (Werke 26, 142). „So hatte ich denn das Lateinische gelernt wie das Deutsche, das Französische, das Englische, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff", bekennt Goethe in 'Dichtung und Wahrheit' 2, 6 (Werke 27, 40).

[4]) Ebenda 1, 4 (Werke 26, 195 f.).

steht er zu den Sprachen, „ohne Regel und Begriff". Zur Meisterschaft hat er es denn auch in keiner Fremdsprache gebracht. Das Französische beherrschte er am besten, und als Leipziger Student verfaßte er französische Brieflein und Gedichte mit beträchtlicher Leichtigkeit, doch hat er auch hier nicht vermocht, sich gegen Mißverständnisse und starke Fehler zu sichern.[1]) Die ärgerliche Erfahrung, die er im Umgang mit Franzosen in Straßburg machte, nämlich daß er dort „auf fremdem Grund und Boden" sich den einmal hergebrachten Formgesetzen fügen sollte, stieß ihn ab. Das buntscheckige Französisch, das er in phantastischer Offenheit allmählich angenommen hatte von „Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden", von den Predigten der französischen reformierten Geistlichen in Bockenheim und von den großen Denkern und Dichtern der Renaissance — „Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde"[2]) — dieses français gaulois konnten ihm die gebildeten Franzosen des 18. Jahrhunderts freilich nicht hingehen lassen. Als er gar anläßlich des Empfanges der Königin Marie Antoinette in Straßburg ein französisches Gedicht machte, worin er „die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien", in Vergleichung brachte mit dem Einzug der Königin, deren Erscheinen diese unglücklichen Mißgestalten verscheuchte, da kritisierte ihm ein Franzose diesen Scherz so unbarmherzig auf Sprache und Versmaß hin, daß er nie wieder französische Verse schrieb.[3])

Bei seinem unbedenklichen Lustwandeln über fremde Gelände hin konnte Goethe wohl nie zu der Erkenntnis vordringen, daß das Französische mit dem Provenzalischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen eine geschlossene romanische Einheit neben den germanischen und slavischen Sprachen dar-

[1]) Im 28. Bande der Ausgabe von Goethes Werken des Bibliographischen Instituts 1900, S. 365 ff. und 399 ff., habe ich Ungenauigkeiten und Mißverständnisse in Goethes Cellini- und Diderot-Übersetzungen angemerkt.

[2]) 'Dichtung und Wahrheit' 3, 11 (Werke 28, 52).

[3]) Ebenda 2, 9 (Werke 27, 242).

stellt. Der sprachgeschichtliche Begriff der Romania dämmerte nur erst zu Goethes Lebzeiten. Die wissenschaftliche Erhellung dieser Zusammenhänge erfolgte erst vier Jahre nach Goethes Tod durch die 'Grammatik der romanischen Sprachen' jenes Friedrich Diez, den er, Goethe, im Frühjahr 1818 in Jena zum Studium des Altprovenzalischen persönlich ermuntert hatte.

Wie können wir nur, nachdem es eine Romania für Goethe und seine Zeit im tatsächlichen Sinne gar nicht gab, über die Stellung Goethes zu der Formenwelt dieser Romania uns Gedanken, ja sogar festtägliche Betrachtungen erlauben?

Wir können und dürfen es, weil hinter den sprachlichen Formen eine gewisse Glaubensform waltet und weil nach unserer festen Überzeugung für alles echte Können, sei es Kunst des Dichters, Malers und Baumeisters oder des Staatsmannes und Weltbürgers, der Glaube den Nährboden gibt.

Da die romanischen Völker mit verschwindenden Ausnahmen ununterbrochen zum lateinisch-katholischen Glauben halten, so sieht Goethe, der geborene Protestant, sich einer bekenntnismäßig einheitlichen Romania gegenüber. In der Tat ist das, was wir als Stil oder Formgefühl der romanischen Völker bezeichnen dürfen, so weit es für Goethe in Betracht kommt, wesentlich durch diese zwei großen erzieherischen Kräfte herangebildet worden: durch die lateinische Sprache, die volksmäßige des Umgangs sowohl wie das kunstmäßige Schrift- und Schullatein, und durch den römisch-christlichen Glauben mit seiner katholischen Kirche. Diese letztere Seite des romanischen Wesens wurde unserem Dichter durch deutsche Katholiken schon in seiner Geburtsstadt und später immer wieder aus nächster Nachbarschaft entgegengebracht, und die also vertraute Nähe war ihm, was man immer sagen mag, willkommen und förderlich. Was er der lateinisch-katholischen Welt an Vorstellungen, Anschauungen, Gefühlen, seelischen Erhebungen und Beruhigungen, an festlichen Belustigungen und künstlerischen Antrieben und Vorbildern verdankt, ist unschätzbar. Dazu kommt, daß beinahe die ganze griechische Antike auch an ihn nicht anders als auf dem römischen, lateinischen und romanischen Wege vermittelt wurde. Dies alles ist aus keinem seiner Werke hinwegzudenken.

Nehmen wir sein größtes, den 'Faust', und betrachten, wie bei jeder inneren Erquickung und seelischen Erneuerung des Helden sich unabweislich die katholischen Motive und lateinischen und romanischen Formen einstellen. Da ist die Wette im Himmel, die uns an geistliche Spiele des Mittelalters erinnert, der Ostersonntagschor mit seinen mittellateinischen hymnischen Rhythmen:

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Und Gretchens Gebet, an die Form der Sequenzen sich lehnend:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Not.

Sodann die 'Purgatorio'-artige Morgenstimmung, mit ihren Dantesken Terzinen am Anfang des Zweiten Teils:

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Ätherische Dämmerung milde zu begrüßen;
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig

Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,

Zum höchsten Dasein immerfort zu streben. —
— — —
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Und schließlich der marianische mystische Ausklang:

Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!
— — —
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Jedesmal öffnen diese lateinisch-romanischen Formen ein schönes Fenster, hinaus und empor aus Faustischer Unrast zu einem erhabenen und beharrenden Ziel, nach einem ewigen Hintergrunde, der auch dann, wenn er sich fürchterlich darstellt, wie mit dem „Dies irae, dies illa“ in Gretchens geängstetem Gemüt, ein Maß setzt, eine Norm, ein Gesetz. Nil inultum remanebit.[1]) Oder es werden opernartige Aufzüge und Chöre, Trionfi, Canti carnascialeschi, kurz renaissancemäßig-italienische Mummereien und Gesänge als ein heiteres Intermezzo eingelegt, wie jene Fastnacht in der Kaiserpfalz, so daß wenigstens der Schein einer Erlösung, eine Atempause, ein kurzes Vergessen am Rande des drängenden Lebens dem Faustischen Menschen gegönnt wird.

So stehen, der Gesinnung und dem Glauben nach, in Fausts Entwicklung und einigermaßen wohl auch in Goethes Schaffen die romanischen Formen etwa ähnlich wie die Säulen des Herkules für den Schiffahrer oder wie ein festes Metrum gegen anstürmende Rhythmen. Nur hüte man sich, daß man nicht voreilig und grob die Gesinnung gleichsetze mit der Form, als müßte gleich alles Katholisch-Romanische gerundet und abgeschlossen sein, als gäbe es nicht auch eine protestantische Klassik und nordische Harmonien, als sei in Deutschland keine Selbstbegrenzung, kein Ebenmaß, kein Idyll, keine Biedermeierei und kein Zopf zu finden! Insbesondere bei Goethe verlaufen die Wechselwirkungen zwischen Glaube, Gesinnung und Form so behende, daß kaum eine fremde Form von ihm erfaßt wird, und wäre sie noch so starr, die er nicht nach seiner Gesinnung schmeidigte, und daß die gewaltigsten Äußerungen seines Glaubens ihr Maß und Ziel in sich selbst finden und aus sich selbst heraus die Form auch dort gewinnen, wo sie, wie in den obigen Beispielen, das Schema von außen zu empfangen scheinen. Oft ist ja gerade das,

[1]) Ich erinnere besonders an Goethes Äußerung zu Eckermann vom 6. Juni 1831: „Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.“

was der Gelehrte als Anleihe bucht, des Dichters eigenstes Bedürfnis und daher seine eigenartige Schöpfung. Es waren denn auch den übertragbaren und festen Kunstformen gegenüber die Meinungen der Kritiker von jeher geteilt.

Immer gab es und gibt es Nominalisten, denen Begriffe wie Hymnus, Sequenz, Terzine, Sonett als bloße Namen oder Aufschriften, nicht als dichterische Wirklichkeit gelten. Daher leugnen sie, daß das Sonett eine Entwicklung oder eigene Geschichte haben könne. Für wirklich halten die Nominalisten nur das dichterische Werk, nicht die Etikette, die man ihm anhängt: eine kluge Ansicht, die aber denjenigen Fällen nicht gerecht wird, in denen die Aufschrift stimmt und der Titel den geistigen Gehalt beim Namen nennt. Wie, wenn der Hymnus aus hymnischer Gesinnung und die Terzinen aus dreieinigem Glauben hervorgehen? Hier muß eine andere Ansicht, ein realistischer Standpunkt in Kraft treten, wonach den festen Formen etwas Treibendes, Verpflichtendes und Belastendes innewohnt. Mögen noch so viele gesinnungsschwache und leere Hymnen und Terzinen durch die Literaturen wimmeln, das Verpflichtende dieser Formen, ihr kategorisches Ethos besteht trotzdem. Wer zu der Terzine greift, der muß oder soll sich klar sein, was er damit auf sich nimmt, wie Goethe sich klar war, als er mit bewußter Rückbeziehung auf die 'Göttliche Komödie', auf Dantes Geistesschau und Läuterung, jene Terzinen am Eingang zum zweiten 'Faust' ertönen ließ oder als er in der Zueignung des ersten 'Faust' die Ottava rima anschlug, das hallende Reimgewölbe südlicher Märchen- und Sagenfreunde, der Bojardo, Ariost und Tasso, wobei

> Gleich einer alten, halb verklungnen Sage
> Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.

Dann aber, andere Male, versagt auch dieser Standpunkt: so, wenn der junge Goethe den französischen Alexandriner zuerst mit einfühlendem Eifer nachbildet, übersetzend etwa nach Corneilles 'Menteur' oder freier in seinen 'Mitschuldigen' nach Molière und noch freier in der 'Laune des Verliebten', und wenn er wenige Jahre danach dieses selbe Schema im 'Jahrmarktsfest zu Plundersweilern' verlacht. Gerade die einfühlende Nach-

bildung des tragischen Alexandriners der Franzosen wird durch jenes parodierte Estherspiel für den deutschen Sinn unmöglich:

Mardochai: Erhalt' mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!
Esther: Von Herzen gern, wenn's nur nicht so gefährlich wäre.
Mardochai: Ich seh', dein hartes Herz ruf' ich vergebens an.
Gedenk', Undankbaré, was ich für dich getan!

Möchte man angesichts solcher Verse, die das ganze Ethos und Pathos des Alexandriners umkehren wie eine leere Tasche, möchte man nicht stracks wieder Nominalist werden? Besser nicht; denn zwischen dem entleerten und dem erfüllten Zustand der überkommenen Kunstformen vermittelt eine dritte, beweglichere Betrachtungsweise, die geschichtliche, für deren Gültigkeit uns Goethe die lebendigsten und anmutigsten Beispiele bietet.

Daß z. B. an einen Dichter die Forderung ergeht, ein oder mehrere Sonette zu fertigen, wie die schöne Violante von ihrem Lope de Vega verlangte[1]) oder wie die Gebrüder Schlegel von Goethe wollten, dies ist eher ein geselliges Ansinnen an den Geist als ein poetisches Motiv, ein dichterisches Muß. Goethe antwortet mit einem Sonett, das also schließt:

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Aus ganzem Holze schneiden, keine gegebene, keine aufgegebene Form sich gefallen lassen, sondern aus freier Eingebung die eigene erzeugen, das ist oder müßte, so scheint es, die ursprüngliche Sache der echten Dichter sein. Aber kaum steht eine solche Urform da, kaum klingt von ihr die erste Strophe, der erste Vers oder auch nur das erste Raunen vor des Dichters innerem Ohre auf, so verpflichtet und bindet sie schon ihren eigenen Schöpfer und tritt ihm, veräußert, als fremde Forderung ihrerseits ent-

[1]) Vgl. das berühmte Sonett:

Un soneto me manda hacer Violante.
En mi vida me he visto en tal aprieto —

gegen, als ein Ansatz, der weitergeführt, ein Schema, das vollendet werden will. Im Kleinen wie Großen kann dichterisches Schaffen immer nur so gedeihen, daß die Formen aus dem Gemüte nicht einfach entlassen, sondern aus ihrer Veräußerung und Erstarrung zurückgeholt und geschweißt werden. In solchem Hin und Her von Ausdruck und Rückblick erfolgt die poetische Gestaltung, ähnlich etwa wie Goethe in seinem Lauchstädter Festspiel mit dem Hasch Hasch zwischen Nymphe und Knabe, zwischen „Natur" und „Kunst" es meint:

> Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
> Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
> Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist es Goethen mit den Sonetten gegangen: das zugemutete Schema, das er erst ablehnte und bespöttelte, dann ein wenig versuchte und übte, bis er es besaß, es ihm vertraut und innerlich wurde, schließlich besaß es ihn, und die poetische Nemesis der fremden Form unterjochte und segnete ihn:

> Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
> Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
> Von Berg zu Tal, von Land zu Meer ihn triebe.
>
> Ich höre wohl der Genien Gelächter;
> Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
> Sonettenwut und Raserei der Liebe.

Es ist die scherzhafte Übertreibung eines schlichten Tatbestandes, der freilich auch seine kaum zu ergründenden Tiefen hat.

Formale Besessenheiten, wie Sonettenwut oder Distichensucht, ereignen sich an der Oberfläche des künstlerischen Geistes und befallen vorübergehend wohl auch einen Goethe. Wenn jedoch immer nur solche Formgesinnungen und keine tiefere Ergriffenheit ihn bewegt hätten, so wäre er über ein nachbildendes, einfühlendes, mitempfindendes und übersetzendes Künstlertum nicht wohl hinausgekommen. Operntexte und Singspiele von jener tändelnden Anmut, wie wir sie in 'Erwin und Elmire' gestern abend bewunderten, hätten ihn ganz erfüllt und befriedigt, und er hätte, wie er am 8. November 1790 dem Komponisten Reichardt schreibt (Briefe 18,41), „nach dem edlen Beispiel der Italiener" am Ende „alles poetische Gewissen, alle poetische

Scham" der Sing-Sangwirkung zuliebe abgelegt. Er wäre im Dilettantismus oder auch Virtuosismus des Stiles, ja mehrerer Stile befangen geblieben. Und in einer Hinsicht hat er sich tatsächlich mit dieser oberflächenmäßigen Kunstpflege bescheiden müssen: in den darstellenden Künsten. Hier, wo er selbst nicht schöpferisch ist, an den Werken der Maler, Bildhauer und Baumeister, erfaßt er, zwar nicht ausschließlich, doch vorzugsweise, das Dekorative, das Stilistische und Gattungsmäßige, das Technische, das sich lernen, nachahmen, weiterbilden, verpflanzen und ableiten läßt, kurz das Uneigentliche. Er täuschte sich darüber keineswegs. „Je weniger also mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, desto mehr sah ich mich nach Gesetzen und Regeln um, ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei als auf das Technische der Dichtkunst: wie man denn durch Verstand und Einsicht dasjenige auszufüllen sucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelassen hat", sagt er in seiner 'Geschichte der Farbenlehre' (Naturwissensch. Schriften 4, 286).

Es kam jedoch eine Zeit, da diese äußeren Formdinge für seine geistige Entwicklung entscheidend wurden: damals als es ihn nach Italien trieb, um durch Anschauen von Bild- und Bauwerken, von landschaftlichen und menschlichen Naturerscheinungen unter südlichem Lichte, nicht etwa nur seinen Formensinn zu erziehen und zu bereichern, sondern nichts Geringeres zu finden als den seelischen Frieden. Und in der Tat, er fand ihn. „In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden." Rom ist der Ort, wo die romanische Formenwelt ihren tiefsten Zauber auf ihn ausübt, und dieser Zauber ist, der Wirkung nach, eine Ernüchterung zur Klarheit und Sachlichkeit, zur Vertrautheit mit der Welt und ihrer Gestaltung durch Natur und Kunst. In Rom und Italien hat er seinen dichterischen Überschwang gebändigt, seine seelische und geistige Unruhe gestillt, seine überreizten Sinne gesättigt, seine Beklemmung gelöst, seinen Gesichtskreis erweitert, seinen Lebensstil mit dem Behagen der Beschaulichkeit umgeben und hat gelernt, gegen Zumutungen, Überraschungen und Gewalt, die von außen seinen Bildungs-

gang bedrohten, vorsichtig zu werden, und hat sich von innen dagegen gewappnet.

Wer weiß, wie viele Kinder des Nordens schon von dem römisch-italienischen, modern antiken, heidnisch christlichen Lebensstil verführt wurden! Wie viele in schülerhafter Selbstaufgabe sich vor dem Formgefühl des alten Kulturvolkes ihrer seelischen Jugend, Reinheit und Ungeschicklichkeit schämten und wie viele sich hinreißen ließen, aus Angelegenheiten der Verantwortung, des Gewissens und der Wahrhaftigkeit ästhetische und technische Formfragen zu machen und ihr Schaffen und Leben durch ein angelerntes künstlerisches oder diplomatisches Formkönnen zu entwürdigen! Ganz zu schweigen von den anderen, die an den veredelten Sinnengenüssen des Südens auch fleischlich zugrunde gingen.

Keine dieser Gefahren brauchte Goethe zu fürchten. Was er zu suchen und zu lernen nach Italien fuhr, waren ja nicht die Formen der anderen, war kein fremdes, den Italienern, Römern und Griechen alleinig eigenes Formgefühl, es war die Form, seine Form, die kunstgerechte Vollendung seiner und unser aller Natur.

Der Begriff der Natur, so wie ihn Goethe in Italien und seit Italien anwendet, ist nicht etwa nur ein Werkzeug der Erkenntnis, sondern für ihn noch besonders eine seelische Hilfe und Erbauung, ein frommer Schutz seiner Eigenart. Immer, wo ein hohes Kunstwerk, eine griechische Statue, ein Gemälde Raffaels, ein italienischer Renaissancebau ihn ergreifen, sucht er ihre Form sich einzuprägen, versenkt sich in sie, schwelgt in ihr — überwindet aber doch die Andacht, in der er sich wonnevoll verlieren könnte, durch ein höchst eigenartiges Studium. Ohne sich um die Person des Künstlers, die näheren Gelegenheiten, Kräfte, geschichtlichen Umstände und Ereignisse, die das Werk hervorgetrieben haben, sonderlich zu kümmern, sucht er das formale Werden desselben, seine eigenste, innere Geschichte als ein natürliches und ungetrübtes Wachstum zu begreifen, als „Naturwerke, von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht“, als „sichtbaren Gedanken der Schöpfung“, als „Notwendigkeit“, als Gott, Natur und Kunst in Einem. Wie

er als Knabe beim Studium der Sprachen die Allgemeinheiten der Grammatik übersprang, so nun als Mann beim Studium der Kunst die Einzelheiten der Geschichte. Ein genialer Dilettantismus, den aber keine Scheu vor Arbeit, sondern Ungeduld und Drang nach dem Kern der Dinge beflügeln, so daß er die leidigen, doch so nötigen Umwege verschmäht und durch Inbrunst seines Schauens ersetzt, was er an methodischem Begreifen schuldig bleibt!

Ein entsprechendes Verhalten zeigt sich in Goethes naturwissenschaftlichen, man würde besser sagen: naturbetrachtenden Forschungen.

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis!

Man wird nicht behaupten wollen, diese Betrachtungsweise, dieses schauende Erfühlen von Urphänomenen, von wesentlichen, wirksamen, zeugenden Formen des natürlichen Werdens und künstlerischen Schaffens sei von Goethe erst in Italien erfunden oder gelernt und entlehnt worden. Wohl aber hat er dort es ausgebildet und planvoll gefestigt. Auch muß man zugeben, daß eine Stadt wie Rom, eine Landschaft wie die Campagna romana, Licht und Himmel und klare, unbewachsene Gebirgsformen und ausgehöhlte Flußbetten wie die italienischen, und antike und renaissancemäßige Bauwerke und Raffaelische Bildkompositionen und architektonische Strophen wie Sonett und Ottava rima, kurz daß dies alles für die Goethische Betrachtungsweise besonders zugänglich, einladend, entgegenkommend, ja herausfordernd sich erweist. Jede dieser Erscheinungen trägt ihre Struktur und damit das Geheimnis ihres Werdens und ihren Mythos an der Oberfläche wie ein nackter magerer Mensch. Hier braucht nicht seziert und nicht nachgegraben zu werden wie im Norden, wo Wälder das Land und schwere Kleider oder Fett den Menschen verhüllen und das Werden in den Tiefen erfolgt und die heiligen Geheimnisse der Kunst und der Natur nicht öffentlich, nicht ohne Säumnis greifbar, sondern verborgen, ver-

jährt, versunken liegen und langsam erahnt und mühsam erdient werden.

Schließlich ist nicht zu verkennen, daß Goethes Natur- und Kunstbetrachtung dem anbetenden Verhalten der antiken Völker des Südens merkwürdig ähnelt. Die griechisch-römische Naturreligion ließ ihre Gläubigen im Anschauen des Götterbildes und in einem betrachtenden Sinnen und Erinnern an den Mythos des gegenwärtigen Gottes, an sein Geschehen und Wirken gerne verweilen. Und als vertraute Gewohnheit, als ererbtes Formgefühl lebt diese sinnenhaft-beschauliche Andacht in der römisch-katholischen Frömmigkeit fort. Gelegentlich, wenn Zeit und Ort dazu einluden, wie auf dem Monte Pellegrino vor dem vergitterten Bilde der heiligen Rosalie, glitt Goethe selbst nicht ungern in die „reizende Illusion" des uralten Glaubens zurück.[1]) „Ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte," sagte er, als man ihn auf seine sinnvolle Schilderung eines römischen Fronleichnamsfestes hin nach seinem Glauben frug. „Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider."[2]) So darf man wohl Goethes hinnehmende und verehrende Versenkung in die Welt der Erscheinungen als eine freie, undogmatische, weltfrohe, uralte Art oder Vorform von römischem Katholizismus bezeichnen.

Daß es ihn so mächtig und nachhaltig zur Betätigung dieses Formgefühles und zur Pilgerfahrt nach dessen klassischen Stätten drängte, ist gewiß ein Zeichen, daß das ausschließliche Germanentum des Nordens und der sittliche Glaube Luthers und Kants mit seiner gestaltflüchtigen Reinheit und keuschen Innerlichkeit ihn ganz zu erfüllen nicht vermocht haben. Auch konnte das bloße Denken und Dichten einem so vielseitigen Geist nicht genügen. Der Prometheische, immer nur sich selbst durchglühende Lyrismus wurde ihm einförmig. Bevor aber ein so gründlicher und wahrhaftiger Mensch seiner Sehnsucht nach dem Süden nachgeben konnte, mußte der protestantische Geist ihm

---

[1]) 'Italienische Reise', Palermo, 6. April 1787 (Werke 31, 104).

[2]) 'Kampagne in Frankreich', Münster, Nov. 1792 (Werke 33, 242).

bis zur Neige seine köstlichen und herben Gnadengeschenke alle gereicht haben und sein tägliches Schwarzbrot dazu. Wie sehr mußte sich der junge Goethe im Übersinnlichen, Gespenstigen, Werther- und Faustischen entfesselt und verstiegen haben, bis das Heimweh nach Rom und Hellas ihn überwand! Und wie fest mußte er doch in der Gesinnung seiner Heimat wurzeln, um so viel fremde Schönheit und sinnliches Künstlertum in sich aufzunehmen und zu ertragen!

Seine Lebensführung lehrt es, und die Werke bezeugen es, daß das, was wir das romanische Formgefühl nennen, zwar nicht der ersten Seite seines Wesens entspricht, wohl aber der anderen, aus der ersten unmittelbar entspringenden. Der „sturmatmende" Dichter und der sinnenfrohe Künstler verhalten sich in Goethe wie das innere Gesicht zum Auge; man könnte auch sagen: wie die Stimme zum Gehör, oder, in Goethes Ausdrucksweise: wie die Natur des Dichters zu seiner Kunst, scherzhaft: wie das Schneiden aus ganzem Holze zum Leimen, oder auch: wie die Barbarei zur Kultur. Dabei meinen wir keineswegs, daß er das eine seiner deutschen Abkunft und das andere einem etwaigen romanischen Einschlag zu danken habe. Wir lassen uns auf diese ungenauen und zweifelhaften Fragen der Rasse und Abstammung nicht ein und ziehen es vor, mit „Germanisch" und „Romanisch" zwei bestimmte Richtungen in der europäischen Geistesgeschichte zu bezeichnen. Doch möchten wir auch diese nicht im Raume als Himmelsrichtungen, etwa als Nord und Süd festlegen. Für Goethe jedenfalls verschieben sie sich, nachdem die süd-nördliche Ansicht erschöpft ist, mehr und mehr in eine west-östliche. Die Materialisierung, Lokalisierung und naturalistische Versteifung der Begriffe „Germanisch" und „Romanisch" hat viel Mißverständnis und Unfug gestiftet. Sogar Goethe, der doch beide Geistesarten in sich trug, hat sich zuweilen verführen lassen, der einen einen dauernden und sozusagen greifbaren, beinahe physischen Vorrang gegen die andere zuzutrauen, nämlich der zweiten, der romanischen. Er liebte es, das Südliche und Klassische als das Gesunde gegenüber gewissen Gefahren seines eigenen Wesens oder gegenüber romantischen und gotischen Verzerrungen in seiner Umgebung zu empfehlen

und das Heidnische, Griechische, Römische, Romanische gegen die nordische Nüchternheit der protestantischen Welt zu loben. Freilich trieb er solche Einseitigkeiten nur solange, wie sie seiner Entwicklung nötig und bekömmlich waren. Im 'Divan' z. B. setzt er seine geliebten Griechen und damit zugleich das ganze romanische Formgefühl wieder zurück gegen jene erste Innerlichkeit, die nunmehr aus einer nordischen eine östliche für ihn geworden ist:

Mag der Grieche seinen Ton
Zu Gestalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken;

Aber uns ist wonnereich,
In den Euphrat greifen
Und im flüss'gen Element
Hin und wider schweifen.

Auf die Dauer konnte und wollte Goethe in keiner dieser Richtungen sich festlegen und so wenig auf ein deutsches wie auf ein romanisches oder sonstwie ausschließliches Formgefühl schwören. Wußte er doch, daß das eine kaum ohne das andere besteht. „Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüt", heißt es in seiner Einleitung in die 'Propyläen'. Das Starre, Dogmatische, Vorgefaßte, Willkürliche und Unvermittelte stößt ihn immer ab, sogar wenn er es bei den Größten der Romania, bei Dante oder Calderon, bei Voltaire, Hugo oder Balzac zu sehen glaubt. Wenn er in seinem geselligen Lied 'Generalbeichte' eine Ballata Lorenzos des Prächtigen[1]) bearbeitet, so erhebt er dessen zweideutige Witzelei in die reinere Luft einer weltmännischen Heiterkeit; wenn er die Autobiographie des Florentiner Goldschmieds Benvenuto Cellini in sein Deutsch überträgt, so mildert, schmeidigt und adelt er beinahe auf jeder Seite den Ausdruck jener schroffen, zornmütigen Subjektivität des Südländers, der sich immer in Einzelheiten verrennt und an Kleinigkeiten stößt.[2]) Die Bearbeitungen des

[1]) Daß die Vorlage zu Goethes 'Generalbeichte' die Ballata Lorenzos: „Donne e fanciulle, io mi fo coscienzia" ist, habe ich in 'Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte', 1. Band, Berlin 1901, nachgewiesen.

[2]) Vgl. meine Einleitung zu Goethes 'Cellini' in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts.

'Rameau' und des 'Versuches über die Malerei' von Diderot führen eine ähnliche, halb unbewußte, halb bewußte Umwandlung des französischen Textes durch. Die Plötzlichkeit und Hast, die ungestüme Rhetorik Diderots, seine blendenden Antithesen und Paradoxen, seinen Aufklärungseifer und seine Sophistereien, dies alles sieht, versteht und durchschaut Goethe; aber es sich zu eigen machen und wiedergeben kann und mag er nicht. Mit sachter, unmerklich zwingender Hand erfaßt er den unruhigen Gallier beim Arm und läßt ihn den bedächtigen, anmutigen elastischen Schritt dahinwandeln, den doch nur er gewöhnt ist. Nimmt man gar die Art, wie er den 'Mahomet' und den 'Tancred' des Voltaire behandelt hat, unter die Lupe, so befestigt sich einem mehr und mehr die Einsicht, daß hier einmal ein geborener Deutscher gegen echtbürtige Romanen die Sache eines im höheren Verstande romanischen Formgefühles vertritt und durchsetzt.

Wie sollten gebildete Romanen, sobald ihnen Goethes Art bekannt wurde, nicht ihrerseits sich zu ihm hingezogen fühlen! Seit dem Welterfolge seines 'Werther' in den Tagen Napoleons, Foscolos und der Frau v. Staël bis heute hat Goethe ein ununterbrochenes, wachsendes Verständnis bei Franzosen, Italienern und Spaniern gefunden. In den Jahren des Weltkriegs schrieb einer der stärksten romanischen Denker sein Goethebuch: Benedetto Croce, und in der Vorrede bekennt er, daß aus Goethes Werken ihm eine Linderung und Klärung gekommen sei, wie er sie in ähnlichem Maße von keinem anderen Dichter sich versprechen durfte.[1])

Wenn schon vereinzelte Härten und Schroffheiten bei Italienern, Franzosen und Spaniern das Formgefühl Goethes beleidigten, wie unerträglich mußte ihm erst bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen die schaugetragene Zerrissenheit und die vorsätzlich knorrige Deutschtümelei erscheinen! Wer darf ihm verargen, daß das Mißtrauen gegen gotische Spielereien und

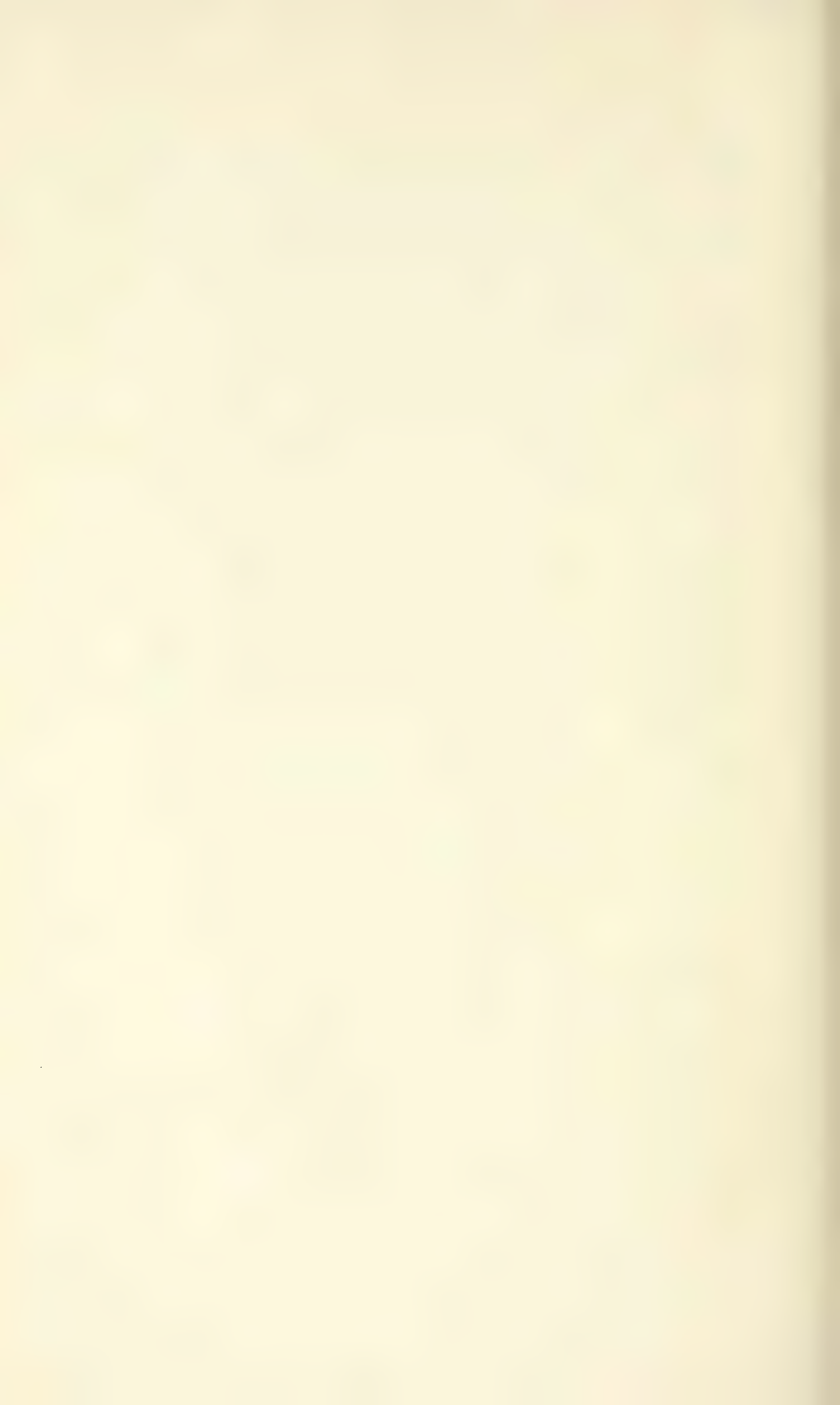
---

[1]) „Rileggendo dunque, in tristi giorni della guerra mondiale, le opere del Goethe, ne trassi lenimento e rasserenamento, quale forse da nessun altro poeta avrei potuto in pari misura. Torino, aprile 1918. B. C.“

Zumutungen ihn manchmal in die Akademismen der Romanen trieb! Ist doch nichts so unleidlich wie ein zum Programm erhobener Sturm und Drang, eine durch Pose und Mode vorgegaukelte Ursprünglichkeit, ein veranstalteter Titanismus!

Goethe hat diese teutonischen Gefahren und Fehlformen unseres Geistes besonders gefürchtet. Hervortreten aus eigensüchtigem Fürsichsein, tätig werden, sich mitteilen, vermitteln an andere für anderes, so dachte er sich den Weg, auf dem eine geistige Eigenart, sei es eines Einzelnen, sei es eines Volkes, für die menschliche Bildung bedeutend wird. Als die großen Vermittler galten ihm die großen Schöpfer, wie er selbst einer war. Das Schicksal hatte ihn auf die Grenzen gestellt: zwischen deutschen Norden und Süden, zwischen lutherische und katholische Weltanschauung, zwischen germanischen und romanischen Formensinn. Und unstillbar lebte und schuf in ihm der Drang in das Andere, Benachbarte hinüber. Nichts war ihm fremd. Nach jeder Ferne, am stärksten wohl nach Italien, zog ihn ein Heimweh, als blühte ihm dort ein altes oder künftiges Vaterland. Das schönste Geschöpf dieser Sehnsucht heißt Mignon. In Mignons Suchen und Ahnen, aus ihrem: „So laßt mich scheinen, bis ich werde", spricht Goethes tieferes Heimweh nach Vollendung und Einklang aller irdischen Form im Reich des Geistes:

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.



43. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1927/28)

Vorstand

und

Geschäftsführender Ausschuß der Goethe-Gesellschaft

am Ende des Berichtsjahres 1927/28

Präsident:

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Grunewald

Vizepräsidenten:

Geh. Hofrat Professor Dr. Victor Michels, Jena
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:

Dr. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig
Professor D. Dr. Friedrich Lienhard, Eisenach
D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, München
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin
Kultussenator Dr. Hermann Strunk, Danzig
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar
Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien

Geschäftsführender Ausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schriftführer: Professor Dr. Max Hecker
Schatzmeister: Bankdirektor Hans Adlung

Prof. Dr. W. Deetjen
Geh. Reg.-Rat Baron S. v. Groß
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche
Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-R. Prof. Dr. Scheidemantel
Generalintendant Dr. F. Ulbrich
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle
Ministerialdirektor Dr. Ernst Wuttig

Ehrenmitglieder

Frhr. Alexander von Gleichen-Rußwurm, Greifenstein ob Bonnland
Professor Dr. Otto Heuer, Homburg v. d. Höhe

Tätigkeitsbericht des Geschäftsführenden Ausschusses für 1927/28.

Das Berichtsjahr brachte einen besonders regen Verkehr mit verwandten und gleichstrebenden Körperschaften wie mit einzelnen Freunden und Gesinnungsgenossen des In- und Auslandes; gleichzeitig wurde an der weiteren Durchbildung unserer inneren Verwaltung gearbeitet, deren Ausbau jetzt mit der zur Beratung stehenden Satzungsänderung einen vorläufigen Abschluß finden soll.

Was die „auswärtigen" Angelegenheiten anlangt, so war unsere Gesellschaft zunächst bei der vorjährigen Kleistgedächtnisfeier vertreten; unser Herr Präsident übermittelte die Grüße der Gesellschaft auf dem von der Stadt Frankfurt a. O. am 14. Oktober 1927 veranstalteten Begrüßungsabend.

An der Feier, die der Harzverein für Geschichte und Altertum zur Erinnerung an Goethes erste Brockenbesteigung vor 150 Jahren am 9. und 10. Oktober 1927 in Schierke und auf dem Brockengipfel veranstaltete, nahm auch eine größere Anzahl unserer Vorstandsmitglieder teil. Prof. Max Hecker hielt den Festvortrag über 'Goethe als Staatsmann und Beamter'; eine vom Fürsten von Stolberg-Wernigerode gestiftete Bronzeplakette des jugendlichen Goethe wurde am „Wolkenhäuschen" enthüllt. Die ganze Feier war vom herrlichsten Herbstwetter begünstigt und hat wohl bei allen Teilnehmern unvergeßliche Eindrücke hinterlassen.

Im November 1927 vertrat Prof. Deetjen vom Geschäftsführenden Ausschuß die Goethe-Gesellschaft bei einer Goethefeier der Staatlichen Bildungsanstalt in Naumburg a. S., wo die Jugend kleinere Goethische Stücke recht wacker aufführte.

Im März d. J. feierte der Wiener Goetheverein als die älteste der bestehenden Goethegesellschaften die 50. Wiederkehr seines Gründungstages. In der Festsitzung in der Akademie der Wissenschaften begrüßte Professor Hans Wahl den feiernden Verein auch namens der Goethe-Gesellschaft. Er überreichte dabei dem 2. stellvertretenden Vorsitzenden, Hofrat Dr. Payer von Thurn, dem um die Pflege der Goethe-Wissenschaft in Österreich hochverdienten Gelehrten, unter dem herzlichen Beifall der festlich Versammelten die ihm von unserem Vorstand verliehene goldene Medaille.

Zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt in Wörlitz vor 150 Jahren fand im dortigen Park am 13. Mai d. J. eine stimmungsvolle Feier unserer Ortsgruppe Dessau statt, an der als Vorstandsvertreter Herr Geheimrat Michels teilnahm. Unter anderem wurden im Nymphäum des Parkes zwei Marmortafeln aufgestellt, die den auf Wörlitz bezüglichen Wortlaut des Briefes Goethes an Charlotte v. Stein vom 14. Mai 1778 wiedergeben.

Auf Einladung des Magistrats von Frankfurt a. M. hat der Vorstand einen Vertreter der Goethe-Gesellschaft in der Person ihres Präsidenten in das für alljährliche Verteilung eines Frankfurter Goethe-Preises gebildete Kuratorium abgeordnet.

Dem Otto Ludwig-Verein in Eisfeld sind wir als Mitglied beigetreten; ebenso (in der Form des Austausches der beiderseitigen Veröffentlichungen) der Schopenhauer-Gesellschaft und dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M.

Mancher erfreuliche Besuch konnte in Weimar begrüßt werden:

Die Gründung der New Yorker Ortsgruppe führte die Herren Rev. Dr. Popcke und Professor Dr. E. de Marnay-Baruch, den Vorsitzenden der Gruppe, auf ihrer Europareise in unsern hiesigen Kreis. Wir konnten uns davon überzeugen, daß drüben rüstig gearbeitet wird, daß freilich der Ausbau einer wirksamen Organisation in den Vereinigten Staaten noch manche Zeit und Geduld erfordern wird. Auch Herrn Edgar Speyer, den Schatzmeister der New Yorker Gruppe und als feinsinnigen Goethekenner bekannten Finanzmann, hoffen wir noch im Laufe dieses Sommers hier begrüßen zu können.

Besonders nahegetreten ist uns Herr Professor Karl F. Schreiber, der Germanist der Yale Universität in New Haven, bei seinen wiederholten längeren Studienaufenthalten in Weimar; auch in dem Germanisten der Wesleyan University in Middletown (Conn.), Professor Paul H. Courts, lernten wir einen aufrichtigen Freund deutscher Wissenschaft und deutschen Wesens kennen.

Endlich sei als eine Art freundschaftlichen Besuches in Weimar noch das Büchlein 'Der Advokat Goethe' gewürdigt, das Herr Rechtsanwalt Dr. Weißel in Wien unserer Gesellschaft gewidmet hat.

Zum 60. Geburtstag wurde Herr Staatsminister Dr. Leutheußer, der Leiter des unserer Gesellschaft von alters her wohlgewogenen Kultusministeriums, beglückwünscht, zum 70. eine Urenkelin der Frau v. Stein, Frl. Frida v. Rappard in Naumburg, und unser verehrtes Vorstandsmitglied Freiherr v. Biedermann, zum 75. unser lieber musikalischer Schutzpatron Herr Geheimrat Max Friedlaender in Berlin.

Zum Schutze klassischer Stätten vor Verfall und Entweihung helfend einzugreifen, hatten wir wiederholt Veranlassung.

Dem wackeren greisen Pfarrherrn Räbel in Sesenheim wurde durch einen Geldzuschuß beim Wiederaufbau der teilweise zusammengebrochenen historischen Pfarrscheune geholfen, wie sie auf Goethes bekannter Zeichnung verewigt ist.

Die Wielandgrabstätte in Oßmannstedt ließen wir zusammen mit dem dortigen Kirchenvorstand, als dem Eigentümer der Stätte, mit vorsichtiger Hand soweit wie nötig wieder in Ordnung bringen. Die Versuche, einen besseren Zugangsweg zu schaffen, sind vorläufig gescheitert an dem Widerstand des Grundstückbesitzers, den ein wenig geschickter Zeitungsartikel in seiner ablehnenden Haltung nur bestärkt hat.

Die von uns warm befürwortete Sperrung der Parkchaussee vor Goethes Gartenhaus für Kraft- und Lastwagenverkehr hat der Stadtvorstand dankenswerterweise im Dezember 1927 verfügt; wir hoffen, daß er gegenüber den neuerlichen Anregungen auf Wiederfreigabe dieses Weges und der oberen Belvederer Allee für den allgemeinen Kraftwagenverkehr festbleiben werde.

Im „Departement des Innern“ gab es reichlich zu tun; zu den Sitzungen des Vorstandes und Geschäftsführenden Ausschusses, der Satzungskommission und des Ausschusses für Beratung der Vierteljahrsschrift-Frage kamen die Verhandlungen eines neugebildeten, aus fünf Vorstandsmitgliedern bestehenden Arbeitsausschusses, der zur Entlastung des vielköpfigen und darum etwas schwer beweglichen Gesamtvorstandes mit gewissen selbständigen Beschlußrechten ausgestattet und in der neuen Satzung als ständiges Verwaltungsorgan vorgesehen ist. Auch unsere

Geschäftsstelle im Goethe- und Schiller-Archiv war dauernd stark beschäftigt. Neben den laufenden Arbeiten her wurde das Aktenwesen übersichtlicher gestaltet, das Listenwesen unter Verwendung neuzeitlicher Kartothekenform umgebildet. Den Damen der Geschäftsstelle und dem Herrn Rechnungsführer sei der Dank des Vorstandes für ihre treue und ersprießliche Arbeit hiermit noch besonders ausgesprochen.

In dem Rückgang unseres Mitgliederbestandes auf rund 4400 zahlende Mitglieder spiegelt sich die wirtschaftliche Not dieser Tage, auf die von so manchem Ausscheidenden mit schmerzlichem Bedauern hingewiesen wurde. Auch der Tod riß zahlreiche Lücken, deren Wiederausfüllung nur sehr schwer gelingt.

In den bestehenden zwölf Ortsgruppen ist knapp ein Viertel unserer Mitglieder zusammengefaßt. Mit den zur Hauptversammlung erschienenen Ortsgruppenvertretern hat eine Aussprache stattgefunden, die sich einmal auf Einzelheiten des Geschäftsganges bezog, weiter aber auf die ernsten Nachteile, die der Muttergesellschaft unter Umständen daraus entstehen, daß die Ortsgruppenmitglieder mit Beitragspflichten doppelt belastet werden, nicht minder aus der Aufnahme zahlreicher Personen in ein Mitgliedsverhältnis bei der Gruppe, die gar nicht Mitglieder der Goethe-Gesellschaft sind. Die Gruppenvertreter mußten die von der Geschäftsleitung insoweit geäußerten Bedenken als berechtigt anerkennen; schließlich wurde noch eine neue Vereinbarung über das Vortragswesen bei den Gruppen getroffen.

Zu den Buchveröffentlichungen des Berichtsjahres ist mitzuteilen, daß vom 'Jahrbuch' für 1927 rund 4800, von der 'Schrift' 'Karl August im niederländischen Feldzug' rund 4900 Stück bisher abgegeben wurden. Das 'Jahrbuch' für 1928 wird, wie herkömmlich, Ende August versandt werden, als 'Schrift' des Jahres im Dezember Band 2 des 'Briefwechsels Herders mit seiner Braut' erscheinen. Dieser Schlußband wird ein Personenregister enthalten.

Für 1929 ist ein Buchwerk über den Maler Georg Melchior Kraus mit einigen sechzig Bildertafeln in Vorbereitung, das der Assistent bei den Staatlichen Kunstsammlungen Frhr. Dr. Schenk zu Schweinsberg bearbeitet.

Der Schlußband (4) des Goethe/Meyerschen Briefwechsels wird den Subskribenten vom Bearbeiter Professor Max Hecker nunmehr für November d. J. bestimmt in Aussicht gestellt.

An älteren 'Jahrbüchern' wurden 340, an älteren 'Schriften' 353 Stück an Mitglieder auf Bestellung abgegeben.

Die Herausgabe des Werkes 'Goethe und das Komödienhaus in Weimar 1779—1825' von A. Weichberger haben wir durch Übernahme eines Teils der Auflage gefördert; auf den noch vorhandenen Restbestand sei besonders hingewiesen.

In der Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv ist die Goethe-Gesellschaft nach wie vor durch das Vorstandsmitglied Professor A. Kippenberg vertreten. Der auf uns entfallende Zuschuß zu den Verwaltungskosten betrug im Vorjahr gegen 4200 ℳ.

Der schon im letzten Bericht erwähnte Streit um eine uns im Heydenprozeß in Rechnung gestellte Vergleichsgebühr wurde gegen uns entschieden. Die Verzinsung der 1931 fälligen Vergleichssumme von 50000 ℳ, in die wir uns mit der 'Vereinigung der Freunde des Goethehauses' zu teilen haben werden, läuft von Mai d. J. ab entsprechend dem jeweiligen Reichsbankdiskont; es wird auf vorzeitige Abführung des Kapitalbetrages hingewirkt, damit wir mit den gesetzlichen Erben des Fräulein Heyden endlich auseinanderkommen.

Schließlich sei allen, die uns mit Rat und Tat im vergangenen Jahre zur Seite standen, von Herzen gedankt. Im besonderen Herrn H. Emden in Frankfurt a. M., der wieder eine Spende für Patenschaften sandte, und solchen, die uns durch wesentlich erhöhte Beitragsleistung freundlich unterstützten, so die Familie Vales in Köln, Herr L.-G.-Direktor Fielitz in Berlin, der Weimarer C. C.-Verband farbentragender Sängerschaften, die Deputation für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Frankfurt a. M., die Stadt Bochum und andere hilfreiche Freunde.

An

Tätigkeitsberichten der Ortsgruppen

für 1927/28 waren neun bis zur Hauptversammlung eingegangen. Aus ihnen kann auch diesmal angesichts der Knappheit des verfügbaren Raumes nur das, was von allgemeinerem Interesse sein dürfte, herausgehoben werden. Namentlich muß auf eine Einzelanführung gehaltener Vorträge verzichtet werden. Manche Gruppen berichten über Mitgliederrückgang, andere konnten wenigstens den Bestand des Vorjahres erhalten. Leipzig berichtet von einer Erhöhung der Zahl der ordentlichen Mitglieder und bringt diesen Zuwachs in Verbindung mit der dortigen Propaganda für eine außerordentliche Mitgliedschaft. Wenn die Werbung solcher „außerordentlicher" Mitglieder derart erfolgt, daß bei den Neueintretenden jeder Irrtum über ihr Verhältnis zur Ortsgruppe und zu Weimar von vornherein ausgeschlossen bleibt, dann kann man sie wohl dulden. Uns in Weimar erscheint aber die Anwendung der Bezeichnung „Mitglied", wenn auch „außerordentliches", auf Personen, die der Muttergesellschaft nicht angehören wollen, unter allen Umständen unangebracht und gefährlich. Auch dürfen diese „Außerordentlichen" an den geschäftlichen Verhandlungen der Gruppe unbedingt nicht teilnehmen.

Berlin veranstaltete u. a. einen Künstlerabend mit Prof. Lamond und Frau Irene Triesch, an den sich ein festliches Abendessen anschloß. Es bot den Mitgliedern wieder als Jahresgabe das neue 'Jahrbuch der Sammlung Kippenberg'.

Über die Dessauer Veranstaltung in Wörlitz wurde schon oben berichtet. An den Besuch in Wörlitz schloß sich noch eine Besichtigung des Schlosses und Parks von Oranienbaum, an der auch Vertreter des anhaltischen Ministeriums teilnahmen und eine künstlerisch ausgestattete Denkschrift mit auf Wörlitz und Goethe bezüglichen Faksimiles als Geschenk der Staatsregierung überreichten.

In Gelsenkirchen muß man sich eigene Vorträge auch weiterhin versagen, man will aber im kommenden Winter mit der Stadt bei deren Vortragsveranstaltungen gemeinschaftlich arbeiten, auch der Ortsgruppe unter Umständen eine literarische Vereinigung von Nichtmitgliedern angliedern.

Hamburg hat durch seinen Vorstand an der Satzungsänderung der Hauptgesellschaft rege mitgearbeitet. Dem dortigen Jahresbericht ist ein schöner Vortrag von Prof. Petsch über 'Goethes Mondlyrik' im Abdruck beigefügt.

Hannover klagt über die Konkurrenz der allzuvielen Vereine und Vereinchen mit ihren Vorträgen und anderen Darbietungen, die alle eigenen Veranstaltungen der Gruppe auf ähnlichen Gebieten von vornherein zur Unrentabilität verdamme. Trotzdem hat man am 29. August eine Goethe-Geburtstagsfeier mit musikalischen Darbietungen, Deklamationen und Vortrag des Gruppenvorsitzenden über 'Goethe und Minchen Herzlieb' veranstaltet und am 16. Januar als dem 100. Todes-

tag Lottes mit tätiger Hilfe der Stadt eine große, wohlgelungene Charlotte Kestner-Gedächtnisfeier mit Gedächtnisausstellung im Kestner-Museum. Als kostenlose Gabe erhielten die Mitglieder das vom Vorsitzenden verfaßte Festbuch 'Goethes Beziehungen zu Hannover'. Das Forsthaus Wisburg als Stätte der Erinnerung an die Goethefreundinnen v. Egloffstein wurde zweimal besucht.

In Königsberg i. Pr. warb im Anschluß an einen Vortrag über 'Unser Weg zu Goethe' der Herr Gruppenvorsitzende unter Hinweis auf die Geschichte und die Aufgaben und Ziele unserer Gesellschaft für den Erwerb der Mitgliedschaft bei ihr.

Aus New York berichtet Herr O. P. Peterson, daß inzwischen neben anderen hervorragenden Einzelmitgliedern die Vorsteher der deutschen Abteilungen von 6—7 amerikanischen Universitäten der 'American Goethe Society' beigetreten sind. Die Werbetätigkeit schreitet mit günstigen Erfolgen fort. Im Herbst wird man an den endgültigen Ausbau der Organisation herangehen.

In diesen Junitagen, da das Gedächtnis Karl Augusts in unserem Weimar wieder lebendig geworden ist, hatten wir besondere Veranlassung, der schönen Huldigung zu gedenken, die Goethe dem fürstlichen Freunde in seinen 'Venezianischen Epigrammen' mit den Worten darbringt:

„. . . so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein!"

Es war der Zweck dieses Berichtes, darzutun, wie unsere Verwaltung sich auch im vergangenen Jahr um die Erfüllung der satzungsmäßigen Aufgaben der Goethe-Gesellschaft gemüht hat. So möge es uns auch gestattet sein, an unsere Mitglieder und Freunde die herzliche Bitte zu richten, daß ein jeder von ihnen ein bescheidenes Teil seiner Kräfte nach innen wie nach außen in den Dienst unserer Gesellschaft wenden möchte. Dann kann es ihr an einer gefestigten Fortdauer, einem fruchtbaren Wirken auch in der Zukunft nicht fehlen!

Dr. Donndorf.

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A), über die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und das Goethe- und Schiller-Archiv (B), über das Goethe-Nationalmuseum (C).

A.

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1927 gestaltet sich wie folgt:

Einnahmen.

32 949.25	RM	Gewährschaft einschließlich Rückstellung vom Jahre 1926.
54 564 99	„	Jahresbeiträge der Mitglieder.
2 480.99	„	Erlös aus früheren Veröffentlichungen.
1 718.46	„	Zinsen.
247 90	„	Sonstiges.
91 961.59	RM.	

Ausgaben.

19 240.60	RM	Für das 'Jahrbuch' Bd. 13.
13 423.09	„	Für die 'Schrift' Bd. 39 (Restzahlung).
10 574.45	„	Für die 'Schrift' Bd. 40.
794.46	„	Für Rückkauf älterer Bände und Honorarvorauszahlung.
2 004.92	„	Für die Bibliothek der Gesellschaft.
4 189.32	„	Für Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft des Goethe- und Schiller-Archivs.

2 099.71	RM	Für sonstige Beihilfen (Goethe-Nationalmuseum, Landesbibliothek, Sesenheim usw.).
583.80	„	Für Grabpflege, Beiträge an Vereine usw.
10 210.14	„	Für Gehälter und Büroaufwand der Geschäftsstelle.
1 793.50	„	Für sonstige Verwaltungskosten.
15 241.06	„	Kosten des Heydenprozesses. (Die Hälfte wird wieder zurückerstattet.)
4 055.43	„	Für die Hauptversammlung.
428.38	„	Insgemein.
84 638.86.	RM	

Vergleich.

91 961.59 RM	Einnahmen.
84 638.86 RM	Ausgaben.
7 322.73 RM	Vorrat für das neue Rechnungsjahr.

Das Kapitalvermögen betrug beim Rechnungsabschluß nach dem Kursstand vom 31. Dezember 1927

29 506.35 RM,

und zwar 17 983.— RM in Pfandbriefen und Schuldverschreibungen,
11 523.35 RM in aufgewerteten Vorkriegspapieren.

B.

Der Bericht über das Goethe- und Schiller-Archiv kann, wie schon der im vorigen Jahre, einen nennenswerten Zuwachs von Handschriften durch Schenkung nicht verzeichnen. Die fetten Jahre, wo es großmütige Stifter gab, die eine Ehre darein setzten, die Anstalt durch Überweisung von Handschriften zu bereichern, scheinen vorläufig, hoffentlich nicht endgültig, vorüber zu sein. Fünf Briefe von Gustav Freytag an seinen Freund Theodor Molinari sind dem Archiv von Herrn Ministerialrat Dr. Karl Schnobel in Weimar geschenkt worden. Auf Grund testamentarischer Bestimmung des am 4. November 1926 verstorbenen Geh. Hofrats Max Martersteig, eines geborenen Weimaraners, der sich als Theaterleiter und Geschichtsschreiber des deutschen Theaters einen klangvollen Namen gemacht hat, ist die große Sammlung der an ihn gerichteten Briefe, in der hervorragende Namen aus den Gebieten der Literatur, der Bühne, der Musik und bildenden Kunst aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vertreten sind, ins Archiv gekommen. Außerdem schenkte Herr J. G. Heyn in Minneapolis die Photographie eines Briefes Goethes an August und Ottilie, Herr Dr. J. R. Beringer in Mannheim den Brief einer Dame aus Weimar aus dem Jahre 1790, der interessante Mitteilungen über gesellschaftliches Leben daselbst enthält, Miß Adele D. Ebbinghausen in New York die Photographie eines Briefes Goethes an J. C. Schaum, Herr Paul E. Emden in Berlin das Faksimile der eigenhändigen Niederschrift von Fontanes 'Der alte Ziethen' mit anschließendem Brief an seine Frau und endlich die Akademie der Wissenschaften in Leningrad die Photographien und zugehörigen Platten zweier Vierzeiler Goethes und eines Briefes August v. Goethes.

Erheblich größer ist die Zahl der vom Archiv käuflich erworbenen Handschriften. Dank der Hochherzigkeit des Reichsministeriums des Inneren, das wie in den zwei vergangenen Jahren auch in diesem dem Verwaltungsausschuß des Archivs aus Reichsmitteln eine bedeutende Summe für Ankäufe gewährt hat, konnten sowohl auf Auktionen als durch direkte Angebote der Besitzer erworben werden: von Goethe die Handschriften der Gedichte 'Trauerloge' („An dem öden Strand des

Lebens"), 'Fuchs und Kranich' („Zwei Personen ganz verschieden"). Das Gedicht aus dem Nachlaß zum 'West-östlichen Divan' „Hudhud sprach: Mit Einem Blicke hat sie alles mir vertraut" und 'Heute und ewig' („Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen"), ferner 4 Briefe Schillers, 6 Briefe Wielands, 5 Briefe Hebbels, 11 Briefe von Goethes Frankfurter Jugendfreund Friedr. Maximilian Klinger, zumeist an seine Mutter und Schwester, einen Brief von Goethes einstiger Braut Elise v. Türckheim geb. Schönemann, und einen Brief Körners an Schiller. Dem Reichsministerium des Inneren sei auch an dieser Stelle für die der Anstalt großmütig gewährte Unterstützung der gebührende Dank ausgesprochen.

An mehreren öffentlichen Ausstellungen war das Archiv durch Darleihung von Handschriften beteiligt, so an der Theaterausstellung in Magdeburg, an der Ausstellung des China Instituts in Frankfurt a. M., an der von der Berliner Staatsbibliothek veranstalteten Ausstellung gelegentlich des 150. Geburtstages Heinrichs v. Kleist, an der vom Kestner-Museum in Hannover zur Erinnerung an den 100. Todestag Lotte Buff-Kestners veranstalteten Lotte Ausstellung, und gegenwärtig befinden sich Handschriften des Archivs auf der 'Pressa' in Köln und auf der Schubert-Gedächtnisausstellung in Wien.

Der Reichtum des Archivs an Materialien, die für die literarische Forschung wertvoll sind, ist noch immer nicht ausgeschöpft und wird noch auf lange Zeit eine ergiebige Quelle für die Wissenschaft bleiben. Das zeigt die große Zahl von Forschern, die sich auch im abgelaufenen Berichtsjahr mit Anfragen an das Archiv gewandt haben oder die selbst nach Weimar gekommen sind, um diese Materialien zu wissenschaftlichen Arbeiten zu benutzen. Aber auch nach auswärts sind, im Rahmen der dafür geltenden Bestimmungen der Geschäftsordnung, Handschriften in vielen Fällen verschickt worden, wodurch Gelehrten, die verhindert waren, nach Weimar zu kommen, die Arbeit an den Quellen ermöglicht werden konnte. Und so ist in jeder Hinsicht getreu im Sinne der verewigten Begründerin und Stifterin der Anstalt, der Großherzogin Sophie von Sachsen, verfahren worden, die dem Archiv die Bestimmung gab, „die Schätze der nationalen Literatur, die seine Bestände bilden, fürsorglich zu erhalten und der Mit- und Nachwelt nutzbringend zu erschließen".

Die Bibliothek des Archivs ist durch verschiedene Schenkungen bereichert worden. Die Namen der Spender, denen hier nochmals bestens gedankt sei, sind: F. Ahlefeldt Laurvig (Kopenhagen), Dr. F. v. Biedermann (Berlin), Dr. W. Frels (Ötzsch b. Leipzig), Direktor E. Höfer (Eisenach), Hofrat Dr. J. B. Kittel (Würzburg), Dr. F. Lütge (Jena), F. Meyer (Leipzig), H. v. Müller (Berlin), F. v. Oppeln-Bronikowski (Berlin), Prof. J. G. Robertson (London), Geheimrat Prof. Dr. A. Trendelenburg (Berlin), Geheimrat Prof. Dr. J. Walther (Halle a. S.), Sektionschef i. R. W. v. Weckbecker (Wien), A. J. Willets (Randleton); ferner das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (Berlin), das Anhaltische Staatsministerium (Dessau), das Amt für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung (Frankfurt a. M.), die Landesbibliothek (Weimar), der Volksverband der Bücherfreunde (Berlin) und der Verlag R. Triltsch (Würzburg).

Der Bibliothek der Goethe-Gesellschaft sind gleichfalls zahlreiche Bücherschenkungen zugegangen, für die den Spendern auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen werde. Ihre Namen sind: J. Antonsson (Göteborg), Redakteur E. Behrens (Kopenhagen), Dr. F. v. Biedermann (Berlin), Dr. R. Blume (Freiburg i. B.), Dr. H. Bühlmann (Luzern), Bibliotheksdirektor Prof. Dr. W. Deetjen (Weimar), Dr. O. Deneke (Göttingen), Prof. Dr. F. Dreher (Friedberg),

R. Eberhard (Schwerin), Prof. Dr. P. Eickhoff (Wandsbeck), H. Emden (Frankfurt a. M.), Frau Dr. E. Förster-Nietzsche (Weimar), Geheimrat Prof. Dr. G. Götz (Jena), W. Graadt van Roggen (Utrecht), Prof. Dr. F. Hüller (Asch i. Böhmen), Prof. Eischiro Kameo (Tokyo), Prof. Dr. A. Kippenberg (Leipzig), Hofrat Dr. J. B. Kittel (Würzburg), Oberpfarrer W. Kotzschke (Reichenbach i. V.), Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche (Weimar), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Dr. O. Lerche (Berlin), Oberlehrer a. D. F. Liebeskind (Ilmenau), Geheimrat Prof. Dr. E. O. v. Lippmann (Halle a. S.), Bibliotheksdirektor Dr. Th. Lockemann (Jena), der Deutsche Gesandte in Luxemburg Mertens, A. v. Minnigerode-Allenburg (Silkerode), Dr. H. Möller (Naumburg), Dr. K. Muthesius (Weimar), Dr. F. Noack, Dr. L. Polak (Haag), Dr. A. Pollmer (Leipzig), S. Raetzer (Weimar), Dr. E. Reicke (Nürnberg), Paula Rosenstock (Freiburg i. B.), Prof. Dr. E. Scheidemantel (Weimar), Oberstudienrat a. D. Prof. Dr. J. Schiff (Breslau), Geh. Studienrat Dr. H. Schmidt (Hannover), Hofrat Prof. Dr. B. Seuffert (Graz), W. A. Speck (New Haven, Connect.), Dr. J. Steinberger (Göttingen), Prof. Dr. H. Trommsdorff (Göttingen), Prof. Dr. H. Ullrich (Gotha), Fabrikdirektor W. Unruh (Berlin), Geheimrat Prof. Dr. H. Vaihinger (Halle a. S.), J. A. Walz (Harvard University, Cambridge, Mass.), Geheimrat Prof. Dr. O. Walzel (Bonn), Dr. O. Weissel (Wien), Dr. R. Zaunick (Dresden), Geheimrat Dr. E. Zeyß (Gotha); ferner der Deutsche Schillerbund (Weimar), die Landesbibliothek (Weimar), die Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft zu Hamburg, der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen (Prag), die Redaktion der Tagespost (Graz) und die Verlagsanstalten E. Diederichs (Jena), der Inselverlag (Leipzig), der Horen-Verlag (Berlin), Mittler und Sohn (Berlin), die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart), J. J. Weber (Leipzig), W. Funk (Berlin), A. J. Schneider (Stadtilm).

Wahle.

C.

Im vergangenen Jahre wurde im Bericht über das Goethe-Nationalmuseum das baldige Erscheinen des Sonderführers durch den Physiksaal in Aussicht gestellt, den Professor Dr. Hans Wohlbold aus München in Arbeit hatte. Er ist soeben erschienen und enthält außer dem so lange erwarteten „Führer" eine Einführung in Goethes naturwissenschaftliche Studien, die das Verständnis der behandelten Probleme erleichtern will. Daneben ist die Bearbeitung des Goethischen Kunstnachlasses bis auf einige kleine Abteilungen zu Ende geführt, so daß wir vielleicht noch in diesem Jahre der ersten Veröffentlichung nahetreten können.

Der Besuch des Museums hat nicht, wie angesichts der fortschreitenden Notlage eines großen Teiles des deutschen Volkes angenommen werden könnte, nachgelassen, die Benutzung der Sammlungen hat weiter zugenommen. An allen größeren und kleineren Ausstellungen außerhalb Weimars (Theaterausstellung in Magdeburg, Kleist-Ausstellung in Berlin, 'Pressa' in Köln, Dritte Internationale Buchmesse in Florenz) hat sich das Museum beteiligt.

Seinen Besitzstand hat es diesmal nicht mit großen Stücken vermehrt, sondern durch Ausfüllung von Lücken in den graphischen Teilen seiner Sammlungen. So wurden die Abteilungen ergänzt: das alte Weimar, der Park, die Belagerung von Mainz. Ein großes Gipsrelief (Unikum), Karl August darstellend und wahrscheinlich 1817 von Kaufmann angefertigt, eine Kreidezeichnung von C. Müller, den Anatom Loder darstellend, und eine Reihe zeitgenössischer Kompositionen zu Goethes Ge-

dichten konnten erworben werden, wie aus dem Nachlaß der Gebrüder Henschel fast sämtliche Darstellungen Jfflands in Rollen, die er in Weimar gespielt hat. Hier sei angeschlossen, daß in das Goechhausen-Zimmer im Wittumspalais ihr schöner Schreibschrank und jene sechs Bilder zurückgekehrt sind, die die ehemalige Bewohnerin dort als Wandschmuck gehabt hat.

Ein seltsamer Heimkehrer in Goethes Haus war jener Ring, den Goethe im Jahre 1807 der Bettina Brentano geschenkt hatte.

Wiederum haben wir auch einiger Stifter zu gedenken. Ich nenne: Fräulein Magdalene Kreban, Fräulein Margarete Geibel und Herrn Dr. Arthur v. Gwinner, der die neuentstandene kostbare Bronzebüste Goethes von Professor Theodor Georgii dem Museum geschenkt hat. Ihnen allen spreche ich hier den herzlichsten Dank des Museums aus.

Die im vergangenen Jahre vorgenommene völlige Zurückgestaltung der Dornburger Gärten ist glücklich fortgeschritten; der englische Gartenteil neben dem Goetheschloß trägt dank einer reichen Stiftung durch unseren Gartenberater, Herrn Gartenarchitekt Moßdorf (Leipzig), in herrlich jungem Rasen wieder neue Buschgruppen, die für die künftigen Jahre ein geschlossenes gartenarchitektonisches Bild versprechen, das gleichzeitig die weite Landschaft im Saaletal wieder in den Garten hereinzieht. Rosenkreuzgang und Eschengang sind neu hergestellt, 1500 neue Rosen werden den Garten wieder wie in alten Zeiten beleben. Als erstes der Schlösser wurde das Rokokoschloß völlig erneuert und erhielt den hellgelben Anstrich der Goethejahre zurück. Auch im Innern der Schlösser wurde vorsichtig mit Wiederherstellungsarbeiten begonnen, soweit es die vom Kuratorium zur Verfügung gestellten Mittel gestatteten.

Noch bleibt viel zu tun; aber die Gewißheit besteht, daß in wenigen Jahren die Dornburger Gärten und Schlösser Schmuckstücke ganz besonderer Art nicht nur unter den Goethestätten, sondern in deutschen Landen überhaupt sein werden. Wir verdanken dies neben den hier oft genannten Kuratoren mit den treu hinter ihnen stehenden Stiftern und einigen Mitgliedern der Gesellschaft, die freiwillig unsere Ziele unterstützten, auch einer Reihe von großen gärtnerischen Firmen; aller Namen wird vereinigen ein Sammelbericht über die Tätigkeit des Kuratoriums. Hier senden wir ihm unseren herzlichsten Dank voraus. Mögen andere ihrem Beispiele folgen, denen der Gedanke, an einem schönen Werk mitgeholfen zu haben, eine Freude ist!

Wahl.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft 1. und 2. Juni 1928.

Anwesend waren etwa 600 Mitglieder.

I. Freitag, 1. Juni.

1. Geschäftliche Sitzung

im Saale der 'Armbrustschützengesellschaft', nachmittags 3 Uhr.

In seiner Eröffnungsansprache begrüßt der Präsident der Gesellschaft, Prof. Julius Petersen, die Vertreter des Staates und der Stadt und heißt namentlich die aus dem Ausland gekommenen Mitglieder willkommen, Österreicher und Schweizer, Dänen und Japaner, besonders Herrn Prof. Schreiber von der Yale University (Nordamerika). In dieser Beteiligung des Auslandes spiegele sich die Weltgeltung Goethes ab, der für die letzten Jahre seines Lebens den Begriff der Weltliteratur in den Mittelpunkt seines Denkens und Wirkens gestellt habe; Weltbedeutung werde die Feier haben, mit der die Gesellschaft in Verbindung mit der Regierung des Staates und des Reiches den hundertsten Todestag Goethes zu begehen gedenke. Aus der Weite der Welt auf thüringischen Boden zurückkehrend, weist der Präsident auf Dornburg und die bevorstehende Dornburgfahrt hin; er gedenkt mit Dankes- und Trauerworten des dem Kuratorium der Dornburg-Stiftung durch den Tod entrissenen Vizepräsidenten des Reichsbankdirektoriums Otto v. Glasenapp, dessen große Verdienste um Dornburg die Gesellschaft eben durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft habe anerkennen wollen; zu Ehren des Abgeschiedenen erhebt sich die Versammlung von ihren Sitzen. In weiterem Verlauf seiner Rede wendet sich der Präsident gegen leichtfertige Kritik, die der Gesellschaft Erstarrung in gelehrtem Kleinbetrieb vorwerfe; wie die Gesellschaft immer danach streben werde, Goethe in Persönlichkeit und Wirksamkeit als ein Ganzes zu erkennen, so halte sie sich auch offen den neu vertieften Geistesströmungen der Gegenwart, und ihre Veröffentlichungen würden dem starken Bedürfnis der Zeit nach Beseelung und sittlich-religiöser Erhebung Genüge zu tun versuchen. Das sei das große Problem der Gesellschaft, die bewährte Tradition mit den Forderungen der Neuzeit in Einklang zu bringen; das sei ihre Hauptaufgabe, die Jugend zu gewinnen für das alte Ziel wahrer Goetheerkenntnis. Die Gesellschaft lasse es sich darum auch angelegen sein, zu größerer Aktivität in weiterer Öffentlichkeit vorzudringen; der Präsident weist hin auf die Goethe-Woche in Bochum, auf die Goethe-Lessing-Feier in Braunschweig-Wolfenbüttel, auf die Deutsche Woche in Danzig 1930: an allen diesen Veranstaltungen werde die Gesellschaft als Mitwirkende beteiligt sein.

Herr Stadtrat Stumpf aus Bochum überbringt der Gesellschaft die freudig begrüßte Einladung zur Bochumer Goethe-Woche.

Dr. Donndorf trägt den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr vor, an dem die Mitgliederversammlung nichts zu erinnern findet. Er schließt Mitteilungen an über die Ortsgruppen Berlin, Dessau,

Dresden, Gelsenkirchen, Hamburg, Hannover, Jena, Königsberg, Leipzig.

Bankdirektor Adlung trägt die Jahresrechnung für 1927 vor und erhält Entlastung.

Prof. Julius Wahle gibt einen Überblick über die Arbeiten des Goethe- und Schiller-Archivs und über die Entwicklung der Gesellschaftsbibliothek.

Der Bericht über das Goethe-Nationalmuseum fällt aus, da der Direktor des Museums, Prof. Hans Wahl, durch die Vorbereitung des morgigen Ausflugs in Dornburg festgehalten wird.

Dr. Donndorf bringt den Antrag des Vorstandes ein, den Mitgliedsbeitrag für 1928 wiederum auf 12 ℳ festzusetzen; die Hauptversammlung ist damit einverstanden.

Es folgt die Beratung über den von der Satzungskommission aufgestellten Entwurf der neuen Satzungen, von dem ein gedrucktes Exemplar jedem Teilnehmer der Hauptversammlung zugeschickt worden ist. Einleitend gibt der Präsident einen historischen Überblick über die Entstehung der neuen Satzungen und lenkt die Aufmerksamkeit der Versammlung namentlich auf § 8 (Vorstand und Arbeitsausschuß), § 10 (Wahl des Präsidenten durch den Vorstand), § 11 (Ortsausschuß). Die einzelnen Paragraphen werden sodann von Dr. Donndorf vorgetragen und erläutert; er erbittet und erhält die Befugnis, redaktionelle Änderungen ohne weiteres für die endgültige Fassung vornehmen zu dürfen.

In § 9 wird der Schluß des letzten Absatzes: „Liegt nur ein gültiger Wahlvorschlag vor, so kann über diesen durch Zuruf abgestimmt werden", auf Antrag des Mitgliedes Geheimrat Hausmann, der durch Oberbürgermeister Mueller unterstützt wird, geändert wie folgt: „Liegt nur ein gültiger Wahlvorschlag vor, so gilt dieser als angenommen."

Zu § 10, der die Wahl des Vorsitzenden des Weimarer Ortsausschusses dem Vorstand überträgt, bittet Geheimrat v. Groß, man möge dem Ortsausschuß das Vertrauen schenken, seinen Vorsitzenden selbst wählen zu dürfen. Die Bedenken, die er gegen die Bestimmung des Entwurfes äußert, werden von der Versammlung nicht geteilt; es verbleibt also bei der Bestimmung des Entwurfes.

Zu § 13, zweiter Absatz, beschließt die Versammlung, daß die Worte: „unter Umständen" wegfallen sollen.

Da weitere Bemerkungen zu dem Satzungsentwurf aus der Versammlung nicht gemacht werden, stellt Dr. Donndorf die Frage, ob über jeden Paragraphen im einzelnen oder über den Entwurf im ganzen abgestimmt werden soll. Die Versammlung entscheidet sich für das zweite Verfahren. Der Entwurf, wie er nun vorliegt, wird einstimmig angenommen.

Abschließend wünscht Regierungsrat Schallehn, die beiden Abschnitte der Tagung möchten in der Einladung nicht als „Geschäftlicher Teil" und „Festlicher Teil", sondern als „Geschäftliche Sitzung" und „Festliche Sitzung" bezeichnet werden. Dr. Donndorf sagt Erfüllung des Wunsches zu.

Die Amtsdauer des Vorstandes ist abgelaufen. Da eine Neuwahl auf Grund der neuen Bestimmungen erst im nächsten Jahre erfolgen kann, so empfiehlt der Präsident, bis dahin, also nur auf die Dauer eines Jahres, den gegenwärtigen Vorstand wiederzuwählen. Die Versammlung ist damit einverstanden. Im Anschluß daran weist das Mitglied Dr. Bornstein auf die bereits früher von ihm hervorgehobene Notwendig-

keit hin, einen Naturforscher in den Vorstand zu wählen, und bezeichnet Geheimrat Friedrich Kraus als die geeignete Persönlichkeit. Der Präsident erklärt die Bereitwilligkeit des Vorstandes, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen.

Dr. Donndorf macht zum Schluß einige geschäftliche Mitteilungen, die sich namentlich auf die morgige Dornburgfahrt beziehen; er macht weiter die Mitglieder aufmerksam auf die reichhaltige Heimatzeitschrift 'Thüringen' und auf das Heft des Harzer Geschichtsvereins, das die Brockenfeier des Jahres 1927 behandelt.

Der Präsident schließt mit Dankesworten die Sitzung.

2. Theatervorstellung (abends 7 ½ Uhr).

Am Abend erfreut das Deutsche Nationaltheater die Teilnehmer an der Hauptversammlung durch eine überaus gelungene Vorstellung des anmutig-tiefsinnigen Lauchstädter Festspieles 'Was wir bringen' von Goethe und seines Schauspieles 'Erwin und Elmire' mit der Musik der Herzogin Anna Amalia. Bevor das zweite Stück in Szene geht, gibt Geheimrat Max Friedlaender, von der Versammlung freudig bewillkommt, eine Erläuterung der literarhistorischen Bedeutung des Schauspiels 'Erwin und Elmire' und eine Würdigung der Komposition Anna Amalias, die, wenngleich nicht ohne Anlehnung an Gluck, sich mit dieser Musik weit über die Ebene des zeitgenössischen Singspiels erhoben habe.

II. Sonnabend, 2. Juni.

1. Festliche Sitzung.

Die festliche Sitzung findet im Nationaltheater statt; sie beginnt vormittags 10 Uhr. Das Weimarer Reitz-Quartett (die Herren Robert Reitz, Willy Müller-Crailsheim, Herbert Groß, Walter Schulz) gibt der Zusammenkunft den musikalisch-künstlerischen Rahmen durch Vortrag zweier Sätze aus Schuberts herrlichem D-moll-Quartett; die Gesellschaft gedenkt auf diese Weise des Sterbetages Schuberts, der vor hundert Jahren (19. Nov. 1828) abgeschieden ist.

Prof. Dr. Karl Voßler (München) hält den Festvortrag: „Goethe und das romanische Formgefühl", für den die Zuhörerschaft mit lebhaftem, langandauerndem Beifall dankt.

2. Mittagessen.

Um 1 Uhr versammeln sich die Mitglieder zu gemeinschaftlichem einfachem Essen im Saale der 'Armbrust'. Mitglieder des Vorstandes (wie auch die Mitglieder des Ortsausschusses) haben an den verschiedenen Tafeln zwanglos Platz genommen. Der Präsident heißt die Erschienenen willkommen, widmet dem Vaterlande tief empfundene Worte der Liebe und Treue und bringt allen denen, die zur Ausgestaltung und Verschönerung der Zusammenkunft beigetragen haben, vor allem aber dem Festredner Prof. Karl Voßler den herzlichen Dank der Gesellschaft dar. Prof. Voßlers Erwiderung gilt Weimar und der Goethe-Gesellschaft.

3. Ausflug zu den Dornburger Schlössern.

Ein Sonderzug, der um ¾4 Uhr vom Weimarer Bahnhof abfährt, bringt die Teilnehmer nach Dornburg, wo man gegen 5 Uhr anlangt. Zu Fuß oder vermittelst Kraftomnibusses wird die Höhe gewonnen.

Oben von Böllerschüssen begrüßt, finden die Gäste vor dem Goetheschlößchen eine geräumige Halle errichtet, unter der Kaffee und Kuchen, gut und reichlich, dargeboten werden. Von einem Fenster des Goetheschlößchens aus werden sie von dem Präsidenten bewillkommt; der Präsident schildert in längerer Ansprache die äußere und innere Bedeutung, die diese Stätte für Goethe gehabt hat, der hier vor 100 Jahren sich im Verkehr mit der Natur aus der Trauer um den Tod des Großherzogs Karl August zu tätigem Leben zurückgewendet hat.

Ihm folgt Prof. Ferdinand Gregori aus Berlin, der die Erzählung des Kanzlers v. Müller über Goethes Besuch in Dornburg am 29. April 1818 vorliest und die vier Gedichte aus Dornburg vom Sommer 1828 rezitiert: „Willst du mich sogleich verlassen!“, „Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten“, „Und wenn mich am Tag die Ferne“, „Um Mitternacht ich schlief, im Busen wachte“ ('Der Bräutigam').

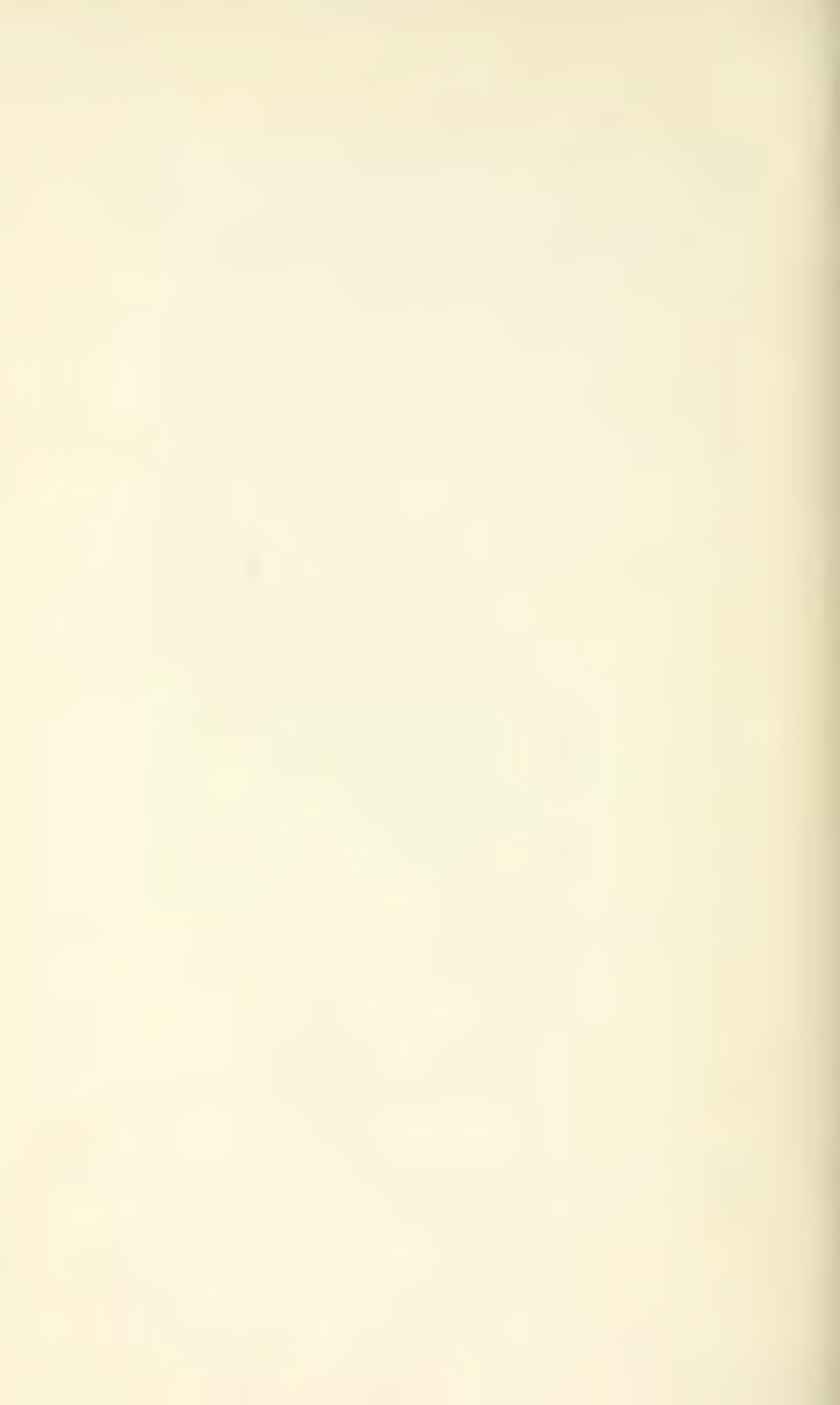
Der Vorsitzende des 'Kuratoriums der Dornburger Schlösser', Prof. Hans Wahl, gibt Rechenschaft über die schwierigen Wiederherstellungsarbeiten, durch die die Gärten aus langer Verwilderung, die Schlösser aus stilloser Verunstaltung in den Zustand der Goethezeit zurückgebracht worden sind, und nennt dankend die Namen aller Helfer, die ihm bei seinem mühseligen Werk mit Rat und Tat beigestanden haben.

Dann zerstreuen sich die Gäste, um in zwanglosem Hin- und Wiedergehen die Terrassen und frischen Gartenanlagen, die anmutigen Räume der beiden Schlösser zu durchstreifen. In den Zimmern der Schlösser sind Gymnasiasten verteilt, die auf Fragen Auskunft zu geben wissen; im Rokokoschloß konzertiert ein Streichquartett. Müde und hungrig geworden vom Wandern und Schauen, finden die Besucher in der Halle einen schlichten Imbiß: Bier und Rostbratwürste. Die Dunkelheit bricht herein: nun glänzen neben dem Lichte des Vollmonds in den Laubgängen die bunten Kugeln unzähliger Lampions auf, an den Pforten der Schlösser werden die alten Laternen angezündet, die Zimmer erstrahlen im warmen Kerzenlicht und enthüllen den letzten Zauber ihrer wiedererstandenen Anmut. Die Stunde des Abschieds naht: mit brennenden Fackeln in den Händen steigen die Gäste ins Tal hernieder, und die Dornburgen senden den Scheidenden feurige Raketengrüße und den wechselnden Schein bengalischer Flammen nach.

Von Prof. Wahl mit aufopfernder Sorgfalt durchdacht und vorbereitet, von herrlichstem Wetter begünstigt, durch keinen Mißklang gestört, ist die Dornburgfahrt eine der schönsten Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft geworden; ihr Andenken wird sicherlich keinem Teilnehmer aus dem Gedächtnis schwinden.

Weimar, 16. Juni 1928.

Petersen. Max Hecker.



Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe

Inhalt



Tafeln

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar.



